Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Aus meinem Leben.

L. Rellstab.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1861.

Vorwort.

„Aus meinem Leben“ habe ich die Bruchstücke benannt, welche ich für den Leser als Erinnerungen der merkwürdigsten Zeiträume meines eignen Daseins und mancher auf dasselbe einwirkenden Persönlichkeiten und Verhältnisse darlege. Sie beginnen in den Tagen meiner frühsten Jugend und werden, mit dem Schlußbande, hinaufreichen bis in die Zeiten meines spätesten Alters.

Jedem Menschen, der einigermaßen durch sein Dasein in die Oeffentlichkeit geschritten ist, wird es wichtig erscheinen dasjenige zusammenzustellen, was ihm als Hauptsache in den vielfach geknüpften Fäden desselben hervorgetreten ist. Und vielleicht mag es den Lesern ebenso erscheinen, wenn sie sicher sind, überall dabei auf Wahrheit zu stoßen. Dieses ist daher der Grundsatz gewesen, welchen ich bei der Arbeit festhalten mußte, niemals etwas

Anderes zu geben, als was ich für wahr und innerlich begründet gehalten habe. Im Allgemeinen kann man dabei Alles entwickeln, was von Einfluß auf das Leben gewesen ist, sowohl auf dessen äußere Gestaltung, wie auf den innerlichen Bau. Daß es dessenungeachtet viele Verhältnisse giebt, die man nicht näher auseinandersetzen darf, ergiebt sich für den Denkenden von selbst. Es sind diejenigen, bei denen es besser ist, andeutend an ihnen hinzustreifen, als die Hülle, die sie deckt, zu zerreißen, und dabei öfters mehr fremdes Eigenthum, als das eigne Preis zu geben.

Was dagegen zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit dient, habe ich unbefangen ausgesprochen, selbst da, wo es vortheilhafter geschienen hätte, es zu umgehen. Es kann von Niemandem, besonders aber nicht von einem jungen lebhaften Manne erwartet werden, daß er stets seine Handlungen zuvor bedacht, und niemals dasjenige gethan hätte, was er später unterlassen haben würde. Dies Urtheil wird man über so manche Züge meines Lebens, die ich mitgetheilt, mit Nachsicht fällen, und ich trete mit dem Vertrauen vor den Leser, daß er, wenn er den Blick zurück auf sich selbst wirft, wohl auch manches finden wird, das ihn auf ähnliche Weise anklagt.

In der Jugend sind äußerliche Vorgänge von besonders lebhaftem Einfluß. Sie wirken unmittelbar auf die Lebensthätigkeit zurück. Darum nehme man hin, was ich über die, nachgrade seltner werdenden persön-

lichen Erinnerungen aus den wichtigen Zeiten meines Knabenalters mitgetheilt habe. Manches mag unrichtig sein; doch wird man die Wahrheit im Ganzen, die dabei obwaltet, nicht verkennen, und kann den Einfluß, den es auf meine Ausbildung übte, nicht abweisen.

Daß ich über meine dargelegten Freundschaftsverhältnisse bisweilen so ausführlich berichte, darf man mir nicht übel deuten, da ich fühle, wie viel mein Leben diesen Einflüssen zu verdanken hat. Die Mehrzahl der angeführten Verbindungen hat sich lebendig erhalten; wo die Freunde mit mir das höhere Alter erreicht haben, zeigt sich's am deutlichsten, daß die jugendlichen Saaten späterhin Früchte der besten Gattung trugen. — —

Das wären die Bemerkungen, die ich meinem Leben hinzuzufügen hätte. Dieser erste Band umfaßt meine Jugend mit wenigen Vorausblicken in spätere Zeit. Im zweiten wird dieselbe fortgesetzt, und es treten die höheren Verbindungen, die ich auf meinen Reisen eingeleitet, stärker hervor, wie z. B. mit Tieck, Jean Paul, Göthe, Beethoven. — Im dritten und vielleicht vierten werde ich meine näheren Lebensverhältnisse mit andern bedeutenden Personen, (z. B. Lißt, Meyerbeer,) und meine Haltung zu wichtigen Zeitverhältnissen bezeichnen, wie hier. Doch schwebt mir der letzte Theil der Darstellungen so vor, daß ich ihn vielleicht ungedruckt lasse bis zu meinem Tode.

Es sei dem, wie es sei. Die billige Nachsicht der Leser muß ich mir für meine Mittheilungen erbitten. Sie mögen sie zunächst diesen beiden Bändchen schenken, die ich hier vor sie hinlege.

Im Oktober 1860.

L. Rellstab.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Abstammung und Jugendzeit.

Siebentes Kapitel.

Anhang.

Zweiter Abschnitt.

Reifere Knabenzeit bis zum Verlassen des Gymnasiums.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Dritter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Sechszehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Vierter Abschnitt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Erster Abschnitt.

Abstammung und Jugendzeit.

Erstes Kapitel.

Meine Groß-Aeltern und Aeltern. — Tod meines Großvaters. — Einfluß auf meines Vaters Schicksal. — Beschäftigung desselben als Musiker. — Zelters Brief an ihn. — Einrichtung einer Musikhandlung. — Geschichte meiner Mutter. — Ihre Bildung. — Die entscheidenden Schritte meines Vaters. — Die Heiraths-Verhältnisse.

Indem ich diese Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben beginne, empfinde ich es recht schmerzlich, wie groß das sorglose Unrecht ist, welches wir begehen, wenn wir uns um unsere Vorältern so wenig kümmern, wie das fast allgemein in denen nicht zum Adel gehörigen Familien geschieht. Leider kann ich von meinen Vorfahren väterlicher wie mütterlicher Seite kaum bis zu den Großältern hinauf Einiges berichten, und auch von diesem nur das Allerdürftigste und Unbestimmteste, was sich der kindlichen Erinnerung, aus den mehr zufälligen Erzählungen der Aeltern, erhalten hat. Das muß ich einen wahrhaften Vorzug und ein Glück des Adels nennen, welcher auf der höheren Bildung früherer Geschlechter beruht, daß er die, von denen er abstammt, hoch genug gehalten hat und hält, um möglichst genau über sie unterrichtet zu sein. Statt ihn wegen seiner, allerdings auch meist unbegründeten

Vorrechte anzugreifen, wäre es gewiß geeigneter, seine guten Eigenschaften nachzuahmen, indem wir die Geschichte derer von denen wir abstammen, sorgfältig beachten, und unseren Nachkommen aufbewahren, was sie über Gesinnungen, Thaten, Charaktere und Schicksale derer, denen sie ihr Dasein in fern hinaufsteigender Kette verdanken, für Berichte erhielten. Nicht nur, daß vielleicht von vielen bürgerlichen Geschlechtern Rühmlicheres zu melden wäre, als von manchen des Adels, so würde auch die überererbte Freude an dem Werthe und Verdienst der Vorfahren, den Nachkommen die Pflicht ihrer würdig zu sein, dringender ans Herz legen. Kann ein Volk auf Achtung Anspruch machen, das sich um seine Geschichte nicht kümmert? Man fertigt diejenigen Stämme, die von ihrer Vorzeit nichts wissen, mit dem kurzen, strengen aber gerechten Ausspruch ab: „Sie haben kein historisches Moment", eine Verurtheilung zur Vernichtung, die sie sogar dann trifft, wenn eben nur wir, die wir die Geschichte schreiben, nichts von der Vorzeit der Völker wissen. Verdienten aber Individuen ein andres Urtheil? Vernichten sie ihr geistiges Dasein nicht auch selbst, und verurtheilen sich zur Existenz der Ephemeren, berauben sich in gewissem Sinne der Unsterblichkeit, wenn sie weder die Wurzeln ihres Daseins kennen, noch Sorge tragen, daß den Enkeln diese Kenntniß überkomme? Sie sind abgebrochenen Zweigen ähnlich, deren grüne Frische nur dem Augenblick gehört, während jene tief gewurzelten Stämmen gleichen, denen zwar auch eine Grenze des Daseins gesetzt ist, die aber doch durch Pracht und Entfaltung, Kraft und fruchttragenden Segen einer ganz anderen höheren Gattung angehören.

Darum sei es auch Pflicht, von den Unsrigen jede Kenntniß, die wir erreichen können, zu sammeln und zu bewahren. Vermag ich leider nicht weiter aufwärts mit meinen Forschungen und Kundgebungen zu steigen, so beschränke ich mich nur

darauf als ein kleines Erbtheil für Kinder und Enkel niederzulegen, was ich von meinen Vorältern weiß.

Die Meinigen waren aus der Schweiz nach Brandenburg eingewandert. Sprüngli und Rellstab waren als Geistliche, berühmte Männer in der Schweiz. Sie wurden zur Verbesserung kirchlicher Einrichtungen hierher berufen. Die zwei Söhne Rellstab's wurden: der eine Kirchenrath, der die Schwester des Rector Meierotto heirathete, der andere Buchdrucker; dieser mein Großvater heirathete eine Tochter Sprüngli's. Nur in der Schweitz, und zwar in Bern, findet sich noch der Name Rellstab wieder, und vielfältig. In Berlin, in ganz Deutschland führte ihn mein Vater seit seines Vaters und Oheims Tode ganz allein, und nach dem Tode meines Vaters war auch ich, bis ich selbst Söhne hatte, der einzige dieses Namens. Mein Großvater hatte hier, (das Jahr vermag ich nicht anzugeben) eine Buchdruckerei gegründet, eine der wenigen, die Berlin damals besaß. Es war damit ein kleines Verlagsgeschäft, hauptsächlich geistlicher Bücher verknüpft, das noch bis auf mich selbst (es war auf ein Privilegium gegründet) übergegangen ist. Buchhandlung und Druckerei befanden sich in der neuen Friedrichsstraße, der Garnisonkirche gegenüber, in einem ihm eigen gehörigen Hause, von dem jedoch später ein Theil abgezweigt, niedergerissen, und durch ein anderes ersetzt wurde, das fremdem Eigenthum zufiel. Der Bruder meines Großvaters, Geistlicher, Kirchenrath Rellstab, ist vor meiner Geburt gestorben. Nur das Bild seiner Gattin, die uns Kindern unter der Bezeichnung „die Tante Rellstab" bekannt war, hing in dem Wohnzimmer meiner Eltern. Sie selbst wurde uns stets, als eine überaus verständige, liebenswürdige, geistvolle Frau geschildert; eine Schilderung, der ihr Bildniß wohl zu entsprechen schien.

Mein Großvater, dessen Geburtsjahr ich nicht genau kenne,

aber etwa auf das Jahr 1728 berechnen kann, erreichte das Alter von sechzig Jahren; allein schon neun Jahre vor seinem Tode traf ihn ein Schlaganfall, der ihn auf der rechten Seite lähmte; und zwar der Art, daß auch seine geistigen Fähigkeiten litten; er starb 1788. Dieser Umstand war von wesentlichem Einfluß für die Lebensbahn meines Vaters, und dadurch unmittelbar auch für die meinige. Er wurde nämlich dadurch genöthigt die Verwaltung des Geschäfts zu übernehmen, und seinen Lieblingsplan, sich ganz der Musik zu widmen, aufzugeben. Er hatte zu diesem künstlerischen Zweck bereits ernstere Studien gemacht, als man jetzt zu machen pflegt.

Ich muß einen Rückblick auf sein Leben überhaupt werfen.

Im Jahre 1759, am 27. Februar geboren, fiel seine erste Kindheit in die schwersten Jahre des siebenjährigen Krieges, doch zum Glück für ihn in die Zeit, wo das Bewußtsein den Sorgen und Gefahren, welche die allgemeinen Zustände mit sich führen noch nicht geöffnet ist.

So genoß er denn des hohen Glücks seine ganze Jugend ja sein ganzes Jünglings- und den größten Theil seines Mannesalters unter den wohlthätigen Einflüssen friedlicher, gesicherter Zustände, sich entwickeln zu sehen. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, das er bis zur Prima besuchte; der damalige Director desselben, der in der Gelehrtenwelt rühmlich gekannte und als sanfter, würdiger Charakter besonders hochgeehrte Meierotto, war zugleich sein Oheim, der Bruder der oben genannten Tante Rellstab. Ich habe meinen Vater wie alle Mitglieder meiner Familie stets mit der größten Ehrerbietung von diesem Manne sprechen hören.

Schon auf dem Gymnasium hatte sich die musikalische Richtung meines Vaters vielfach geltend gemacht, indem er die damals gebräuchlichen Concerte der Alumnen theils leitete, theils sich auf dem Flügel allein, besonders durch den Vortrag Se-

bastian und Philipp Emanuel Bach'scher Conzerte hören ließ. Als er die Anstalt verließ, wurde Fasch sein Lehrer in der Musik. Nur mit der wärmsten Liebe und mit wahrer Ehrfurcht, die ebenso den strengen Kenntnissen und dem Talent dieses ausgezeichneten Musikers, als seinem milden patriarchalischen Charakter galt, sprach mein Vater von diesem seinem Lehrer. Es scheint aber auch, daß der Schüler sich dessen Achtung und Liebe gewonnen hatte, wenigstens war er in gründlichen Kenntnissen so entwickelt, daß er den jüngeren Musikern jener Zeit für eine Autorität galt. Als Belag dazu führe ich den Umstand an, der mir durch mündliche Ueberlieferung nicht von meinem Vater selbst, aber von seinen nächsten Verwandten und Umgebungen bekannt geworden, daß Zelter ihm, als er sich dem Studium der Musik zu widmen begann, seine sämmtlichen Compositionen zur Durchsicht übersandte, mit einem Briefe in welchem er ihn aufforderte, Alles zu vernichten, was er nicht für gut halte, ja darüber zu entscheiden, ob er fortfahren solle, sich mit Musik zu beschäftigen oder nicht. Mein Vater kam ihm mit voller Anerkennung des damals wohl noch sehr wenig entwickelten Talents und mit freundlichster Gesinnung entgegen, wie er denn überhaupt in der Kunst nur eine edle, aufrichtige Wärme kannte, und an der Wahrheit mit einer Festigkeit, und unabhängig von allen äußeren Verhältnissen festhielt, die heut zu Tage kaum noch irgendwo getroffen wird. So gestaltete sich denn bald ein innig freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Zelter, worin dieser sich indessen, ich muß es mit Bedauern sagen, nicht so treu und aufrichtig erhielt, als er gesollt hätte. Das Ausführlichere über diese Verhältnisse würde einer besonderen Biographie meines Vaters angehören, die ich hier nicht zu geben beabsichtige. In den Jahren von 1780 an stand mein Vater ziemlich an der Spitze der musikalischen Bewegungen und Unternehmungen, die sich aus

Privatkreisen in Berlin gestalteten; diesen gegenüber gab es nur die große Oper unter der Leitung der königlichen Kapellmeister, und was mit derselben unmittelbar zusammenhing. Die Ausdehnung jener Privat-Unternehmungen war freilich eine weit geringere als jetzt, was schon daraus hervorgeht, daß mein Vater in dieser Zeit eine Brochüre schrieb, die den Zweck hatte, ein Verfahren anzugeben, wie Berlin sich in den dauernden Besitz eines Chors von zwanzig bis dreißig Stimmen setzen könne, für Concert-Aufführungen! Auch war nicht ein einziger Saal in der Stadt, der nur von ferne denjenigen geglichen hätte, die wir heut in so bedeutender Auswahl für größere und kleinere Musikaufführungen besitzen. Selbst diejenigen, welche ich selbst in meiner Jugend gekannt, würden heut kaum für Conzerte geringster Ansprüche genügen, wie z. B. der Saal in der Stadt Paris, (ein eingegangener Gasthof in der Brüderstraße), der sogenannte Behrendsche Saal in der Französischen Straße am Gensdarmenmarkt, und vielleicht ein oder zwei andere, noch geringeren Raumes, und unbedeutenderer Construktion. Es waren eigentlich nur etwas größere Zimmer von 6—7 Fenstern an der Längenseite. Nur der Conzertsaal im Opernhause, und der in dem 1816 abgebrannten Schauspielhause gingen über jene Formen und Dimensionen hinaus.

Die Pflege der Kunst war indessen trotz der geringen Mittel und äußerlichen Veranstaltungen eine sehr ernste, auf weit vorzuziehende Grundsätze gestützt, viel würdigeren Richtungen folgend, als heut. Die Werke der gediegensten Meister kamen zur Aufführung, und nicht um die Menge gedankenlos zu unterhalten, sondern um den von Ehrfurcht vor dem Heiligthum der Kunst Erfüllten zur Belehrung, Erwärmung, Erbauung zu dienen. Mit der innersten Genugthuung bewegte sich mein Vater in diesem Element, und schöpfte den edelsten Geist daraus.

Es drängte ihn für seine Thätigkeit größeren Spielraum zu gewinnen, sowohl als schaffender Künstler wie als Pfleger der Kunst. Schon war er im Begriff eine Stelle als Musik-Direktor in Riga anzunehmen, als jener Unfall seinen Vater traf, und ihn zwang, die freie künstlerische Laufbahn mit der des ernsten kaufmännischen Geschäfts zu vertauschen. Doch gehörte die Musik zu sehr seinem innersten Wesen an, als daß er sie ganz hätte verlassen sollen, und so ergriff er denn den Ausweg, sie selbst in anderer Weise zu einem Theile seiner neuen Geschäfte zu machen, indem er der Druckerei und Buchhandlung seines Vaters, die er führen mußte, eine Musikhandlung zugesellte, deren Firma bald eine der damals berühmtesten in Deutschland wurde. Die Einsicht und Thätigkeit, mit der er sein kaufmännisches Geschäft betrieb, setzte ihn in den Stand seiner künstlerischen Neigung in einer Weise Folge zu geben, wie dies den Kräften eines Einzelnen nur sehr selten möglich ist, und wie ich es bis heut, in meiner Vaterstadt Berlin wenigstens, nicht erlebt habe. Denn abgesehen davon, daß, was wohlhabende Musikfreunde heut zu Tage thun, oftmals sehr den Charakter eines eitlen Schautragens hat, während mein Vater nur die Kunst pflegte, so that er es auch in viel größerer Ausdehnung. Eine lange Reihe von Jahren hindurch, bis der Friede durch das Eindringen der Franzosen im Jahre 1806 unterbrochen wurde, fanden in seinem Hause jeden überschlagenden Sonntag im Winter Conzerte mit vollem Orchester und diesem und dem Local angemessenen Gesangskräften statt, in denen die größten Meisterwerke ausgeführt wurden. Oratorien, Sinfonien, Cantaten, Conzertstücke aller Meister. Händel, die Bachs, Graun, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, wurden mit gleicher Liebe und Ehrfurcht gepflegt. Ich habe den Vortheil gehabt, dort, in meiner frühesten Jugend, Werke gehört und genauer kennen gelernt zu haben, die jetzt nur von

wenigen Musikern gekannt, deren Namen fast verschollen sind. So der Tod Abels von Rolle, Ph. E. Bachs Israeliten in der Wüste, Haydns Ariadne auf Naxos. Claviercouzerte und sonstige Soli, von Sebastian, Ph. Emanuel und Friedemann Bach, von Mozart, Beethoven und anderen minder bedeutenden, in jener Zeit aber viel gehörten Musikern.

Ich habe dem Leben meines Vaters etwas vorausgegriffen. Noch bevor mein Großvater starb, verheirathete sich mein Vater mit Caroline Richter, deren Aeltern aber bereits seit Jahren verstorben waren. Nicht ohne die tiefste Rührung und wärmste Dankbarkeit kann ich den Namen meiner Mutter nennen, die als ein Vorbild edelster weiblicher Bildung und Gesinnung, nicht nur in meinem Gedächtniß lebt, sondern in dem Urtheil Aller, die sie kannten, diesen schönsten Ruhm genoß. Selbst ein öffentliches Zeugniß von ihrem seltenen Werth findet sich vor, und Zelter ist es, der es ihr ertheilt, in einem Briefe an Goethe, durch den er mich im Jahre 1821 dem großen Dichter warm empfahl. Der Brief ist in der Correspondenz zwischen beiden Freunden abgedruckt, und enthält die Worte: „um seiner trefflichen Mutter willen, die ich sehr lieb gehabt."

Als mein Vater sich mit meiner Mutter verlobte, war sie Erzieherin in dem Hause des Grafen Zettritz. Ihr Vater war ein wohlhabender Fabrikbesitzer gewesen; er hatte das Haus am Monbijou Platz besessen, in welchem später die berühmte Hotho'sche Teppichfabrik als eine Fortsetzung des von ihm betriebenen Geschäfts befindlich war. Doch sein Wohlstand dauerte nicht bis an das Ende seines Lebens; er wurde von mancherlei Unglücksfällen betroffen und hinterließ seine Wittwe in bedrängter Lage. Diese bezog eine Wohnung in dem Hause meines Großvaters von väterlicher Seite, und daraus entstand die erste Bekanntschaft zwischen meinem Vater und meiner

Mutter. Er lernte sie zuerst als eben funfzehnjährige aber treue Pflegerin ihrer kranken Stiefmutter kennen. Als auch diese nach einigen Jahren starb, wurden die vier zurückgebliebenen Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, von denen meine Mutter die älteste war, theils bei Verwandten untergebracht, theils mußten sie durch eigene Thätigkeit bestehen. Meine Mutter, sehr geweckten, hellen Geistes, kenntnißreich, namentlich die französische Sprache ganz geläufig sprechend, und auch geübt im Englischen, fand zuerst in dem Hause eines Kaufmanns Rothvoß, dann in dem schon genannten des Grafen Zettritz eine Stelle als Erzieherin. Sie wußte viel von den Seltsamkeiten in beiden Häusern, und den mancherlei bedrückenden Verhältnissen, in denen sie sich daselbst befand, zu erzählen.

In dem Rothvoßschen Hause war es ein über das Maaß getriebenes Sparsamkeitssystem, verbunden mit kaufmännischem Dünkel, wodurch ihr das Leben erschwert wurde. In dem Hause des Grafen Zettritz herrschte zwar nach der Weise des damaligen, und überhaupt des höheren Adels eine gebildetere Sitte, welche alle Verhältnisse seines Hauses, und auch die der Untergeordneten rücksichtsvoller behandlte, als es in dem reichen Kaufmannshause der Fall gewesen war, allein die Gräfin selbst war eine äußerst heftige, leidenschaftliche Frau, in der die Uebergänge von Gutmüthigkeit und Fürsorge zu der launenhaftesten Tyrannisirung überaus rasch, und gar nicht vorauszusehen waren. Der feine Takt, die seltene Lebensgewandtheit, welche meine Mutter besaß, und auch in späteren schwierigen Zeitläuften und Verhältnissen vielfach bewährte, ließ sie indeß auch hier ihre Stellung mit Geschick behaupten, so daß sie ihrer Würde nichts vergab, ja sich in einem Ansehn erhielt, welches selbst die aufgeregteste Stimmung der Gräfin nicht anzutasten sich gestattete.

So lagen die Verhältnisse, als mein Vater, der durch die

innige Freundschaft, welche seine einzige Schwester Henriette*) mit meiner Mutter, ihrer mehrjährigen Hausgenossin, verband, in steten Berührungen mit der letzten geblieben war, den Entschluß faßte, um ihre Hand anzuhalten. Es war nicht jene leidenschaftliche Liebe, die so häufig die Bündnisse mehr mit Eifer als mit Einsicht stiftet, welche meine Aeltern vereinigte: sondern mein Vater hatte meine Mutter durch die Prüfung, welche ihre schwierigen Lebensverhältnisse ihr auflegten, als von so ächtem Werth des Herzens wie des Geistes erkannt, daß er sein Lebensgeschick mit dem vollsten Zutrauen an das ihrige knüpfen konnte. Ein ähnliches Gefühl der Achtung bestimmte die Einwilligung meiner Mutter; sie erkannte, daß sie sich einem Manne hingebend anvertrauen dürfe, der aus solchen Gründen, wie bei ihr nur vorliegen konnten, seine Lebensgefährtin wählte. Sie fühlte, daß sie um dieses gediegenen Kernes der Gesinnung halber, die Kraft haben werde, stets im Ganzen mit dem Gatten ihrer Wahl Eins zu sein, wenn sich auch im Einzelnen ihre beiderseitigen Richtungen oft trennten.

---

*) Diese unendlich gütige, gebildete Frau verloren wir erst in ihrem hohen Alter, im Jahre 1843, während ich in Paris war. Sie hatte sich mit dem Kanzleidirector Häring in Breslau verheirathet, und kehrte nach dessen Tode mit ihren Kindern nach Berlin zurück. Sie war die Mutter des Schriftsteller Häring, (Wilibald Alexis) und einer früh dahingeschiedenen Tochter; außerdem besaß sie eine Stieftochter, Florentine Häring, die bis ins höchste Alter 1859 lebte, und ein Musterbild weiblicher Frömmigkeit und Tugend war. Sie starb zu Arnstadt, auf ihres Stiefbruders Landsitz.

Die Bildung und Liebenswürdigkeit meiner Tante war so seltner Art, daß sie in ihrer Jugend zur Erzieherin der königlichen Prinzen bestimmt wurde, da Madame Bock erkrankt war. Während sie sich überlegte, ob ihre Verhältnisse ihr gestatten würden, den Antrag anzunehmen, erholte sich indessen Madame Bock, und das alte Verhältniß blieb.

Und beide haben sich nicht getäuscht. Mein Vater hat in der ganzen Dauer seiner Ehe, über fünf und zwanzig Jahre, mit jedem Tage nur den seltenen Werth meiner Mutter empfunden und erkannt; sie war die Ehre, die Freude, die Zierde seines Hauses, von Allen, die es betraten, geachtet, und von denen, die sie am genauesten kannten, am meisten geliebt. Und an dem tiefen, fast unbeschreiblichen Schmerz, mit dem sie den Tod des Vaters empfand, konnte ich selbst in dem unreifen Knabenalter, wo dieser erschütternde Schlag für uns eintrat, ermessen, wie innig sie an ihm gehangen.

Die Ehe meiner Eltern war im Jahr 1788 geschlossen: meine Mutter, 1769 am letzten December geboren, fast eilf Jahre jünger als mein Vater. Die Art der Verbindung gestaltete sich auf eigenthümliche Weise. Die förmliche Verlobung hatte schon seit längerer Zeit stattgefunden, der Tag der Hochzeit war festgesetzt, alle äußeren Einrichtungen gemacht, sogar schon die ersten Aufgebote erfolgt. Doch befand sich meine Mutter noch in dem Hause der Gräfin Zettritz, und wollte es nicht verlassen bis ihre Verbindlichkeit abgelaufen war. Die Gräfin sah die ganze Heirath sehr ungern, weil sie dadurch die Erzieherin ihrer Kinder verlor. Doch statt die Anerkennung ihres Werthes, die in diesem Bedauern lag, durch Freundlichkeit und Liebe auszudrücken, ließ sie nur ihrer üblen Laune über den Verlust freien Lauf, und machte meiner Mutter die letzten Zeiten zu wenig behaglichen. An einem Sonntag, es war der 21. Juni, besuchte mein Vater sie, um sie zu einem Spaziergange abzuholen. Doch, obgleich kein irgend haltbarer Grund vorhanden war, diese Freude des Brautpaares zu stören, fand die Gräfin doch hier einen willkommenen Vorwand, um ihre üble Laune gegen das Verhältniß auszulassen, und untersagte meiner Mutter das Ausgehn. Mein Vater, selbst leidenschaftlich und gewohnt — wovon er auch später nie gelassen — sein un-

abhängiges freies Lebensrecht gegen unberechtigten Einfluß jeder Art, besonders aber gegen den äußerlichen Ranges und Reichthums zu behaupten, war empört über diese willkührliche Maaßregel. Er bestürmte meine Mutter, das Verbot nicht zu achten; zeigte, was freilich auch in sich klar dalag, wie kein einziger haltbarer Grund, sondern nur eine gehässige Laune die Gräfin bestimme; wie sie die Rechte eines Verhältnisses, das ohnehin in wenigen Tagen ganz beendet sei, im äußersten Maaß mißbrauche, so daß es zu einem wahrhaft unerträglichen und sogar unwürdigen werde. So drang er in meine Mutter, demselben auf der Stelle ein Ende zu machen, und ihm nicht nur zum Spaziergange, sondern sogleich ganz zu folgen, und in die sofortige Verbindung zu willigen, zu der alles Gesetzliche schon vorbereitet war. Theils überzeugt, theils besorgt meinen Vater durch eine Weigerung zu erzürnen, die sich nur auf das Seltsame des Schrittes stützen konnte, in welchem an sich kein Unrecht lag, willigte sie endlich ein. Sie verließ das Haus der Gräfin, um nicht zurückzukehren, und die eheliche Verbindung fand noch an demselben Tage in vollständig gesetzlicher Form, vor wenigen ganz vertrauten Zeugen statt.

In einer Darstellung ihres Lebens, welche meine Mutter in ihren letzten Jahren begann, und leider unvollendet, in eigener Handschrift zurück gelassen hat, ist dieses Ereigniß, — das wir Kinder übrigens auch aus mündlicher Ueberlieferung kannten, — mit der Darlegung aller Motive treu geschildert. Diese Blätter, der Erguß des edelsten, reinsten Herzens, in natürlicher, frei fließender Form, enthalten auch Vieles über die Jugend meiner Mutter, und ihr Verhältniß zu meinem Vater. Alles trägt den Stempel innerster Wahrheit, ist mit seltener Klarheit entwickelt und hat darum auch einen psychologischen Werth. Allein die Darstellung ist nur uns Kindern gewidmet, die wir

erechtigt waren in das innere, stille Heiligthum des Herzens der Mutter zu blicken; von jeder anderen Oeffentlichkeit dieser Ergießungen und Bekenntnisse würde sie sich entschieden zurückgezogen haben. Daher sei auch hier nur das Thatsächliche daraus entnommen. Alles Andere bleibe in den geheiligten Grenzen nächsten Familienbesitzes. Es ist genug, und ein schöner Segen der Wahrhaftigkeit, daß uns Kindern dadurch, in der Zeit eigener Reife der Blick in Herz und Leben der Mutter, in die innersten geistigen Beziehungen unserer Aeltern zu einander geworden. Für jeden ferner Stehenden bleibt natürlich ein Schleier darüber gebreitet. —

Die Ehe meiner Eltern dauerte, wie schon erwähnt, über fünfundzwanzig Jahre. — Der in inniger Liebe festgehaltene Bund war reich mit Kindern gesegnet. Eilf hatte meine Mutter geboren, doch waren in der Zeit meiner Erinerung nur unserer fünf lebende Geschwister beisammen, außerdem aber noch eine ältere Stiefschwester im Hause. Ich war der einzige lebende Sohn; ein älterer Bruder, Adolph, war schon in seinem vierten Jahre an Wasseransammlung im Kopfe gestorben; desgleichen zwei ältere Schwestern. Ich hatte nur noch eine jüngere Schwester Henriette. Meine später geborenen Geschwister starben in der Geburt oder kamen todt zur Welt. —

Dies die Umrisse der Hauptlebensverhältnisse meiner Eltern und derjenigen Ereignisse, die vor der Entwicklung meines Bewußtseins oder vor meiner Geburt lagen. Ich gehe nun zu der Darstellung meines eigenen Lebens und den mancherlei merkwürdigen Erinnerungen über, mit welchen es die Zeitumstände durchwebten.

Zweites Kapitel.

Erste Jugendjahre. — Früheste Erinnerungen. — Die Mara. — Glück dieser Zeit. — Die Sommerwohnungen. — Spiele im Thiergarten. Eindrücke davon. — Der Zorn gegen einen Knaben.

Ich bin zu Berlin am 13. April des Jahres 1799 geboren in dem nämlichen Hause, welches meine Mutter als Erzieherin in der Familie Rothvoß bewohnt hatte, und das mein Vater späterhin kaufte; Jägerstraße No. 18. — Zwanzig Jahre habe ich in demselben verlebt, bis es bei dem leider mit Gewißheit lange vorauszusehenden Tode meiner Mutter verkauft wurde. Noch heute kann ich es, wenn mich der Zufall vorüberführt, natürlich nicht ohne die lebhaftesten, in die früheste, glücklichste Lebenszeit hinaufsteigenden Erinnerungen betrachten.

Es ist ein nicht leichtes aber eigenthümlich beglückendes Gefühl, die ersten Fäden des sich entwickelnden Bewußtseins in unserm Dasein aufzusuchen; die Zeit derselben kann durch begleitende Nebenumstände nur gemuthmaßt werden. Es mögen auch chronologische Irrthümer vorkommen, Früheres später, Späteres früher gesetzt werden. Auch verwechselt sich wohl Manches was uns später erzählt worden ist mit eigenen Erinnerungen. — —

Das erste nicht unbedeutende Ereigniß, das mit meinem Dasein in Beziehung trat, war, daß ich einen Arm brach. Es geschah in frühester Jugend; dadurch, daß ich mit einem Korbe, in den die Amme mich gesetzt, umfiel. Von dem Fall selbst habe ich natürlich nicht das mindeste Bewußtsein bewahren können, doch weiß ich aus eigener Erinnerung, daß mir in frühester Kindheit oft von Verwandten und Freunden der linke Arm befühlt und die zurückgebliebenen Spuren des Bruchs aufgesucht wurden, wenn von dem Unglücksfall die Rede war. Ich konnte damals nur nie begreifen, daß mir

von dem großen körperlichen Schmerz, den ein solcher Armbruch, der sich der Phantasie des Kindes natürlich als eine höchst schreckliche Begebenheit darstellte, erzeugt haben mußte, gar keine Erinnerung zurückgeblieben war.

Ein Bild, welches sich mir mit entschiedener Deutlichkeit eingeprägt hat, muß auch vor Vollendung meines dritten Lebensjahres fallen. Es war das der Taufe meiner jüngeren Schwester, die drittehalb Jahre nach mir geboren wurde. Allein ich sehe heut noch deutlich den Greis mit weißen Locken, den Geistlichen, vor mir, der am Ende des mit Gästen erfüllten Gesellschaftsaales unserer Wohnung stand, und die Taufrede sprach. Es war der Prediger Krämer von der St. Georgenkirche, ein sehr alter Mann, der damals überhaupt die geistlichen Funktionen in unserm Hause übte.

Ein anderes Bild, das meine Seele festgehalten, fällt etwas später; die genaue Zeit kann ich nicht angeben. Es war gleichfalls ein mit der reichen Gastlichkeit und Geselligkeit im Hause meines Vaters zusammenhängendes. Ein junges Mädchen, welches sich als Gehülfin für die Erziehung meiner Schwestern im Hause befand, Demoiselle Riquet von der französischen Colonie, verheirathete sich mit einem Candidaten des Predigt-Amts Herrn Poiret. In unserm Hause fand der Polterabend statt. Ganz genau weiß ich mich zu erinnern, wie sich mit dem Eindruck der Freude, des Staunens und der Verwunderung über alle die bunten, seltsamen Gestalten, die unsere Zimmer füllten, auch der eines leisen Schauers und Grauens mischte, bei dem Anblick von Zigeunern und ähnlichen Figuren, wiewohl ich doch zugleich bekannte Gesichtszüge unter den Verkleidungen wahrnahm.

Dieses seltsame Gefühl, das Bekannte und Fremdartige so gemischt zu sehen, Besucher unseres Hauses — welche, ist mir freilich nicht erinnerlich — zu erkennen, und sie doch zugleich

so wunderbar verwandelt zu schauen, vergegenwärtigt sich mir noch heut, wenn ich die Erinnerung lebhaft darauf zurückwende.

So kann ich ganz das den Kindern oft unüberwindliche Grauen, das sich zuweilen auf viel höhere Grade steigert, begreifen, wenn sie genaue Bekannte und Verwandte in Verkleidung oder gar mit Larven bedeckt sehen, selbst wenn sie die Verwandten vollständig als solche kennen. Aber auch eine ungemein liebliche Gestalt ist mir von diesem Feste her in Erinnerung geblieben. Es war die eines kleinen, sehr reizenden Mädchens Agnes, einer Cousine, mit deren Aeltern die meinigen nahen Umgang hatten (der Geheimerath Zenker, der mein Vormund wurde), welche als geflügelter Amor erschienen war. Die beiden weißen Flügel, welche diese meine kleine Jugendfreundin an den Schultern trug, erschienen mir als etwas überaus Reizendes und Wunderbares, und vollends, daß sie dieselben, ich weiß nicht mittelst welches Mechanismus, wirklich bewegen konnte. Noch heute wollte ich die Stelle genau bezeichnen und das Bild getreu malen, wo ich mich ihr, nicht ohne einige verehrende Schüchternheit vor der bedeutungsvollen Rolle die sie in meinen Augen spielte, näherte, und sie bat, mir doch die Bewegung der Flügel noch einmal vorzumachen.

Diese beiden unbedeutenden Bilder aus meinen Jugendtagen führe ich nur an, um zu bezeichnen, wie weit ungefähr der Faden bewußter Erinnerungen hinaufreicht. Es scheint mir, daß er bei Andern noch weiter in die Jugend zurück laufe; Jean Paul, wie man sich erinnert, hat Bilder aus derjenigen Zeit festgehalten, wo er noch auf dem Arm getragen wurde, und glaubte sich eines Schülers zu erinnern, der ihn zuweilen der Wärterin abgenommen, getragen, und geliebkost habe. Einige Momente die ich mir bewahre, müssen bis in die Dämmerfrühe des zweiten Lebensjahres reichen. Denn ich entsinne mich des erfreuten Ausrufs meiner älteren

Schwester darüber, daß ich mich ohne fremde Hülfe an einer Fußbank aufgerichtet. Eines andern sehr frühen Faktums, das schon geistige Entwicklung bezeichnet, weiß ich mich gleichfalls zu erinnern. Ich mochte als kleiner Knabe wohl etwas laut meine Stimme haben hören lassen, denn mein Vater rief mir zu, es ist, als ob ich die Worte noch hörte: „Sei still, wir wollen heut noch die Mara hören!" Daß der Name gerade dieser berühmten Sängerin (die 1804, wenn ich nicht irre, zum letzten Male in Berlin gesungen) von meinem Vater genannt wurde, weiß ich ganz genau. Solche Namen waren mir aber auch, bei dem fortdauernden lebhaften musikalischen Treiben in meines Vaters Hause sehr viel geläufiger, als dies bei anderen Kindern meines Alters der Fall sein kann. Ich hörte sie täglich, sah auch wohl die Träger derselben häufig. In dieser Beziehung bewahre ich indessen nur eine viel spätere Erinnerung an die Persönlichkeit der berühmten Sängerin, die in einen Aufenthalt zu Weimar im Winter von 1821 auf 1822 fällt, wo sie auf der Durchreise nach Riga (bekanntlich der Ort, wo sie gestorben) zu einem Frühstück bei Göthe geladen war. (Siehe zweiter Band.)

Meine Jugend war eine so überaus glückliche, wie sie wenigen Kindern zu Theil wird. Zwar war mein Vater streng, und vielleicht oft leidenschaftlicher, als es einem so jungen Kinde gegenüber richtig sein mochte, allein er liebte mich doch als den einzigen Sohn, ich darf wohl sagen, vorzugsweise. Er knüpfte an mich die Hoffnung, daß ich eine besondere Gabe für die Musik, die von ihm so über Alles geliebte Kunst, haben möchte und konnte die Zeit kaum erwarten, die Keime zu pflegen, die etwa von dieser Art in mir schlummern möchten. Dies wurde späterhin zu einem jugendlichen Leiden recht ernster Art für mich, weil mein Vater alle Kraft daran setzte, musikalische Anlagen in mir zu entwickeln. Indeß enthielt das erste Lustrum meines Daseins in dieser Hinsicht noch gar keine

Trübung; ich erfreute mich nur der unmittelbar empfundenen Wohlthaten der väterlichen Liebe. Noch viel beglückender und fesselnder für das kindliche Herz war aber die Weise der mütterlichen Zärtlichkeit. Die verständige Sanftmuth meiner Mutter, die mit der wärmsten Liebe eine ruhige Festigkeit verband, war mir überaus wohlthuend. Jede Freude erhöhte sie durch die Weise, in der sie dieselbe bereitete. Es zog mich daher ein Gefühl, ich möchte es auch eins der körperlichen Liebe nennen, zu ihr, wie ich es dem Vater gegenüber nie empfunden. Diesem sprang ich freudig, der Mutter zärtlich entgegen, und es war mir ein Glück, dessen reiner Segen noch heut in mir nachklingt, von ihrem Arm umfangen zu werden. Sie schien mir der Ausdruck aller weiblichen Schönheit, so daß, wenn mein Vater, wie er dies öfter that, scherzend das Glas erhob und es „dem schönen Mädchen" darbrachte, ich stets die Mutter dabei anschaute, und auf die an mich gerichtete Frage, wer das schöne Mädchen sei, nur sie nannte. Ich konnte dann, dies ist mir vollkommen erinnerlich, gar nicht begreifen, weshalb meine älteren Geschwister dabei lachten; und, die geliebten Züge der Mutter scharf betrachtend, dachte ich bei mir selbst: Sie ist doch so schön? Wer anders könnte also dann so bezeichnet werden?

Dieses innere Herzensglück des Kindes wurde noch durch die äußere Behaglichkeit erhöht, welche der durch Thätigkeit errungene Wohlstand meines Vaters uns gewährte. Zu diesem gehörte es, daß mein Vater jeden Sommer mit der ganzen Familie eine Landwohnung bezog. Er selbst war mit warmem Sinn für den Genuß der Natur begabt, und vielleicht überstieg seine Freude an dieser noch die an der Musik. So weit hinauf irgend meine Erinnerung reicht, sehe ich mich im Sommer in dem Grün des Thiergartens, der damals einen viel ländlicheren Charakter trug als jetzt. Von dort her ist mir

ein Glück des Lebens entsprossen, dessen erwärmende, erquikkende Kraft mich noch heute die reinste und höchste dünkt. Der unmittelbare Trunk der Erquickung, den mir die Natur reicht, geht mir über Alles; und prüfe ich mich aufrichtig, so würde ich dem Wunsche des Diogenes um freien warmen Sonnenschein kaum mehr, als den Empfang desselben in grünender Umgebung hinzuzusetzen haben.

Der schönste Schauplatz meiner früheſten und auch noch vieler späterer Erinnerungen bleibt also der Thiergarten. Das ungestörteste Spiel unter seinen Bäumen auf dem grünen warmen Rasen, das Pflücken der Blumen zum Strauß für die Mutter, das Hinaufschauen in die rauschenden Wipfel, das Einathmen des würzigen Waldduftes, der nächtliche Anblick der schwarzen Fichtenhäupter, alles dieses bildete eine Kette von anregenden, verschiedenartig beglückenden Eindrücken, deren Gesammtwirkung unerlöschlich in mir geblieben ist.

Ein bloßer Kiefernwald der Mark birgt mir Geheimnisse des Schönen, weckt ahnungsvolle Anregungen des heimlich Vertrauten wie des düster Schauerlichen, die meine Seele tief erfüllen und bewegen können; er redet eine Sprache zu mir, die in meiner Brust innerste Anklänge findet.

Im Uebrigen war der Thiergarten damals zu den Spielen und Freuden der Jugend noch viel geeigneter als jetzt. Der Wald bot große Strecken dar, wo Alles dem freien Wuchs überlassen war. Außer der Straße nach Charlottenburg gab es keinen einzigen chaussirten Weg in demselben, sondern nur tiefe Sandwege durchkreuzten ihn. Daher sah man selbst in den größeren Alleen verhältnißmäßig wenig Wagen, die sich in langsamer Schwerfälligkeit dahin bewegten. Einzelne Theile trugen allerdings den heutigen Charakter, den eines englischen Gartens. Den an der Luiseninsel nannte man „die englischen Parthieen"; aber ihr Raum beschränkte sich auf wenige hun-

dert Schritte der Breite und Tiefe und nur bei der Rousseau-Insel fand sich noch eine ähnliche Anlage. Weiter hinein war der Wald, die großen Fahrwege, die ihn als breite Gestelle durchschnitten, abgerechnet, so gut wie unberührt von der Kultur, zufällig gebildete Fußsteige kreuzten ihn. Die Erdbeeren lieferten eine ergiebige Ausbeute, auch waren ganze Strecken mit wildem Himbeergesträuch bewachsen. Wenn ich den Thiergarten jetzt betrachte, so grenzt es ans Unglaubliche für mich, daß er förmliche Wildnisse gehabt habe, wo die Himbeersträucher zwischen den gekappten Elsbüschen auf dem feuchten Wiesengrunde wuchsen, und ihre zahlreichen Früchte ruhig für uns Bewohner reifen konnten. Uns dünkten sie so fern von der Menschen Geschlechtern und so einsam wie die Urwälder. Wir nahmen sie förmlich in Besitz. Jeder von uns spielenden Jugendgenossen erwählte sich sein Plätzchen als Eigenthum. Wir legten uns Rasensitze an, richteten uns irgend ein dichtes Elsgebüsch zur ländlichen Wohnung ein, klemmten Brettchen zu Sitzen zwischen die Zweige, umgrenzten auch wohl ein Fleckchen mit eingesteckten kleinen Holzstäben wie mit einem Gartenzaun, genug schalteten und walteten dort ganz wie mit unserm Eigenthum. Wochen konnten vergehen, ohne daß wir diese kleine Kolonie in der Wildniß besuchten, dennoch fanden wir stets unsere Anlagen unzerstört wieder; so einsam war damals der jetzt so geräuschvolle, von Menschen durchzogene Wald, vielmehr Garten, in den er sich ganz und gar verwandelt hat. Einer der stetigsten Genossen dieser Kinderfreuden war mein Vetter, der Sohn der Schwester meines Vaters, Wilhelm Häring, (Willibald Alexis mit seinem Schriftstellernamen), der, wenn er seine Jugend-Erinnerungen aufzeichnete, ziemlich Gleiches als ich hier, berichten würde. Ich werde weiter oben und anderwärts noch von ihm zu sprechen haben.

In dieser Waldluft und Einsamkeit mußten Ohr und

Seele für die leise, geheimnißvolle Sprache der Natur empfänglich werden. Ein schon dahin gerichteter Hang, wie ich mir dessen entschieden bewußt bin, fand hier die vollste, erquickendste Nahrung. Was mich noch heut beglückt, beseligt im einsamen Walde unter den hohen sanft rauschenden Bäumen zu liegen, den Lauten der Vögel zu horchen, dem Spiel der Sonne in den Wipfeln, dem Zug der Wolken zuzuschauen, mich in weiter, weiter Ferne von dem Gewirr und Getriebe der Welt zu dünken: das erweckte auch schon der Seele des Kindes ahnungsvolle Erregungen, dunkle Träume, wiegten sie in süße, halbbewußte Entzückungen. Und nirgend erwacht mir meine Jugend und ihr seliges Glück lebendiger, in tiefster innerster Brust, als wenn ich heut die Zustände wiederhole, unter denen das bewußtlose Kind aufwuchs. —

Meine ersten Erinnerungen von der Bewohnung des Thiergartens knüpfen sich an ein Gehöft, das einem Mitgliede der französischen Kolonie, einem Gärtner Guichard, gehörte. Es bestand aus mehreren kleinen, langen Häusern von einem Stockwerk, welche den Gartenraum von beiden Seiten einfaßten. Der Name Guichard, der damals öfter unter den Ansäßigen im Thiergarten vorkam, (schon der nächste Nachbar, ein Bruder unseres Wirths führte denselben) deutete darauf, daß, — wie die französischen Emigrirten überhaupt die Gartenkunst, die Zucht der Früchte und Gemüse namentlich, aus ihrer Heimath nach der Mark recht eigentlich verpflanzten, — auch der Thiergarten ein Hauptschauplatz ihrer neuen Thätigkeit geworden war. Jetzt freilich ist dort Alles aus den Händen der Arbeitsamen in die der Wohlhabenden und Reichen übergegangen. — Das Gehöft in Rede war nicht von meinen Eltern allein bewohnt, sondern die langen, niedrigen Häuser enthielten viele kleine Gartenwohnungen, und jedem der Bewohner war von dem gemeinsamen Gartenplatz, wie diese Einrichtung auch

noch jetzt vielfach in den vermietheten Häusern des Thiergartens besteht, ein Fleckchen mit einer Laube als besonderes Eigenthum zugewiesen. Ich erinnere mich zweier Jahre in diesem Wohnplatz, wo wir indessen verschiedene Räume bewohnten. Im ersten, früheren Jahr auf der Westseite, wo auch Mansardenzimmer zu der Parterrewohnung gehörten, in deren einem ich einen Fall auf die scharfe Ecke eines Schreibsecretairs that, der mir eine Narbe am Auge zufügte, die noch viele Jahre später erkennbar war. — Im folgenden Jahre wohnten wir auf der Ostseite, dem Hause gegenüber. Hier trug sich ein Vorfall zu, dessen ich mich vollkommen erinnere, und der vielleicht nicht ganz ohne psychologisches Interesse ist. Ein älterer Knabe, der, obwohl nicht von gebildeten Eltern, doch zu meinen Spielgefährten gehörte, war mit einem Auftrage zur Stadt geschickt worden. Ich begleitete ihn eine Strecke. Ich weiß nicht, wie die Rede auf einen dritten Knaben kam, den ich nicht leiden mochte. Mein älterer Begleiter sagte: „den wollen wir in's Wasser werfen.“ Dieser Gedanke ergriff meine ganze Seele. Ich faßte ihn mit vollem Ernst auf. Zu den Gräben der oben genannten englischen Parthieen, die bei ihrem trüben, schwarzen Sumpfwasser in meiner kindischen Vorstellung von unermeßlicher Tiefe waren, sollte der widerwärtige Junge gestürzt werden. Es ergriff mich eine wahre Begier nach diesem Schauspiel. Ich vertraute fest, daß Philipp, mein Begleiter, der etwa 10—11 Jahre alt war, und so viel größer und stärker als Hans, die That vollführen werde. Ich sah diesen im Geiste schon in dem schwarzen, tiefen Graben angstvoll zappeln. Die Vorstellung erfüllte mich mit einem Durst wollüstiger Grausamkeit! Das immer wiederholte Ansinnen, die That zu vollbringen, führte mich eine sehr weite Strecke jenem älteren Knaben. Die Entfernung flößte mir bald sche Bangigkeit ein. Ich wollte zurück, wagte aber nicht

allein zu gehn, obwohl ich das rothe Giebeldach unserer Wohnung deutlich in der Ferne sah. Es schien mir unmöglich, diese weite Strecke allein zu machen; ich fing laut an zu weinen. Was bei meiner kindischen Angst aus der Unbehülflichkeit des älteren Knaben, der zuverlässig keine böse Absichten hatte, endlich aus der Sache geworden wäre, ist schwer zu sagen. Da führte der glückliche Zufall einen Diener vorüber, der einer mit uns in demselben Gehöft wohnenden Familie angehörte und mich kannte. Dieser nahm mich freundlich an die Hand und führte mich zurück. Ich war, wie Kinder sind, schnell wieder ganz getröstet, und in der Gegenwart ging mir alle Vergangenheit verloren, sowohl der Gedanke an die Mordthat, die mich so gelockt hatte, als der an die Angst, die ich empfunden. Harmlos hüpfte ich neben meinem Begleiter hin. Zu Haus war ich schon vermißt und gesucht worden; meine leicht aufgeregte Mutter hatte sich schon bis zu Thränen geängstigt. Sowohl der hinter dem Garten, obwohl ziemlich weitfließende, sehr verpönte Schaafgraben, als die damals noch sehr im Schwunge befindlichen Gerüchte und Sagen von gestohlenen Kindern, waren die Hauptmotive der Besorgniß. Große Freude also, daß ich glücklich wieder da war. Der Vorfall des Entfernens vom Hause, des Vermißtwerdens ist allerdings ein so gewöhnlicher, daß er nicht des Erwähnens werth wäre. Allein der Blick, der sich mir, wenn ich an die erste Veranlassung desselben dachte, später darüber in mein eigenes Selbst öffnete, die Erklärung, die mir aus diesem kindischen Durst nach einer grausamen That über die ganze Natur des menschlichen Herzens überhaupt hervorzubringen scheint, sie sind mir stets physisch bedeutungsvoll erschienen, und haben es bewirkt, daß die unbedeutende Thatsache, die zwischen mein drittes und viertes Jahr fallen muß, mir unvergeßlich geblieben ist. — Zuletzt gestaltet sich auch in einem Nero die Er-

sättigung grausamer Begier nicht anders, als in einem bewußtlosen Kinde; es ist die Ohnmacht, die Gewalt, eigene Willkühr zu zügeln, verbunden mit dem Reiz, in der Qual eines Andern sowohl den Gegensatz des eigenen Behagens zu empfinden, als die wollüstige Begier zu stillen, der Wirkung der Marter an einem dritten zuzuschauen; eine Begier, die ihre Verwandtschaft mit der Sinnlichkeit überhaupt dadurch bekundet, daß sie sich steigert mit der Verschiedenheit der Geschlechter. Daher die ruchlose Raserei, welche in Zeiten der Gewaltthat bei Krieg und Plünderung gerade die ausgesuchtesten Grausamkeiten gegen Frauen richtet, und die noch schaudervollere Verirrung, welche die Frauen in den Sclavenstaaten zu den grausamsten Peinigerinnen der männlichen Sclaven macht. —

So keimt schon in dem jungen Kinderherzen der Giftbaum; vielleicht war der schöne Nero (hat man doch sogar den Apoll von Belvedere für sein Bildniß halten wollen) eines der lieblichsten zärtlichsten Kinder! —

Darum, diese Lehre darf man als eine zuverlässige annehmen: Wir sind bei Weitem nicht so entfernt von dem was uns das namenlos Entsetzlichste dünkt, als wir in sorgloser Selbstunkenntniß wähnen!" —

Es sei damit der Hinblick auf die Morgendämmerungstage der Kindheit beschlossen. Der süße Traum endet schnell! Das Bewußtsein erwacht klarer und klarer, und mit ihm tritt der schwere Ernst der Wirklichkeit in das süße Zauberreich der Kindheit und wirft seine Schatten auf die sonnigen Auen!

Wie dem Menschengeschlecht, so öffnet sich jedem Menschen in seinen ersten Tagen das Paradies. Aber auch das uralte strafende Verhängniß ist sein Theil. Ein jeglicher ist der Mit-Erbe des Sündenfalls; er bricht die Frucht vom Baum der Erkenntniß, und sie treibt ihn aus der Pforte des seligen

Eden in das Labyrinth der unheiligen Erde, — unselig, bis er sie sich durch ringende That und Arbeit selbst wieder zum Eden umschafft. Wer vollbringt diese unendliche Aufgabe des Daseins ganz? — Es sei das Bestreben der folgenden Blätter, offen darzulegen, was mir davon gelungen; gegen das unendliche Maaß des Unvollbrachten, Unerreichten, Ungelösten, freilich kaum beachtenswerth! —

Drittes Kapitel.

Erste Lernjahre. — Besuch der Messowschen Schule. — Lehrer daselbst. — Schulleiden. — Lehrer-Grausamkeiten. — Musik — — —. Geburtstagsfeier des Lehrers.

Ich bezeichne so etwa das zweite Fünfjahr meines Lebens. Den ersten Unterricht empfing ich gleichzeitig von Vater und Mutter. Diese lehrten mich die Anfänge des Lesens und Schreibens, jener die der Musik. Das erste lernte ich aus einem Hülfsbuch von Gedicke, dem damaligen Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, einem geschätzten Gelehrten und Pädagogen von Ruf. Das Musikstudium, auf welches ich später ausführlicher eingehen werde, steht als eine harte Qual vor mir, die sich nicht nur mir, sondern hauptsächlich meinem Vater dadurch bereitete, dem ich niemals dankbar genug für seinen unablässigen, wahrhaft aus Liebe hervorgehenden treuen Pflichteifer sein kann, wenn derselbe auch bisweilen harte Formen annahm. In Betreff des ersten Dornenweges dagegen, den sonst alle Kinder zu gehen haben, des Lesenlernens, weiß ich nichts von Mühsalen, die es mich gekostet

hätte. Ich erinnere mich nur, daß in meinem Gedickeschen Buche einzelne Buchstaben und Sylben, unstreitig die wichtigeren, die Vocale und sonstigen Grundlaute, roth gedruckt waren, was mir von außerordentlicher Schönheit, dem schwarzen Druck gegenüber, erschien. Unstreitig war die Farbe ein sehr glückliches pädagogisches Hülfsmittel. In Geist, Herz und Seele des Kindes muß man oft durch ganz besondere Pforten eindringen! —

So vorbereitet wurde ich denn im fünften Jahr meines Lebens in die Schule gebracht, in das damals sehr geachtete, und meines Wissens noch viele Jahre später unter dem Sohn bestehende, blühende Institut des Dr. Messow.

Wie des gestrigen Tages, — ja vielleicht lebendiger und bestimmter — erinnere ich mich des ersten Ganges mit meinem Vater zu dem Lehrer, den ich unter Herzklopfen antrat. Meine Furcht davor war so groß, daß ich, da ich zu meinem Geburtstage die ersten Höschen geschenkt bekam, wodurch man mir eine große Freude zu bereiten dachte, vielmehr in das heftigste Weinen ausbrach, welches ich meinen Aeltern auf vieles Inmichdringen und Fragen endlich zum lächelnden Erstaunen durch die Antwort erklärte: „Nun muß ich ja auch in die Schule gehn!" — Ein halbes Jahr später mußte ich es denn wirklich. Ich weiß nicht wie es kam, daß mir unter allen ängstigenden Vorstellungen, die ich unterweges von dem neuen Lebensloos hatte, die vorläufig die beängstigendste war, daß der Lehrer mir wohl gar einen Kuß geben oder abfordern könne. Und richtig, dieser mich erschreckende Fall trat, bei der Freundlichkeit des so wohlgesinnten Mannes, dem ich nach Jahren noch öfters herzlich die Hand gedrückt, ein. Der Kuß aber betäubte mich förmlich, ich erstaunte beinahe, mich noch lebendig und wohlauf zu finden, als der furchtbare Augenblick vorüber war!

Der Schulbesuch begann. Es muß der October des Jahres 1804 gewesen sein. Mein Lernen ging, da ich einen leidlich guten Kopf hatte, rasch genug von statten; dennoch war ich keineswegs ein fleißiger Schüler, sondern erhielt meist Zeugnisse voller Tadel. Unter den Lehrern schweben mir außer dem das Ganze in Ordnung und Ansehn erhaltenden Führer des Instituts, aus der untersten Classe besonders zwei vor, in erschreckender und wohlthuender Erinnerung. Aber mich dünkt jetzt, der Knabe hatte gerade die ungerechte Auswahl getroffen. Mein und unsrer Aller Liebling war ein Herr Heyse, der uns nicht sonderlich zum Lesen und sonstigen Lernen anstrengte, aber dafür unwiderstehlich anziehend für uns zu erzählen wußte. Gar zu fesselnd waren uns sowohl die schauerlichen als die scherzhaften Geschichten, die er uns vortrug. Die Erzählungen waren meistentheils aus schlechten Sammlungen, Wageners Gespenstergeschichten mit natürlicher Auflösung, Anekdotenbüchern und dergleichen genommen; uns erschienen sie indessen als Wunderwerke der Phantasie, oder als die merkwürdigste Wirklichkeit. Besonders spannend war uns die bekannte Geschichte von einem Offizier, der im siebenjährigen Kriege in einem verödeten Schloß, das der Sage nach Gespenster herbergen sollte, übernachtet, dem in That um Mitternacht ein schauerliches Ungethüm mit glühenden Augen erscheint, welches er in eine Tiefe stürzen sieht, dann aber nachfällt, u. s. w. Nach dem Kriege erhält er von unbekannter Hand einen Brief und zwei schöne Pferde finden sich vor seiner Thür angebunden. Es war das Geschenk der Gespenster, einer Falschmünzerbande, die er nicht zu entdecken geschworen, und Wort gehalten hatte. Das wenig ehrenhafte in der Erzählung, die Annahme des Geschenks, u. s. w. beunruhigte uns nicht. Aber immer wieder, obwohl wir die Auflösung des Geheimnisses längst kannten, horchten wir auf die schauerliche Beschreibung des

Gespenstes mit den feurigen Augen,*) bebten bei dem Sturz, den der demselben nachfolgende Offizier in die Tiefe that, genug, ließen uns durch das schauerliche Colorit stets aufs Neue erregen. — Einige andere Erzählungen waren noch weniger für die Jugend geeignet, z. B. alle die Kniffe und Pfiffe Cartouche's, die Abenteuer eines bornirten Provinzialisten, der in Paris in die Hände habsüchtiger Dirnen geräth, die sich für seine Verwandten ausgeben, und Aehnliches. Dennoch, obgleich mehrfach sogar eine entschiedene Pflichtwidrigkeit mit diesem Erzählen in Stunden, wo gelesen oder gerechnet werden sollte, begangen wurde, hatte dieser Lehrer das Wesen der Jugend richtiger getroffen als irgend ein anderer. Denn das Unverdauliche, oft geradehin das Gift in den Erzählungen, berührte uns noch nicht, und die sonstigen Gaukelspiele der Phantasie, welche sie darboten, waren gerade das, was die Jugend am tiefsten erfüllen und ihre Seelenthätigkeiten anregen konnte. Darum war uns denn der, auch im Uebrigen stets freundliche und wohlwollende Lehrer, vor Allen lieb; und wenn das Wort gesprochen wurde: „in der letzten Stunde wird erzählt, wenn Ihr jetzt recht fleißig seid," so fühlten sich Aufmerksamkeit und Fleiß durch den stärksten Sporn angeregt. — Auch eine andere Art der Stunde war uns sehr willkommen. Sie bestand darin, daß wir Erlaubniß erhielten, statt auf unsern Schiefertafeln zu rechnen, uns mit Zeichnen darauf zu beschäftigen. Dann wetteiferte der Nachbar mit dem Nachbar, wer die beste oder eigenthümlichste Zeichnung zu Stande bringen würde. Bisweilen wurde dann auch wohl etwas Unziemliches gezeichnet,

*) Absonderlich schön für Kinder war die auf unsere Frage: „Wie sich das Gespenst die feurigen Augen habe machen können?" gegebene Erklärung, daß dies durch ein paar hohle Gläser, welche die Augen wie ein Uhrglas das Zifferblatt bedeckten, und innerhalb welcher kleine Wachslichtchen brannten, bewerkstelligt worden sei! —

das aber, wie Kinder dieses Alters nun einmal sind, sogleich im Nachbar einen Angeber fand, den wir sittlich nicht höher stellen wollen, als den muthwilligen Zeichner; denn die kleine Schadenfreude, dem Mitschüler einen Verweis zuzuziehen, oder ihn zur Strafe an die Thür gestellt zu sehn, war gewiß thätiger dabei, als der Eifer für das Geziemende.

Diese große Schulluft mußte die größeren Schulleiden, wenigstens den Schulwiderwillen überwinden helfen, wodurch ich, ich muß es bekennen, von erster Jugend an bis selbst in die mittleren Klassen des Gymnasiums hinauf, schwer bedrückt wurde! Aber sehr zu den Schulleiden gehörten die Stunden bei einem andern Lehrer dieser Klasse, der es sehr gewissenhaft mit seinem Amt nahm und auch nicht eben durch seine Persönlichkeit zurückschreckte. Allein der Gegenstand war der Jugend freilich unwillkommener, da wir bei ihm die ersten Studien des Lateinischen machten, Declinationen und Conjugationen memorirten. Ich verwundere mich, wenn ich jetzt dem Unterricht meiner Kinder folge, selbst darüber, daß wir damals schon in den untersten Schulklassen zu so harter Schularbeit gezwungen wurden; allein es war der Fall und war recht gut, denn die mechanische Sicherheit erwirbt sich am besten in der Zeit, wo der Gedanke noch am wenigsten entwickelt ist. Dennoch wurde uns sowohl mensa und rana als das traurige sum und amo unendlich schwer, und der wackre, eifrige Lehrer, Herr Schüler, der seine Pflicht so getreu übte, wurde der unschuldige Träger des Widerwillens, den uns die Sache einflößte. Ich sehe ihn noch lebendig vor mir, wenn er mit seinem breitgekrämpten niedrigen Hut und dem etwas kantorartig frisirten und gestalteten Kopf in die Klasse eintrat; es durchfuhr mich jedesmal ein Schreck und Schauder, und mein einziger Gedanke war, „wenn er nur Dich nicht fragt!" Auch habe ich sehr gut ein Gefühl bewahrt, wie un-

verständlich, geheimnißvoll, sogar, wie mehrere der Formen des Verbums und der grammatischen Begriffe vorkamen, z. B. die Phrase „werden geliebt werden" und die Begriffe Gerundium, Supinum, wobei ich mir durchaus nichts denken konnte, während mir doch ein Präsens, Perfektum, Imperativ u. s. w. faßliche Dinge waren. Die seltsamsten Ansichten aber hatte ich über das Verhältniß der Tempora, die die vergangenen Zeiten ausdrücken, und quälte mich oft mit Grübeln, wie viel länger denn eigentlich ein Ereigniß her sein müsse, welches im Plusquamperfectum ausgedrückt würde, gegen eines, das bloß im Imperfektum stand! —

Immer aber blieb der brave Herr Schüler in unsern (nicht bloß in meinen) Augen als Vertreter und Verschulder aller dieser Mühseligkeiten und Leiden, und es dünkte mich, er sei dergestalt nur zum Peiniger der Menschheit geschaffen, daß ich eines Tages, wo ich ihm auf der Straße begegnete, indem ich mit einigen anderen Knaben, die nicht zur Schule gehörten, ging, ganz erstaunt darüber war, daß ein so bösartiges Wesen meinen furchtsamen Gruß und den meiner Freunde nicht nur freundlich erwiderte, sondern sogar ganz heiter fragte: „Ob wir spazieren gehen wollten?" Von der Zeit an verschwand aber auch ein großer Theil des Schreckens, den er mir einflößte; ein Beweis, wie wenig es oft Seitens eines Lehrers bedarf, um Kindern aus großer Ferne plötzlich viel näher zu treten.

Aus einer nächst höheren Klasse, in die ich nach einiger Zeit, zu meinem Schrecken versetzt wurde, (denn ich glaubte bei jeder Versetzung, auch noch viel später, die Arbeiten und Aufgaben der höheren Klassen würden ganz unbesiegbar sein) erinnere ich mich ebenfalls vorzugsweise zweier Lehrer, aber nicht im besten Sinn. Ich will sie daher nicht nennen. Der eine, ein mürrischer, wirklich sehr strenger Mann, mit altmodischer gepuderter Frisur, Herr Th . . . hielt uns, und zumal

mich mit meiner lebhaften Phantasie, beständig in Angst und Zittern. Er drohete gar zu furchtbar. z. B. „Wer noch ein mal plaudert, oder wer dies und jenes thut oder läßt, bleibt bis heut Abend um acht Uhr nach!“ — Ein Nachbleiben aber, bis zu so später Stunde, da schon eine einzige Stunde des Mittags wegen des Empfanges zu Haus, mir die äußerste Angst einflößte, erschien mir als das entsetzlichste Loos, von dem ein Sterblicher nur getroffen werden könne. Eben so schreckenvoll war die Androhung der Carcerstrafe (ein Loch unter der Treppe, das mir entsetzlicher schien, als die Schlangenhöhle Högne's) oder die der Schläge, wobei es mit dem hoch empor geschwungenen Rohrstock hieß: „Ich haue Euch, bis Blut fließt!“ Indeß muß ich sagen, daß es meist bei Drohungen blieb, und die Strafen, wenn auch streng, doch nicht so furchtbar ausfielen. Jedenfalls aber hielt es Herr Th... für angemessen, durch ein Schreckenssystem zu regieren. — Dennoch war diese Weise, wenn auch eine eigenthümliche, nicht so verwerflich als die eines anderen Lehrers, Herrn E... Ich kann nicht läugnen, daß er mir einigermaßen imponirte, in seiner stattlichen Haltung, eleganten Kleidung, dem blonden Haar, und einem gewissen Adel des Benehmens. Oft wußte er auch unser Interesse zu fesseln, durch lebhaften Vortrag, durch die immer sehr zusagende Weise, wie er ein Gedicht vordeclamirte, und ähnliches. In der geographischen Stunde hatte er eine ansprechende Form gewählt, deren ich mich noch heut lebhaft erinnere. Er machte die Klasse zum Schiff, uns zu Matrosen und Reisenden. Jetzt liefen wir aus dem Hafen zu einer großen Fahrt, auf der wir alle möglichen Küsten und Städte ansegelten, und sie näher besichtigten, wobei uns mittelst Fragen und Antworten die Merkwürdigkeiten derselben eingeprägt wurden. Allein trotz aller dieser fesselnden Gaben, fürchteten wir diesen Lehrer ganz ungemein. Denn er war *wirklich* grausam

gegen uns arme Knäblein und führte, mit einer entschiedenen Lust an unserer Angst und Pein das aus, was uns Herr Th... doch nur androhete. So z. B. hatte er die Grausamkeit, wenn einer von uns vorgerufen dicht an seinem Stuhl stand, um seine Aufgabe herzusagen, daß er, wenn der Schüler stockte, die feinen Härchen in der Nähe des Ohrs faßte und seine Erinnerung: „Weiter" oder die Frage: „Und nun?" mit einem immer stärkeren Ziehen daran, begleitete: „Nun besinne Dich doch," hieß es, und der Schmerz wurde immer heftiger, wir zuckten, zitterten, die Thränen liefen uns herab, er hatte seine Freude daran, uns die Antworten mittelst dieser Tortur auszupressen, die natürlich ganz die entgegengesetzte Wirkung hatte, indem wir vor Schmerz und Angst alle Fassung verloren. Ferner erfreute er sich daran, uns über die Beine zu legen, und mit dem dünnen spanischen Rohr so recht in langsamen Absätzen wohl nicht übermäßig, aber äußerst empfindlich zu schlagen, und zwischen jedem Streich eine lange Ermahnung zu ertheilen. Noch erbitternder und noch schlimmer aber war es, daß er diese Züchtigung eines Knaben, der etwas versäumt hatte, einem andern Knaben übertrug, der denn in dem natürlichen Uebermuth, oder geradehin Schadenfreude möglichst derb zuschlug. Trotz alle dem war Herr E... eigentlich nicht bösartig; er konnte nur der Lust nicht widerstehen, sich zuweilen und der zuschauenden Klasse dazu, ein Späschen der Art zu machen! Er hatte schwerlich erwogen, wie tief das, was ihm ein Scherz dünkte, als Ernst in die kindliche Seele eingriff, und wie gemüthsverderbend namentlich die Züchtigung des Knaben durch seinen Mitschüler war, was dann, nach beendigter Schulzeit oft genug durch die erbittertsten Ausbrüche und Thätlichkeiten zu Tage kam. Glücklich, daß Kinderseelen die eigentlich nur in der Gegenwart leben, so schnell vergessen, und also tiefere Spuren dieser Vergiftung nicht zurückblieben; selbst

nicht gegen den Lehrer, der uns durch seine anderen Vorzüge bald wieder gewann.

Ich war, wie schon gesagt, nichts weniger als ein fleißiger Schüler. Dennoch fielen die Musikstunden mir noch ungleich schwerer als die Schule. Einmal aber wurde ich diesen doch sehr dankbar. Ich hatte es in denselben nämlich schon so weit gebracht, daß ich beliebte, nicht zu schwere Musikstücke aus jener Zeit leidlich spielen konnte, z. B. von Pleyel, Haydn, Mozart. Mein Vater, der wie schon erwähnt, oft größere Instrumentalmusik bei sich hatte, trug auch Sorge, daß ich mich übte, mit Begleitung zu spielen. So hatte ich eines Tages ein größeres Musikstück, ich weiß nicht mehr von wem, das ich lange einstudirt, für mein Alter — ich muß zwischen 6—7 Jahr gewesen sein — erträglich gut, ja zum Verwundern der Anwesenden gespielt. Bald darauf fiel die Zeit der Censuren. Der Besitzer der Schule, Hr. Messow, selbst las sie vor und theilte sie aus. Die meinige war überaus schlecht ausgefallen. Ich saß in bittersten Thränen. Da plötzlich nahm der Lehrer, nachdem er mir noch eine ernste Anrede über meine Trägheit und Flüchtigkeit gehalten, ein anderes Blatt hervor, und sagte: „Die Censur die ich eben gelesen, solltest Du haben; aber ich habe durch Herrn C. (er nannte einen Freund unseres Hauses) erfahren, daß du so fleißig in der Musik gewesen bist. Darum sollst Du auch hier eine mildere Beurtheilung empfangen.“ Und nun erfolgte die Vorlesung eines anderen Blättchens, das mich minder scharf tadelte, und mich somit der harten Strafe, die das schlechte Zeugniß zu Haus mir erwirkt haben würde, überhob. Wer war glücklicher als ich! Ich weiß noch heut nicht, ob dieses veränderte Zeugniß aus der freien Entschließung und Ansicht des Lehrers erfolgt ist; damals glaubte ich natürlich nur das. Erst im reiferen Alter ist mir die Muthmaßung gekommen, daß das ganze Verfahren wohl mit Kenntniß und auf Ver-

anlassung meines Vaters eingetreten sein könnte, um meinen Eifer für die Musikstunden zu erhöhen. Die pädagogische Maaßregel war in jedem Fall eine sehr gute gewesen, und wirkte auch glücklich; doch bekenne ich, daß die erste Annahme, der Lehrer habe ganz aus freien Stücken gehandelt, mir lieber wäre.

Nur noch einen Moment aus dieser frühen Schulzeit, der in das erste Jahr derselben fällt, will ich anführen, weil er die Eigenthümlichkeit der kindlichen Natur in sehr auffallender Weise bezeichnet. Eines Morgens im Monat Juni, kam ich mit meinem besten Freunde, Eduard Ludolf, (dem Sohn des Justizrath Ludolf, unseres Nachbars,) wie gewöhnlich in die Schule. Zu unserm Erstaunen fanden wir die Klassen leer, und hörten unsere Mitschüler im Hof und dem daran stoßenden kleinen Garten in lauter Fröhlichkeit sich tummeln. Wir begriffen das seltsame Ereigniß nicht; da erfuhren wir, daß es der Geburtstag des Dr. Messow war, an welchem dieser stets sämmtlichen Schülern statt der Lehrstunden ein Fest gab, sie mit Chocolade und Kuchen bewirthete und ihnen den Hof und Garten zum Spielplatz einräumte. Man hätte meinen sollen, dieser Tausch würde uns höchlichst erfreut haben; allein wir waren beide so überrascht davon, weil wir garnichts von dieser Feier geahnt hatten, und eben dadurch so blöde, daß wir uns still allein in unsere Klasse hinsetzten, und unser Frühstück verzehrten. Da trat durch Zufall der Gefeierte selbst ein, war erstaunt uns zu finden, und mußte uns lange zureden, bis wir uns entschließen konnten, statt am Unterricht, an den fröhlichen Spielen Theil zu nehmen. Das seltsam beklemmende Gefühl, das mich damals bedrückte, mir jene Freude so ganz fremdartig erscheinen ließ, ist mir noch heut unvergeßlich. In den folgenden Jahren, wo wir nicht mehr solche Neulinge waren, feierten wir natürlich den Geburtstag des Lehrers fröhlich mit,

der unsererseits durch ein gemeinsam von den Schülern dargebrachtes Geschenk festlich begangen wurde. Indessen bereitete er mir noch eine Verlegenheit. Als besondere Gabe hatte ich im nächsten Jahr den Auftrag von meinen Aeltern erhalten, einen ausgezeichnet schönen Rosenstock zum Angebinde darzubringen und dazu ein Verschen zu sagen, das meine Mutter gedichtet. Die Anfangszeilen sind mir noch heut gegenwärtig. Sie lauteten:

Des Rosenmonats schönste Zier
Bring' ich geliebter Lehrer Dir.

Allein ich konnte mich nicht dahin überwinden, die Verse zu sprechen. Ich übergab den Rosenstock, den ein Diener mir bis zur Schule getragen hatte, legte nur dem Lehrer, wahrscheinlich ungeschickt genug, das Blatt mit dem Gedicht unvermerkt darauf hin, und flüchtete mich beschämt. Erst später trat Herr Messow freundlich zu mir heran, und sagte: „ich habe das hübsche Gedichtchen wohl gefunden und danke tausendmal.“ Nach Wochen erst kam es, durch ein zufälliges Gespräch zwischen meinem Vater und dem Dr. Messow an den Tag, daß ich den Auftrag nicht ausgeführt hatte; ich mußte den nachträglichen Verweis nebst dem Spott über meine Blödigkeit hinnehmen!

Viertes Kapitel.

Häusliche Verhältnisse. — Musikunterricht. — Strenge Pünktlichkeit meines Vaters. Mein unnatürlicher Eigensinn. — Anekdoten. —

Während so diese Schulverhältnisse sich in sehr natürlicher Entwickelung gestaltet haben, waren die häuslichen

doch etwas abweichender Art; der Musikunterricht nahm die Hauptstelle meiner Thätigkeit darin ein. Ich erhielt ihn täglich, jeden Mittag von 12 bis 1 Uhr. Mein Vater gab sich unsägliche Mühe, aber ich war noch unsäglicher ungeschickt. Der Fehler lag wohl darin, daß mir zu früh und zu viel abverlangt wurde. Schon vom fünften Jahre an hatte der Unterricht begonnen, und das ist, wo nicht ein ganz eminentes Talent zu Tage tritt, jedenfalls zu früh; und bei einem solchen hervorragenden Talent wird wenigstens nichts versäumt, wenn man dasselbe erst später zu entwickeln beginnt, da es seine Höhen dennoch erreicht. Selbst Mozart würde nichts versäumt haben, wenn er erst drei oder vier Jahre später Musikunterricht empfangen hätte; die ersten Jahre gehören der Freude, der Ueberraschung, der Ungeduld des Vaters, nicht der natürlichen Entwickelung des Kindes. So war es bei mir; und die Bedingung einer günstigen Entwickelung so früher Keime, die große zeitige Anlage fehlte im Ganzen, wenn auch einiges der Art vorhanden war. Mit dieser Schwierigkeit stellte sich der Widerwille gegen das Studium ein, wodurch natürlich die Fortschritte noch mehr gehemmt wurden. Es genügte meinem Vater nicht, daß ich, was noch am ersten bei Kindern möglich, die mechanische Fertigkeit früher erwarb als andere, er wollte auch den Sinn, die Einsicht, gewissermaßen die wissenschaftliche Erkenntniß der Kunst früher in mir zur Reife bringen. Daher spielte ich nicht blos meinen Kräften angemessene Klavierstücke, sondern ich mußte es mit viel zu schweren versuchen, nach beziffertem Baß spielen, und auch nach solchem vorgeschriebene Beispiele in Noten setzen. Dies alles muß schon in mein siebentes, achtes Jahr gefallen sein, jedenfalls lange vor dem zehnten. Allein wie wenig ich wirklich das Wesen der Sache faßte, ging aus einem Umstande hervor, der mir noch in sicherer Erinnerung ist. Mein Vater wurde einmal während der Generalbaßstunde,

als er mir eben ein neues Beispiel mit beziffertem Baß aufschreiben wollte, gestört; ich erklärte, ich wollte mir selbst eins aufschreiben, damit ich nicht zu lange auf das Ende der Stunde warten müsse. Er war es zufrieden. Und was that ich? Ich schrieb auf gutes Glück Baßnoten und Ziffern, ohne alle Ahnung, daß diese etwas bestimmtes ausdrücken, einen Zusammenhang in der Folge haben müßten. Ich glaubte Alles geleistet zu haben, wenn ich jeden einzelnen Accord nach den Ziffern richtig niederschrieb, (was ich allerdings konnte,) und nur die berüchtigten Quinten und Octaven vermied. Ob aber die Accordsätze einen Zusammenhang haben, ob sie klingen würden, daran hatte ich gar nicht gedacht! Einestheils ein Beweis, wie wenig ich wirklich von der Sache begriffen hatte, und wieviel sich doch rein mechanisch lernen läßt. Denn die verbotenen Fortschreitungen vermied ich, in Folge mancher dafür empfangenen Ohrfeige, ziemlich sicher, und sogar geringere Fehler, als z. B. unschön klingende Verdoppelungen, nur weil es Regeln dafür gab. Ich hatte also eine Sprache, und zum Theil ihre Grammatik erlernt, ohne die Worte zu verstehen. — Nicht viel besser sah es mit meiner erworbenen Kenntniß im Partiturspiel, oder wenigstens im Begleiten nach beziffertem Baß aus, obgleich ich vielfach Graun's Tod Jesu, Zelters Auferstehungsmusik und andere größere Werke von Bach, Händel u. s. w. unter Aufsicht meines Vaters auf solche Art durchnahm. — In späteren Jahren, als mein Vater schon längst todt war, fand ich einmal dicke Notenhefte von meiner Hand, und ersah daraus, daß ich schon in der früheren Knabenzeit Choräle vierstimmig in allen vier Schlüsseln aufgesetzt hatte, etwas das ich so mechanisch gethan haben mußte, daß mir auch gar keine Erinnerung davon geblieben war, und ich zur Zeit dieser Entdeckung ungeübter in dergleichen, sogar im Gebrauch und Lesen der Schlüssel war, als ich es als Kind bewußtlos gewesen sein muß. —

Es läßt sich denken, daß mir unter solchen Umständen die Musik keine sonderliche Freude machte, trotz des Ruhms, den sie mir zuweilen eintrug. Die Klavierstunde und Abends die schriftlichen Uebungen waren mir wie eine Galeerenkette. Während meine Schulkameraden auf der Gasse fröhlich spielten, mußte ich Gänge von Septimen-Akkorden nach der Regel aufsetzten, und während sie die Freiheit hatten, Mittags aus der Schule nach Belieben langsam, unter allerlei Spielen und Umhertreibereien, nach Hause zurückzukehren, und bis zum Essen sich zu erholen, mußte ich mit unerbittlicher Pünktlichkeit um ein Viertel nach zwölf zu Haus sein, um mich ans Pianoforte zu setzen, und unter Angst und Thränen die Kunst zu üben! Dennoch, wie viel schulde ich meinem Vater für seine eifrige Unermüdlichkeit, wenn sie auch das Maaß zuweilen vergriff! Denn ohne sie wäre mir doch wahrscheinlich alles Glück für immer verloren gewesen, was die Musik mir nachher so reichlich gewährt hat, und noch gewährt. — Am schwersten wurde mir Mittags das pünktliche Einhalten der Stunden; aber mich erwartete strenge Strafe, wenn ich auch nur Minuten versäumte. Es trafen nämlich gerade um diese Zeit die Knaben mehrerer Schulen in dichten Strömen auf der Straße zusammen. Dabei gab es entweder heitere Spiele oder zuweilen ernste Schlachten, deren Schauplatz gewöhnlich der Gensdarmenmarkt war. An Beiden Theil zu nehmen war mir untersagt und dennoch meine größte Lust, der ich oft nicht widerstehen konnte. Namentlich entsinne ich mich einer geistigen Folter und Versuchung der Art, der ich allzusehr unterlag. Wir hatten eine Zeitlang die nicht löbliche Gewohnheit angenommen, schon in der Schule, gewöhnlich in der letzten Stunde, Schiffchen von Papier oder auch Borke anzufertigen, und diese, was besonders nach starkem Regen möglich und ergötzlich war, auf den Rinnsteinen schwimmen zu lassen, bis sie an der Mohren- und Markgrafen-

straßenecke, wo sich die Gosse in einen unterirdischen Kanal ergießt, verschwanden. Kein höheres Interesse gab es, als den Lauf eines solchen Schiffchens zu verfolgen; mit Spannung sahen wir es unter einer langen Rinnsteinbrücke verschwinden, und mit Jubel wurde es begrüßt, wenn es an der andern Seite hervorkam. Ich vermochte mich nicht davon loszureißen, und allein den traurigen Weg zur Klavierstunde nach Hause zu wandern! Ein Begleiter, ein gutes Beispiel, ein Unglücksgefährte hätte mir das Opfer leicht gemacht. Ich drang daher stets in meinen Freund Ludolf, der Haus an Haus mit mir wohnte, doch mitzukommen; allein vergeblich; er hatte ja zu Haus nichts zu fürchten! So zögerte ich von Minute zu Minute, — der Kampf wurde immer heftiger, ich immer schwächer — denn plötzlich donnerte die unerbittliche Glockenuhr des Gensdarmenthurms einen mächtigen Viertelschlag — ein Schreck durchfuhr mich — meine Zeit war schon verflossen, — ich kam zu spät, — die Scheltworte, die Strafe waren gewiß .... dennoch vermochte ich es nicht über mich, mich zur rechten Zeit der Versuchung zu entreißen! Aber ist dies nicht in einem kindischen Beispiel die Geschichte aller Versuchungen des menschlichen Herzens zum Unrecht? Daß unter den Empfindungen der Furcht, der Reue, unter Thränen und Zittern, lauter Folgen des ersten Unrechts, weder die Liebe zur Musik in mir wuchs, noch die Möglichkeit einer gesammelten Aufmerksamkeit vorhanden war, ist begreiflich. Dennoch ermüdete mein Vater nicht, und durch seine strenge Consequenz gedrängt, schritt ich vorwärts, wiewohl sehr langsam und unter den heftigsten Kämpfen. Ja, mit noch jetzt empfundener tiefer Beschämung muß ich gestehen, daß ich diese Kämpfe absichtlich erschwerte. Ich gefiel mir bisweilen darin, eine Art Märtyrthum zu erdulden, indem ich die einfachsten Dinge nicht ausführen zu können mich verhärtete, und so eine Art von Selbstqual über mich herbeizog, die freilich

eine noch viel größere für meinen Vater wurde. Auch dieser Zug unnatürlichen Eigensinns, um ihn so milde als möglich zu benennen, hat mir durch den tiefen Blick, den er mir in die Verirrung der eigenen Seele gab, Aufschluß über Manches scheinbar Unglaubliche in dem Wesen Anderer gegeben. Ich muß immer wieder auf das Bekenntniß oder vielmehr die Selbsterkenntniß zurückkommen, daß nichts so Unerhörtes, so ins äußerste Verirrtes im Gebiet der geistigen Thaten liegt, wozu nicht der Keim in jeder menschlichen Seele überhaupt verborgen schlummre. —

Meine Musikstudien waren also Schuld, wie aus manchen zusammentreffenden Umständen die schärfsten Dornen meiner Jugendrosenzeit. Einzelne Blüthen, die mir auch daraus ersprießten, konnten mich nicht dafür entschädigen; es waren eigentlich nur die kleinen Triumphe der Anerkennung, ja, wenn man will des Ruhms, die ich als kleiner Klavierspieler feierte. Und selbst diese blieben zuweilen nicht ohne bittern Beigeschmack. So mußte ich noch als sehr kleiner Knabe eines Tages einer Dame unserer Bekanntschaft eine neueingeübte Sonate vorspielen. An einer bestimmten Stelle pflegte ich unachtsam zu sein und fehl zu greifen; es geschah auch diesmal. Mein Vater gab mir im Verdruß darüber eine derbe Ohrfeige, die ich stumm und ohne mich dadurch stören zu lassen, hinnahm. Aber mit dem Schlußakkord fuhr ich, in laute Thränen ausbrechend, — unter das Instrument, um mich zu verbergen. Die Zuhörerin hat mir das von mir selbst vergessene Ereigniß später oft mit heiterer Theilnahme erzählt; das Vergessen beweist, daß der Eindruck doch nicht so tief war, als er schien. — Eine ähnliche geschickte Wendung gab ich später dem Erfolg einer öffentlicheren Produktion. In einem, von meinem Vater in unserm Hause veranstalteten Concert, hatte ich mit vollem Orchester ein Clavierconcert von Mozart (eins der älteren

C-dur) gespielt. Jedesmal nach dem Schluß einer solchen Produktion überfiel mich eine Blödigkeit und Scheu vor den Lobsprüchen, die mir die Zuhörer spendeten; diesmal mußte ich, wahrscheinlich im Gefühl meiner vortrefflichen Leistung, eine besondere Furcht davor empfinden, denn mit der letzten Note sprang ich vom Stuhl auf und lief zum Saal hinaus, zum höchsten Erstaunen eines anwesenden Kunstfreundes, des Grafen Lehndorf, der mir eben seinen Glückwunsch darbringen wollte. — Diese Züge können indeß gewissermaßen tröstliche Anhaltpunkte werden, daß die Eitelkeit ein Gift ist, welches in jugendlicher Seele nicht so tief eindringt, als man fürchten möchte. — Ich wenigstens hätte gern alle Lobeserhebungen der Welt eingebüßt, wenn ich nur, statt neue Claviersonaten und Concerte einzuüben, mit einem Schulkameraden auf der Gasse hätte herumstreifen können, oder die Schiffchen schwimmen lassen, oder das unaussprechlich zauberische Spiel, Zillrad*) genannt, spielen, oder noch ärgeren Straßenunfug treiben. — Am schwersten kam es mir Sonntags an, dergleichen aufgeben zu müssen. Und doch begegnete mir dies vielfach. Denn in der Wohnung eines alten, tüchtigen Musikers, Patzig mit Namen, fanden Abonnements-Concerte an den Sonntagabenden statt, die mit dazu bestimmt waren, jüngeren Zöglingen in Gegenwart ihrer Aeltern und Verwandten Gelegenheit zu geben, sich vor einem größeren Kreise und mit Orchester hören zu

*) Ob es heut noch in Gebrauch ist, weiß ich nicht; der Namensursprung ist dunkel. Die Sache aber bestand darin, daß eine Anzahl Knaben, je mehr je besser, einen leeren Leiterwagen, wie sie damals wohl vor den Hausthüren zu stehen pflegten, bestieg, während einer, durch Abzählen getroffen, denselben umschwärmte, und den droben Befindlichen einen Schlag mit der Hand auf den Fuß anzubringen suchte, worauf der Getroffene seinerseits vom Wagen hinunter und die Rolle des Schlägers übernehmen mußte.

lassen. Dieses Loos war denn auch mir nicht selten bestimmt, und ich empfand es als eine der traurigsten Belastungen meiner Knabenfreiheit. Ich verwünschte die Concerte von Philipp Emanuel und Sebastian Bach, die ich dort nach mühseliger Einübung zu spielen hatte, und empfand von dem etwaigen künstlerischen Ruhm, den ich dadurch erwarb, nicht die mindeste Erquickung, obgleich mein Vater sogar Sorge trug, dergleichen für dauernde Erinnerung zu bezeichnen. Denn er trug jede Leistung seiner Kinder in seine Bücher ein. Meine Geschwister, besonders zwei meiner Schwestern, wurden ganz ähnlich in musikalischer Beziehung zu ernsten Studien angehalten. Dem vermerkten Factum mit Jahreszahl und Datum ward auch stets eine kurze Censur über das Geleistete hinzugefügt. Hier darf ich aber doch sagen, daß ich eine große Freude daran hatte, als der Vater mir einstmals die gemachte Notiz vorlas, die ein Sebastian Bach'sches Conzert als löblich, und besonders das Adagio mit ausdrucksvollem Vortrage gespielt, bezeichnete. — Diese Bücher werden für mich in den Notizen gewiß noch vieles Interessante, zuverlässig auch Manches für die Charakteristik des damaligen Kunstlebens in Berlin nicht Unwichtige enthalten haben; allein so gewissenhaft und sorgsam mein Vater war, so sorglos sind leider wir, seine Nachfolger gewesen, und seine großen Folianten sind abhänden gekommen, ohne daß ich irgend wüßte, wie und wohin.

Dies die Leiden und Freuden meiner häuslichen Studien, wie sie mit der Schulentwicklung parallel liefen. Im Uebrigen glich unser Treiben und Verkehren zu Haus ganz dem früher geschilderten. Die Sommerwohnung wurde regelmäßig bezogen und gewährte die alten Freuden, die ich zum Theil schon in der Vorausnahme geschildert.

Fünftes Kapitel.

Oeffentliche Verhältnisse. — Ausmarsch unserer Truppen nach Hannover. — Schlacht bei Austerlitz. — Das Jahr 1806. — Die Nachrichten von Jena und Auerstädt. — Schulenburgs „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Erster Einzug der Franzosen. — Zerstörungen unseres Hauswesens. — Einzug des Kaisers. — Errichtung der Nationalgarde.

Ich komme jetzt zu einem Abschnitt, der auch ein allgemeines Interesse hat, nämlich die Gestaltung der Zeit überhaupt in diesem zweiten Lustrum meiner Kindheit. Sie war sehr ernst. Die Erschütterungen, welche von Frankreich ausgingen, drangen uns immer näher. Oftmals hörte ich meine Mutter, die an allen wichtigen Verhältnissen des Lebens eben so ernsten als verständigen Antheil nahm, besorglich sagen, wenn von den Siegen der Franzosen erzählt wurde: „O, diese verwünschten Franzosen! Am Ende kommen sie uns auch noch einmal hierher!“ — Man weiß, wie nahe dieser Zeitpunkt war. — Das erste Vorspiel dazu, welches mir lebendig in der Erinnerung schwebt, gab der Ausmarsch unserer Truppen zur Besetzung von Hannover. Ich weiß mich zu besinnen, daß ich demselben von einem Fenster in der Mohrenstraße, in der Gegend des heutigen Ziethenplatzes, zuschaute. In dunkler Empfindung habe ich den Widerhall der Aufregung aufgenommen, der die Gemüther erfüllte. Das Wogen der Volksmassen, welche die ausmarschirenden Truppen umschwärmten, Abschiedsscenen, Händedruck und Lebewohl des Einzelnen, das dem im Marsch aus dem Gliede tretenden dargebracht wurde, Alles dies ist mir wohl erinnerlich.

Einen viel bewußteren Eindruck aber erinnere ich mich von einem zweiten wichtigen Ereigniß empfangen zu haben. Es war die Schlacht bei Austerlitz. Mein Vater kam sehr aufgeregt nach Hause, ich hörte, wie er der Mutter erzählte,

die in Thränen ausbrach; ich that einige Fragen und weiß, daß ich den Ernst der Antworten sehr wohl empfand. An Thatsachen ist mir davon erinnerlich, daß mein Vater sagte: „Die Oestreicher und Russen haben eine große Schlacht verloren; beide Kaiser sind geflüchtet, man weiß nichts von ihnen. Man sagt sogar der russische Kaiser sei todt; man will seine Leiche in einem Wege gefunden haben.“ Die Unrichtigkeiten erklären sich aus den Gerüchten, die jeder großen Schlacht folgen. Unvergeßlich aber ist mir das Gefühl, welches mich durchdrang, bei den Worten: „Man soll den Kaiser todt im Wege gefunden haben!“ Ich hatte nur sein Bildniß, das aber oft, weil es damals die Fenster aller Läden schmückte, gesehen; er wie alle andern Monarchen waren in Blei ausgegossen, und gehörten zu unserem täglichen Spielgeräth! Und dieser Kaiser, in seiner prachtvollen grünen Uniform, mit den goldenen Achselbändern, dem blauen Ordensband, dem Stern, — der sollte todt im Wege gefunden worden sein! Die Kinderseele beschäftigte sich unaufhörlich mit diesem Bilde und ich stellte mir Person und Oertlichkeit klar vor Augen. Seltsam nur, daß ich mir, obwohl die Schlacht bekanntlich am 2. December, statt gefunden hatte, wir also im tiefen Winter waren, den Weg nie anders als einen dunkeln Laubweg im Thiergarten, grün und schattig vorstellte. —

Der Kaiser der Franzosen war schon damals in Deutschland unendlich mehr gehaßt und gefürchtet als bewundert, wenn gleich das Letztere auch noch in hohem Maaße. Es erschienen vielfache Schriften und Aufsätze, die sein Feldherrntalent außerordentlich erhoben und noch immer darauf hindeuteten, daß er dasselbe nur zum Heile Deutschlands und der damit zusammenhängenden Staaten zu verwenden trachte. Eine ähnliche Absicht wurde ihm auch bei diesem Kampfe mit Oesterreich und Rußland beigelegt. Um so mehr mußte er allen,

die nicht den Sinn für die nächsten, heiligsten Pflichten eingebüßt hatten, als ein gefährlicher Feind erscheinen, den die gemeinsamste Kraft-Anstrengung zu bekämpfen hatte. In solcher Gesinnung wurden die Ereignisse des Jahres 1806 in Preußen aufgefaßt.

Was wir bei dem oben erwähnten Ausmarsch der Truppen im leichten Vorspiel gesehen, erneuerte sich in ungleich stärker ausgeprägten Zügen bei dem Ausrücken zu dem Kampf des Jahres 1806. Jeder fühlte, und selbst dem Kinde theilte sich durch das, was es die Erwachsenen äußern hörte, dieses Gefühl mit, daß es sich hier um einen Kampf handelte, wo Ehre und Bestehen des Vaterlandes auf dem Spiel standen. Einzelne Offiziere und Soldaten, die in meinem älterlichen Hause bekannt waren, nahmen Abschied vor dem Ausmarsch. Ich entsinne mich namentlich noch eines Unteroffiziers Hoffmann, der als der Mann einer im Hause öfters beschäftigten Frau, auch oft zu uns gekommen war, und den wir Kinder eben so anstaunten, wegen seiner Uniform und seines Degens, als wir ihn wegen mancher freundlichen Dienste lieb hatten. Er kam Abschied zu nehmen. Meine Mutter nöthigte ihn zum Sitzen, mein Vater wurde aus dem Comtoir gerufen, er ließ eine Flasche Wein bringen. Alles dies war etwas ganz Ungewöhnliches dem schlichten Manne gegenüber und brachte einen ganz besonderen Eindruck auf mich hervor. Zur Erinnerung an das oft von mir gehörte, oben erwähnte besorgliche Wort meiner Mutter fragte ich: „Werden denn nun die Franzosen kommen?“ — „Nein'“ sagte sie, mich beruhigend, und wollte offenbar ihre Bewegung in einem scherzhaften Wort verbergen. „Der Mann wird sie schon wegjagen mit seinem Degen!“ — Ich weiß nicht woher es kam, allein ich empfand etwas, das mich die Worte meiner Mutter, der ich doch so unbedingt vertraute, nicht recht glauben ließ. Die Gläser wurden gefüllt auf glückliches Wieder-

sehen angestoßen, meine Mutter trocknete sich die Augen, mein Vater schüttelte dem Unteroffizier so herzlich die Hand — — alles dies wirkte mit so eigenthümlicher Gewalt auf mich, war so feierlich, daß ein halbes Jahrhundert die Lebendigkeit des Eindrucks nicht hat verwischen können. —

Wenige Wochen später folgte eine furchtbare Katastrophe, die sich selbst des Gemüths eines Kindes, in den Wirkungen, welche die nächsten Umgebungen desselben davon erhielten, mit unabweisbarer Gewalt bemächtigte. Die Nachrichten von der Armee wurden mit begierigster Spannung aufgenommen; jeder Besuchende erzählte etwas Neues, nach jedem Ausgang brachte mein Vater irgend eine Nachricht mit; auch in der Schule wurde fast nur davon gesprochen, die Lehrer selbst erzählten nur von den Weltereignissen. Wie immer in jener Zeit wurden die verlornen Schlachten zuerst als glänzende Siege verkündet. So die von Jena und Auerstädt. Doch bald kamen auch bezweifelnde, widersprechende Notizen. Eines Morgens besuchte uns der Hausarzt meiner Aeltern, der alte berühmte Heim. Meines Vaters erste Frage war: „Was bringen Sie neues?“ „Verdammt Schlechtes“ rief er in seiner originellen Art und Sprechweise „die Schlacht ist verloren! Alles zum Teufel gelaufen!“ Meine Mutter erblaßte, mein Vater war in äußerster Aufregung. „Ich glaubte“ sagte dieser endlich „es sei noch nichts entschieden; sie stehen, heißt es ja, einander gegenüber wie die Mauern!“ „Nein nein nein,“ rief Heim „sie sind davon gelaufen wie die Hundsfötter.*) Es ist Alles verloren!“ — „Und der Prinz Louis Ferdinand?“ fragte mein Vater hastig — „Ist todt! der hat sich brav gehalten!“ Meine Mutter weinte und zitterte; meinem Vater,

*) Ich gebe trotz seiner Härte, den mir unvergeßlichen wörtlichen Ausdruck wieder.

dem harten, strengen Manne, standen die Thränen in den Augen; wir Kinder horchten, gespannt aufblickend dem Gespräch der Erwachsenen. Was weiter in diesem Augenblick geschehen, weiß ich nicht mehr; nur daß meine Mutter in bittersten Thränen, in einer Bewegung, wie ich sie noch nie, und später erst bei dem Tode meines Vaters gesehen, auf das Sofa gesunken war. — Dunkle Nachrichten von den Ereignissen bei Auerstädt waren übrigens schon am Tage zuvor zu uns gedrungen, doch Alles zweifelhaft. Der Tod des Prinzen mußte meine Aeltern noch besonders erschüttern, da er in seiner Eigenschaft als so ausgezeichneter Musiker, in mehrfachen persönlichen Beziehungen mit meinem Vater gestanden hatte; überdies von einer so viel an Musikereignissen theilnehmenden Familie näher gekannt war.

Nachmittags ging ich mit meinem Vater aus, in den Straßen war eine hastige, aber stumme, gedrückte Bewegung wahrzunehmen. Die Begegnenden hielten einander an, sprachen eifrig, aber leise zusammen. Das allgemeine Gefühl der Trauer, die Sorge drückte auch auf mich. Wir gingen nach dem Hotel des Minister Schulenburg, der das Haus in der Behrenstraße, welches grade auf die Markgrafenstraße stößt, bewohnte. Eine dichte Volksmenge hatte sich vor den Fenstern versammelt, und wartete unten im dumpfen, schauerlichen Gemurmel auf Nachrichten. Ein Herr in rother Uniform zeigte sich mehrmals am Fenster; ich glaube mich zu erinnern, daß er mir als der Minister bezeichnet wurde. — Aus diesen Unglücksstunden stammte das unselige Placat mit den allzu berüchtigt gewordenen Worten: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht."

Von dem, was nunmehr vorging, bis zu dem Einrücken der Franzosen in Berlin, habe ich zu wenig Erinnerungen, um irgend etwas nach eigener Auffassung darüber melden zu können; eine geschichtliche Darstellung liegt nicht in meiner Ab-

sicht. Ich erinnere mich nur, daß Nachricht auf Nachricht von den Vorfällen eintraf; dazwischen auch immer wieder meist unrichtige Glücksnachrichten als helle Blitze aufleuchteten, deren vorüberfliegendes Streiflicht die ängstlich hoffenden Gemüther begierig auffaßten.

In der Knabenvorstellung konnte sich damals gar keine andere Anschauung von den unwiderstehlichen Siegen der Franzosen bilden, als daß wir uns jeden Einzelnen derselben von ungemein größerer Körperkraft dachten, wie die ihrer Gegner. Es war oft der Gegenstand unseres Gesprächs, unserer eifrigen Discussionen, wie stark ein Franzose wohl sei, mit wie vielen Preußen er es wohl aufnehmen könne. Unsere Straßengefechte und Gensdarmenmarktsschlachten hatten freilich kein anderes Maaß für den Sieg. So erfüllte uns denn nun natürlich die äußerste Spannung, diese wunderbaren Krieger zu sehen. Und, wie seltsam es klinge, als eines Vormittags die Nachricht in die Schulklasse drang, die Franzosen rückten wirklich ein und ein Regiment Chasseurs marschire die Friedrichsstraße herunter, so ergriff uns mehr eine freudige Aufregung und erfüllte uns mit der Lust einer endlich befriedigten Neugier, als daß wir von schmerzlichem Gefühl ergriffen gewesen wären. Die Schule wurde natürlich sogleich geschlossen, damit jedes Kind in die Obhut seiner Aeltern komme, da man nicht ohne Besorgniß vor blutigen Auftritten in den Straßen, selbst vor Plünderung war. Allein wir vereitelten diese Maaßregel der Vorsicht dadurch, daß wir, statt nach Haus zu eilen, sämmtlich unseren Weg dahin nahmen, wo wir die Franzosen sehen konnten. Es war an der Kronen- und Friedrichsstraßenecke, wo ich die ersten französischen Soldaten, Chasseurs des Chevaux-Legers-Regiments erblickte. Sie ritten zu zweien in lockeren Distancen, wodurch sich einige hundert Mann Cavallerie natürlich zu einer überaus großen Linie ausdehnen. So erschien uns denn auch ihre Anzahl unermeßlich; vielleicht war es in Ab-

sicht, einen solchen Eindruck auf die Bevölkerung hervorzubringen, denn in einer Stadt von damals 180,000 Einwohnern (ohne Militär) konnte doch durch die aufgeregten Massen leicht ein nachtheiliger Conflict geschehen. Indeß ging Alles, wie man weiß, ruhig ab; eine dumpfe, todtenartige Ruhe herrschte in den Straßen. Wir Knaben gingen, eifrig disputirend, immer noch in Streit über die Löwenstärke dieser Reiter, deren im Ganzen kleine, schmächtige Gestalt uns doch sehr in Verwunderung setzte, nach Hause. Dort stellte sich freilich ein anderes Bild dar. Ich fand meine Mutter beim Eintreten in unser großes Wohnzimmer auf dem Sofa liegend, in erstickendem Schluchzen. Mein Vater stand abgewendet und blickte starr durch's Fenster auf die einsame Straße. Als er sich gegen mich umdrehete, sah ich seine Augen ganz geröthet vom Weinen. Es herrschte im Gemach die tiefste Stille. Da fühlte denn freilich auch der siebenjährige Knabe, daß seine, nur mit aufgeregtem Staunen, über das was er gesehen hatte, erfüllte Brust nicht die rechte Empfindung des Augenblicks in sich trug. — Was nun eigentlich geschah, welches die Aeußerungen, die Befürchtungen meines Vaters waren, weiß ich nicht mehr. Ich entsinne mich nur der bei ihm ganz ungewöhnlichen Stimmung der Weichheit und Milde, und daß meine Mutter mich zu sich in ihre Arme zog und unter Thränen küßte.

Daß zu dem vaterländischen Schmerz sich nunmehr auch die schweren, häuslichen Sorgen gesellten bei dem Versorger einer so zahlreichen Familie, dem Vorsteher eines so großen Haushalts und Geschäftes, läßt sich denken. Das Letztere war so gut wie vernichtet, denn es diente nur dem Schmuck des Lebens, wenngleich dem edelsten, durch die Künste. In dieser eisernen Zeit aber war, so gut wie in den Bestürzungen und Erschütterungen des Jahres 1848, der Sinn für Alles, was nicht der Nothwendigkeit des Daseins gehörte, wie ver-

nichtet. Diese Theile des Lebens hatte ein zermalmender Keulenschlag getroffen.

Die Druckerei, die mein Vater besaß, wurde geschlossen, alle Leute entlassen. Sie schieden mit Kummer und Sorge, aber doch mit Liebe. Es war ein eigenes, wundersames Gefühl, als ich so viele Männer, die ich so gut kannte, die mir so viel Freundliches gewährt hatten, von uns Abschied nehmen sah im traurigsten Lebewohl! Noch heut könnte ich die alten Setzer und Drucker malen, so lebendig stehen sie mir vor Augen! Besonders ungern verlor ich ein jüngeres Mitglied der Druckerei, einen Burschen, Namens August, (seinen ferneren Namen kannte ich nicht), der mir als älterer Spielgefährte sehr lieb, durch seine Geschicklichkeiten mancher Art meinen Spielen und Beschäftigungen höchst willkommen gewesen war. Die Musikhandlung brauchte nicht geschlossen zu werden, aber sie schloß sich halb von selbst. Es kaufte Niemand; der einzige alte Gehülfe meines Vaters,*) Tiede mit Namen, ein Mann, der sich meiner Knaben-Erinnerung gleichfalls unvergeßlich eingeprägt hat, verschwand auch aus dem Comptoir.

So stockte Alles; Jeden bedrängte die Zeit auf das Härteste. — Glücklich die Jugend, die die Dinge sah, ohne sie in ihrem schweren Nachgewicht zu empfinden.

Die erste Einquartirung traf ein und erfüllte uns Kinder mit neugierigem Staunen. Wir mußten einen Offizier, eine Anzahl Infanteristen und eine Anzahl Dragoner sammt den Pferden gleichzeitig aufnehmen, denn in dem Hause meines Vaters befanden sich ansehnliche Stallräume. Sein Wohl-

---

*) Selbst so ansehnliche Geschäfte waren in jener Zeit einfacher organisirt als jetzt. Das meines Vaters bestand ohne offenen Laden, eine Treppe hoch; er selbst, oder jener Gehülfe, und in späteren Zeiten meine erwachsenen Schwestern, auch meine Mutter führten den Verkauf.

stand hatte ihm erlaubt, früher selbst Pferde und Wagen zu halten, auch war das Haus mit zwei Höfen, einem Hinterhofe mit nicht unbedeutenden Stallungen und einer großen Wagenremise versehen. Daß, wenn alle Einnahmen stockten, so ungeheure Belastungen kaum zu ertragen waren, und dem Vorsichtigsten und in allen Verhältnissen geordnetsten fast den Untergang droheten ist einleuchtend. Inzwischen ordnete sich das Einquartirungsverhältniß später, und wir hatten in der Regel nur einen Capitain mit seinem Dienstboten aufzunehmen.

Die zweite Maaßnahme, deren ich mich erinnere, war: das Gebot alle Waffen abzuliefern. Mein Vater besaß nichts, als einen alten Galanterie-Degen, der uns Kindern stets sehr merkwürdig gewesen war. Diesen lieferte er gewissenhaft ab. Ich begleitete ihn auf dem Gange zum Zeughause, wo im Hofe ein großer Haufen von ähnlichen sehr unschuldigen Waffenstücken aufgeschichtet war, auf den dann auch unser schöner Degen mit dem brillantirten Stahlgefäß geworfen wurde. Ich begriff kaum, wie mein Vater dieses Opfer so gleichmüthig ertrug, während die schön uniformirte Einquartirung mit ihren Helmen, Pferden, den schwarzen Schnurrbärten, den munteren Gesängen, dem lachenden Scherz den sie trieben, ihm so viel Sorgen und Kummer machten! —

Der Kaiser selbst traf in Berlin ein. Ich habe seinen Einzug nicht gesehen. Ich erinnere mich nur, daß aller Mund von dem Ereigniß erfüllt war, und — daß die Stadt Abends erleuchtet wurde, auf Befehl!*) Obgleich noch in so frühem Alter hatte ich, wenn nicht lebendig, doch in dunkler Ahnung

*) Man begreift es jetzt kaum wie die Schamlosigkeit solcher Befehle möglich war. Diese eine Gattung, falschen Glanz über den Kaiser zu verbreiten, reicht hin uns die vielen andern, ähnlichen in ihrem richtigen Werth zu zeigen.

einen Begriff vor dem wahren Charakter dieser Maaßregel. Ich sah alle Zimmer unserer Wohnung durch vor die Fenster gestellte Lichte im strahlendsten Glanz, was dem kindischen Sinn allerdings wie ein Freudenfest erschien; zumal da ich zuvor nie etwas ähnliches erblickt hatte. Auch flimmerten die Kerzen in den Fenstern aller Nachbarhäuser, und die Straßen waren, eine unerhörte Erscheinung bei dem Eindruck der damaligen Straßenbeleuchtung, so hell wie am Tage. Allein als Gegensatz dazu, lag meine Mutter, die alle Ereignisse in ihrer Bedeutung offenbar am tiefsten empfand, halb in Krämpfen auf dem Sofa und ich hörte ihr Schluchzen, vernahm ihre Worte tiefsten Schmerzes, halber Verzweiflung! —

Es wurde die Errichtung einer Nationalgarde befohlen. Was diese eigentlich sollte, ist schwer zu sagen; in der Wahrheit möchte es wohl nur die Erleichterung des Wachtdienstes sein, die sie zum Zweck hatte. Es war eine unnatürliche, lächerliche Inoculirung einer französischen Krankheit, der man, um die zu dem widerwärtigen Dienstverhältniß Gezwungenen einigermaßen zu verblenden, einigen Eitelkeits-Nimbus hinzufügte. Uns Kindern freilich erregte es staunende Bewunderung. Wir sahen plötzlich nicht unsern Vater allein, sondern eine Menge von uns gekannter, friedlicher Männer und Freunde in funkelnagelneuen Uniformen, mit Federhüten, prächtigen Schleppsäbeln. Das erschien uns natürlich sehr schön, machte einen großen Eindruck. Besonders da auch einige große Paraden des Corps veranstaltet wurden, wobei uns unsere friedlichen Väter in einem ganz neuen glänzenden Licht und kriegerischer Würde erschienen. Die Franzosen hielten ihre Paraden auf dem Wilhelmsplatz und stellten die langen Truppenlinien die Mohrenstraße hinunter auf. Dies war insofern zweckmäßiger, als in diesem weniger belebten Stadttheil der Verkehr nicht so dadurch gehemmt wurde, als bei der Aufstellung auf dem präch-

tigeren Terrain der Linden. Indeß glaube ich nicht, daß diese Rücksicht, denn von Rücksichten war bei französischen Maaßregeln wenig die Rede, dabei obgewaltet hat, sondern wohl mehr der Zufall. Das Terrain war als ein geeignetes erfunden worden, und damit begnügte man sich ohne viel darauf zu achten, daß es noch ein besseres gebe. Auf dem Wilhelmsplatz fand dann auch die erste Versammlung der neuen Nationalgarde statt, welche die nicht dazu gehörigen Bürger staunend umstanden. Ich gehörte mit zu den Zuschauern und freute mich des bunten, stattlichen Anblicks, der in der ersten Zeit auch wirklich etwas festlich-militairisches hatte. Denn die angesehensten Bürger waren dazu auserwählt worden, und jeder hielt es für Pflicht, dem Corps, von dessen Bestimmung und Verwendung man wohl nur dunkle Vorstellungen hatte, vorläufig wenigstens äußerlich Ehre zu machen, bis ernstere Pflichten einen höheren Grad von Eifer in Anspruch nehmen würden. — Dies dauerte einige Zeit! da sich aber bald herausstellte, daß die Nationalgarde den fremden Besatzungstruppen nur die Mühe des Wacht- und anderweitigen städtischen Dienstes abzunehmen hatte, daß ihre Wirksamkeit sich darauf beschränkte, Nachts irgend einen Trunkenbold aufzugreifen, oder am Tage bei einer zufälligen Streitigkeit, eine Verkehrsstörung oder dergleichen, einzuschreiten: so erkaltete der Eifer dafür bald. Die Exercierübungen, die nur darauf berechnet gewesen waren, mit einiger Schicklichkeit zur Wachtparade aufzumarschiren, wurden möglichst umgangen; die Strenge der militairischen Tracht war bald gleichfalls Vielen unbequem, für die Wachtdienste waren so viel als möglich erkaufte Stellvertreter, — so daß nach und nach der Kern angesehener Bürger immer kleiner wurde, und der Nationalgardedienst zu einem Gewerbe für Aermere herabsank, da die Wohlhabenderen so wenig als möglich damit zu thun haben wollten. Es konnte nicht fehlen,

daß dieser Charakter der Truppe sich öffentlich mehr und mehr darthat, und dieselbe häufig zur Zielscheibe des Berliner Witzes diente. In Carricaturen, Anekdoten, Witzworten, Reimen, die auf Gassenhauer untergelegt wurden, fand dieser Eindruck, den das pomphaft instituirte Corps allmählig machte, seinen Ausdruck. Wir Schulknaben sahen in etwas späterer Zeit, oft lachend zu, wenn eine Compagnie in nachlässiger Haltung, ungleichem Tritt und ungleicher Kleidung (der eine trug Tuch, der andere trug Nanking, der eine Beinkleider in, der andere über den Stiefeln) durch die Straßen marschirte. So gewinnt der schwerste Ernst zur Zeit zugleich das Lächerlichste. — Eigenthümlich ist es, daß dieses Loos alle Nationalgarden getroffen hat, und auch die französische, im Jahre 1830 neu errichtete, bald dem Schicksal der Lächerlichkeit verfiel und verfallen mußte, in Straßenkarrikaturen, Bonmots und Vaudevilles. Ein Beweis, daß dies Institut an sich ungesund, unvolksthümlich nur aus dem Lügengeist hervorgegangen war, (wie 1848 auch) den das überlaut tobende Geschrei einzelner Stimminhaber, die ihre Parteizwecke dadurch verfolgten, der Welt als deren eigene aufzudringen trachtete. — Wenigstens aber hatte die Nationalgarde von 1806 nichts von jenen abscheuwerthen, verrätherischen Bestandtheilen, die bald im Innersten der Bürgerwehr von 1848 so giftig als emsig gepflegt (wenn auch zum Theil unter heuchlerischer Hülle) wucherten; sondern sie war ein hohles Gebilde fremder Willkühr und Täuschung, und verkümmerte in schuldloser Lächerlichkeit. — —

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung. — Stimmung der Franzosen. — Die Capitains Ferré und Chenel. — Besetzung des Lustgartens durch die Garden. — Anblick des Kaisers. — Härings Einziehen in unser Haus.

Von den sonstigen öffentlichen Zuständen blieben mir natürlich wenig Eindrücke zurück, da sie mir in ihrem Zusammenhange ganz unverständlich sein mußten. Nur der Haß gegen die fremden Unterdrücker und gegen ihren Führer, der sich damals mit der Luft einathmete, erfüllte auch die Kinderherzen. Doch richtete sich dieses Gefühl nur gegen die Feinde als ein Ganzes; gegen die Einzelnen trat ein völlig anderes sogar eins der Liebe und Freundschaft ein. Die Franzosen folgten im Grunde schon damals nicht mit ihrem Herzen den ruhm- und machtdurstigen Zügen des Kaisers. Wie laut auch die öffentlichen Stimmen in den unter unbedingtem Befehl stehenden Journalen das Gegentheil sagten, beständig von dem Enthusiasmus widerhallten, mit dem die Franzosen den fliegenden Fahnen folgten: die Krieger selbst waren, und je tiefer sie im Rang standen, je mehr, des unfruchtbaren Kampfes, der sie in die fernsten für ihre Lebens- und Anschauungsweise unwirthbarsten Weltgegenden trieb, herzlich müde. Bei denen höheren Ranges, denen die Feldzüge bequemer wurden, und die der höheren Stufe, Marschallsstäbe, Herzogstitel, Königsthron sogar, näher standen, mochte es anders sein. Diejenigen dagegen, welche diese höchsten Stufen schon erreicht hatten, waren nach zwölf bis vierzehn Jahren des Krieges herzlich satt, und hätten gern die Früchte ihrer Mühseligkeiten in Ruhe genossen.

Meine Mutter, die, wie ich erwähnt, das Französische ganz geläufig beherrschte, vermittelte leicht ein Verhältniß freundlicher und wohlwollender Verständniß der Einquartirung mit unserm

Hause. Fast immer hatten wir mit bescheidenen Leuten zu thun; nur einer oder zwei der jüngeren Offiziere zeigten das trotzige, gewaltsame Benehmen des Feindes. Von den gemeinen Soldaten wurde kein einziger Unfug irgend einer Art begangen. Sie waren höchst beglückt, daß man ihre Sprache mit ihnen redete, und sie sich ausschwatzen konnten. Dabei aber gaben sich denn auch bald ihre innersten Gesinnungen kund. Die Soldaten seufzten und klagten über die ewige Mühsal des Krieges, und hatten nicht die mindeste Lust, ihre Kräfte und ihr Leben fortwährend den ehrsüchtigen Zwecken des Kaisers zu widmen. Noch mehr entwickelte sich diese Stimmung bei den Offizieren, wenn sie Eingang in unsere Familie fanden, deren in allen übrigen Beziehungen beglückenden Verhältnisse sie mit Rührung und begreiflichem Beneiden betrachteten. Sie hatten auch Frauen und Kinder daheim, und eine fremde Gewalt riß sie aus dem Schooß der ihrigen, und trieb sie einer dunklen, gefahrvollen Zukunft entgegen, wo ewig das unheilvolle Hazardspiel zwischen Tod und äußerm Glanz und Ruhm gespielt wurde. So waren denn in der That die gebildeten, wohlwollenden Offiziere, die uns das Kriegsloos zuführte, mit offener Gastlichkeit aufgenommen. Von der vielfach wechselnden Reihe erinnere ich mich mit Bestimmtheit zweier, eines Kapitain Ferré von den Voltigeurs und eines Kapitain Chenel; bei welchem Truppentheil letzterer stand, habe ich vergessen. Sie blieben längere Zeit, der erste glaube ich mehrere Monate. Er war schon ein älterer Mann, klein von Statur mit grauem Bart. Er hatte uns Kinder, mich und meine jüngere Schwester Henriette, die damals fünftehalb Jahre zählte, besonders lieb gewonnen. Sein Bild steht unverlöschlich vor mir. Er war von drolliger Gutmüthigkeit und spielte mit uns, als sei er selbst ein Kind. Als er eines Morgens abmarschirt war, vergoß meine Schwester die bittersten Thränen. Auch die Aeltern und die erwachsenen

Geschwister hatten ihn mit Bedauern ziehen sehen; denn Jeder ging mit dem Gefühl, wohl auch mit dem Wort: „Wer weiß ob wir uns jemals wiedersehen, ob nicht bald ....“ Und dieses ahnungsschwere Bald war das wahrscheinlichste Loos, denn der Unersättlichkeit des Eroberers mußten unzählige Opfer fallen. Frankreich und das bezwungene Deutschland lieferten ja schnell den Ersatz! Menschen sind Zahlen!

Der zweite Offizier, den ich genannt, Kapitain Chenel, war ein jüngerer Mann, blond, schlank, von feinen Zügen, mit blaßblauen Augen, überhaupt von einem mehr deutschen als französischen Ansehen. Ich würde ihn erkennen, wenn er mir heut, nach funfzig Jahren so begegnete, wie er damals aussah. Er hatte größere Lebensgewandtheit, ein viel feineres Betragen als sein Vorgänger, überhaupt entschieden eine höhere Bildung. Auch in ihm hatte der Anblick des Familienlebens die ganze Sehnsucht nach der Heimath und den Seinigen geweckt, und er schloß sich uns so nahe an, als es irgend in dem Verhältniß möglich war. Er war zur Weinachtszeit bei uns, denn er brachte mir eines Tages einen Friedrich den Großen zu Pferde, (von Zinn, ein kostbares Stück, so groß wie ich noch nie einen Bleisoldaten besessen hatte,) und meiner Schwester eine Wachspuppe vom Weihnachtsmarkt mit nach Hause. Unsere Freude war sehr groß und unsere Anhänglichkeit ebenfalls. Die Wachspuppe war zugleich ein sehr theueres Geschenk, denn sie war so schön und elegant, mit blondem feinem Haar (damals eine große Seltenheit), daß sie allen unsern Bekannten als das seltenste Exemplar gezeigt wurde, was man jemals gesehen habe. Ob er noch am Weihnachtsabend selbst in unserm Hause gewesen, kann ich mich nicht entsinnen. Aber unstreitig hat er denselben mit uns zugebracht, wenn er in Berlin war. Auch er schied von uns, und nahm die innerste Theilnahme an seinem Geschick mit. Von Beiden, die ich ge-

nannt, haben wir nie wieder etwas gehört! Ob das Schlachtfeld von Eylau, oder das von Aspern, oder die Eiswüsten Rußlands sie begraben? — Wir haben oft daran gedacht, doch nie ist uns die leiseste Spur von ihren ferneren Schicksalen geworden. So verschwinden oft die Lebensgeleise, die einander näher berühren gleich Furchen, die man mit einem Stabe in die Wellen gezogen!

Aus den großen historischen Gemälden jener Tage meiner Kindheit steht noch so Manches vor meinem Blick. Ich könnte eine ansehnliche Gallerie davon machen, weit über die Grenzen dieses Buches hinaus; zwei leichte Genre-Skizzen mögen aber die letzten dieser Hindeutungen bilden.

Der Schauplatz eines dieser Erinnerungsbilder war der Lustgarten in Berlin; damals in ganz anderer Gestalt als jetzt. Nach der Museumseite umgab ein hoher Bretterzaun den schönen Platz, verdeckt durch eine Allee schöner Kastanien, die sich auch auf der Seite dem Zeughause gegenüber fortsetzten; die andern beiden Seiten waren durch eine stolze Pappel-Allee begrenzt; auf der Parallelseite mit dem Schlosse, in der Mitte etwa, stand die Bildsäule des alten Fürsten Leopold von Dessau. Die ganze Ebene des Platzes war mit dem schönsten Gras bewachsen, ein Eigenthum der Commandantur. Das Betreten desselben war streng untersagt, so daß einst ein Soldat, der nur gestattet hatte, daß eine Dame sich den Hut, der ihr vom Winde auf den Platz geworfen war, wieder holte, durch den damaligen Commandanten von Berlin, General von Götz, hart bestraft wurde.

So galt uns der Platz für einen gewissermaßen geheiligten, und es schien uns ein schweres Vergehen, ihn mit einem Fuß zu betreten. Wie erstaunte ich daher, als ich ihn bei einem Spaziergange mit meinem Vater ganz bedeckt von Soldaten sah! Es waren die französischen Garden, welche, in Begleitung

des Kaisers einmarschirt, dort bevouakirten! Dieser Frevel dünkte mich ein gar nicht zu rechtfertigender! Was Allen so streng verboten war, hatten diese sich in solchem Maaße gestattet! — Es war in der Nachmittags Dämmerung als wir dahin kamen. Auf dem ganzen Platz loderten Bivouaksfeuer; ein mir neuer, mich mit Staunen erfüllender Anblick! Frei, mitten in der Stadt, auf diesem Platz! Ueber den rothen Flammen erhob sich der dunkle, in Gewölk ziehende Rauch. Die stattlichen Krieger bewegten sich in dem unsichern, röthlichen Licht der Flammen, das hell von den Waffen der aufgestellten Gewehrpyramiden widerblitzte. Auch diese waren uns eine neue Erscheinung, von der die alte Kriegssitte nichts wußte. Hier nun glaubte ich die Franzosen zu sehen, deren persönliche Kraft und Kühnheit die wunderbaren Siege des Kaisers erfocht. Lauter hochgewachsene Leute, schwarze Bärte, blitzende Augen! Dazu die sehr schöne Uniform, die hohen Bärenmützen, die weißen Beinkleider. Aber ganz besonders wunderbar, als fast der Fabelwelt angehörige Gestalten, erschienen uns die Sappeurs mit ihren bis an den Gürtel reichenden prächtigen Bärten, dem Schurzfell und der blinkenden Axt. Sie kamen mir wie Zauberer oder Berggeister von Rübezahls Gattung vor. Das ganze Gemälde wurde somit ein höchst romantisches, und würde es noch heut sein. Ein dumpfes Murmeln schwebte über dem Platz; das Volk musterte denselben angaffend. Wir gewannen endlich Muth, uns etwas tiefer in das bewegte Kriegslager hineinzuwagen. Einzelne Gassen wurden uns aber durch ernste Schildwachen stumm, durch einen Wink der Hand versagt. Sie mußten wohl annehmen, wir würden ihre Sprache nicht verstehn. Die Krieger verrichteten ihre Geschäfte ruhig, still; man hörte kein leichtes Geschwätz in französischer Weise. Sie putzten ihre Waffen, schürten im Feuer, sahen nach den Kochgeschirren und thaten andere Lagerarbeit mehr. Mit stillem, halb furcht-

samen Staunen betrachtete ich das Alles; die Gesammtheit dieser ernsten, fast stummen Schaaren machte einen tiefen Eindruck auf mich. Auch mein Vater, dem das Herz wohl noch anders bewegt sein mußte, schwieg. So durchwanderten wir den Raum, soweit es gestattet war, und kehrten dann, bei völlig eingebrochenem Dunkel zurück, hinter uns das verworrene Brausen des Lagers, die rothaufflammenden Feuer, die schwarz empor wirbelnden Rauchsäulen, darüber den ungewissen hellen Schimmer, der über solchen Lagerstätten schwebt, und über diesem die Sterne der hellen Octobernacht. Im Hintergrunde die Reihe hell erleuchteter Fenster des Schlosses, wo der Kaiser die Gemächer unserer angestammten Könige inne hatte, und seine Dekrete nach allen Gegenden Europa's sandte! — —

Ihn selbst habe ich nur einmal flüchtig gesehen. Diese Erinnerung möge die zweite Skizze bilden, die ich noch aus jenen Tagen geben wollte. Es fand eine jener oben schon erwähnten Paraden statt. Ich war mit einigen Schulkameraden die Reihe der Truppen heruntergegangen, die in der Mohrenstraße standen. Alles wartete noch auf den Kaiser. Er kam nicht. So verließen wir die Parade, und zerstreuten uns in der Stadt. Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein; ich befand mich in der Jägerstraße, einige Häuser über das Seehandlungsgebäude hinauf. Da ertönte plötzlich der Ruf: der Kaiser, der Kaiser! Alles strömte der Markgrafenstraße zu. Ich natürlich auch. Hier sah man über den Köpfen der Zuschauer eine Menge rasch sich bewegender Hüte mit goldblitzenden Tressen, Helmen, Federbüschen. Die Reiter, die sie trugen, waren kaum sichtbar. „Das ist er, das ist er!" rief es um mich her, und ich gewahrte vorn im Zuge, nachdem einige Reiter vorübergeflogen waren, das berühmte dreieckige Hütchen, und ein graufahles Haupt, das mir zu fern blieb, sich zu rasch fortbewegte, um die Züge zu unterscheiden. Aber Aller Augen folgten dem

Haupt mit gebanntem Blick; es herrschte in dem Moment eine athemlose Stille. So groß war die Gewalt, welche die Erscheinung übte, oder vielmehr die der Gedanken, die sich daran knüpften. Dieses flüchtig vorüberschwebende Schattenbild, halb in aufgewirbeltem Staub gehüllt, ist der einzige sinnliche Eindruck, den ich von dem gewaltigen, welterschütternden Manne mitgenommen. Allein er war von nicht zu schildernder Zauberkraft, und hat mich unvergeßlich durch mein ganzes Leben begleitet. —

So viel von den ernsten, schweren Erinnerungen dieser Jugendzeit aus den öffentlichen Zuständen. Nur noch einer, durch sie herbeigeführten, bedeutsamen Veränderung in unsern häuslichen Verhältnissen will ich hier gedenken. Mein Vater hatte eine einzige Schwester, die in Breslau mit dem Kanzleidirector Häring verheirathet gewesen, aber seit mehreren Jahren bereits Wittwe war. In Folge dieses Todesfalles hatte sie schon seit längerer Zeit an eine Rück-Uebersiedelung in ihre Heimath, Berlin, gedacht. Doch bevor sie diese ausführen konnte, brach der Krieg herein, und damit die Belagerung von Breslau, welche die Familie zwang, sich in das dortige Katharinen-Kloster (insgemein Katternkloster genannt) zu flüchten, um in dessen bombenfesten Gewölben geschützter zu sein. Sie brachten dort, da die Vertheidigung von Breslau ernster geführt wurde, als die der anderen Festungen Preußens, die bekanntlich im ersten sinnlosen Schrecken vor der unwiderstehlichen Uebermacht der Franzosen schmachvoll fast ohne Schwertstreich übergeben wurden, mehrere Wochen zu. Diese völlige Umrüttelung der häuslichen Zustände beschleunigte die Rückübersiedelung meiner Tante nach Berlin, und sie traf mit ihrer Stieftochter Florentine, die schon nahe am dreißigsten Jahre, und ihr völlig als Freundin zur Seite stand, und mit ihren beiden eigenen Kindern, ein Knabe von

acht Jahren, und eine Tochter von sechs, Wilhelm und Luise, schon bald nach Beendigung dieser Belagerung bei uns in Berlin ein, wo sie eine Wohnung im Hause meines Vaters bezog. Die kleine Tochter Luise, ein liebliches Kind, starb leider nach wenigen Jahren, doch der Sohn blieb mein steter Jugendgefährte und wir haben uns bis heut außer den verwandtschaftlichen Beziehungen in freundschaftlichen erhalten. Es ist der rühmlich gekannte Schriftsteller Willibald Alexis, dem mich, diese früheste Jugendzeit so nahe führte. Ich werde in diesen Erinnerungsblättern noch öfter auf ihn zurückzukommen Anlaß und Freude haben.

Siebentes Kapitel.

Rückblick auf die Schule. — Einige Lehrer. — Andere Bildnisse: Benda, Rath Leiningen, Schmalz, Vater der Sängerin. Perrücke und Zopf. — Righini, Reichard, Himmel. — Das musikalische Tollhaus. Bernhard Anselm Weber. Sängerin Schick. Varnhagen van Ense. — Feldmarschall von Möllendorf. Kleist. — Reise nach Dannenwalde, Ruppin, Rheinsberg. — Königin Luise. —

Um das Bild des ersten Jahrzehends meiner Jugend ganz zu vollenden, soweit ich es überhaupt für diese Sammlung meiner Erinnerungen ausführen kann und will, bleibt mir noch Manches aus den umgebenden äußeren Erscheinungen in Welt und Leben nachzuholen. Es ist eine Anzahl von Bildnissen, theils mir insbesondere, theils auch im Allgemeinen merkwürdigen Persönlichkeiten, die sich mit meinen Erinnerungen verweben, welche ich hier in leichten Conturen hinstellen will. Zuerst nenne ich noch einige Lehrer, die Zeichen zu der Charakteristik der damaligen Zeit liefern. Vor allen steht mir ein Herr Duhatois im Gedächtniß, wie es der Name

zeigt, ein Franzose. Es war ein Emigrirter. Der einzige, außer einem alten Herrn von Marvilliers, dessen ich mich persönlich erinnere, der den französischen Unterricht in einigen Klassen der Messow'schen Schule ertheilte. Er schwebt mir als ein wahres Schreckbild vor! Eine große, etwas starke Gestalt, eine hohe kahle Stirn und Scheitel, gekrümmte Nase, aufgeworfene Lippen. Seine Lebhaftigkeit steigerte sich zur höchsten Heftigkeit, ja oft zur Wuth. Noch zittere ich, wenn ich mir lebhaft vorstelle, wie er einen armen Schüler der erster Classe am Kragen zur Thür hinauszog und mit furchtbar über seinem Haupt geschwungenen Strafwerkzeuge in äußerster Erhitzung die Worte „à genoux" rief, deren Bedeutung wir mehr erriethen, als verstanden. Ich graute vor dem Gedanken, in die Klasse versetzt zu werden, wo dieser furchtbare Wüthrich maaßloß hauste. — Offenbar verließ er, wie ich die Sache jetzt betrachte, alle Wege der Vernunft und Mäßigung, und bei der Lage, in welcher er sich befand, behandelte er die Stellung und Hülfe, die ihm als einem aus seinem Vaterlande geflüchteten durch diese Anstellung als Lehrer geworden war, ganz verkehrt, ja mit Undank, wenigstens gegen sein Geschick.

Ein zweiter Lehrer, gleichfalls des Französischen, war ein Prediger, M . . ., später Justizkommissarius. Auch er steht mir nur in einer Scene großer Heftigkeit gegen einen Schüler der ersten Klasse, der sich immerhin sehr arg vergangen haben mochte, vor Augen. Ich höre noch seine mich unter kaltem Schauer berührende Stimme, in dem Ruf „Unglücklicher! Ich bringe Dich um!"

Ein dritter Lehrer, dessen Persönlichkeit mir eben so höchstes Staunen und Bewunderung seiner Gelehrsamkeit, wie Schrecken ebenfalls wegen seiner furchtbaren Strenge einflößte, war der Dr. Nieräse. Ich hatte zwar auf dem Messowschen Institut nichts mit ihm zu thun, aber sein überaus heftiges

Wesen, machte ihn mir schon dort zum Gegenstand des Schreckens, so wie allen Schülern überhaupt. Ich traf auf dem Werderschen Gymnasium nahe mit ihm zusammen, und werde daher später auf ihn zurückkommen.

Habe ich so manchen strengen, erschreckenden Lehrer genannt, so ist es gewiß Pflicht, auch eines zu denken, dessen sanftes freundliches Wesen uns Allen Zutrauen und Liebe einflößte. Es war schon ein älterer Mann, klein von Gestalt, freundlich von Zügen und Sitten, Herr Rosenau, Lehrer der französischen Sprache in den Klassen, wo ich mich befand. Das Grab muß ihn längst decken! Mit wehmüthiger Freude pflanze ich diese kleine Blüthe der Erinnerung dankbar auf den Rasen, der seinen Hügel übergrünt. —

Zu den Figuren außerhalb des Schulkreises, welche aus dieser frühen Zeit in meiner Erinnerung leben, gehört ein Mann berühmten Namens, Benda, der, ein hochbetagter Musiklehrer, von meinem Vater, wenn wir zusammen spazieren gingen, oft begrüßt wurde. Es erwachten, da ich schon früh berühmte Namen in der Musik kennen gelernt hatte, stets eigenthümliche Empfindungen der Ehrfurcht in mir. Auch zog mich seine alterthümliche, äußere Erscheinung an; er trug noch den dreieckigen Hut des vorigen Jahrhunderts, Zopf und breitschößigen Oberrock. — Ueberhaupt sah man damals noch manchen älteren Mann, der sich nicht hatte entschließen können, die Gewohnheiten seines ganzen Lebens abzulegen. So bewohnte im Thiergarten ein Rath Leiningen mit uns dasselbe Haus, der gleichfalls im quer aufgesetzten dreieckigen Hut, langen, wohl gewickelten Haarzopf, kurzen Beinkleidern, Schuh und Strümpfen oder hohen Stiefeln, die bis zum Knie reichten, einherging, während seine Söhne sich der modernsten Eleganz befleißigten.

Als eine ehrwürdige Gestalt dieser Art steht auch noch

ein alter Organist der Garnisonkirche, Schmalz, der Vater der nachmals so berühmten Sängerin, die jener Zeit in Italien glänzte, vor mir. Er war öfters Gast in meiner Eltern Hause; besonders Sonntags, im Thiergarten, wo er denn im braunrothen gestickten Frack, mit mächtigen, blitzenden Stahlknöpfen, in Schuhen und gestreiften Strümpfen, seidenen Beinkleidern und stattlicher Perrücke, über die der dreieckige Hut gestülpt war, erschien. Herr Schmalz erweckte mir Ehrfurcht durch Alter, Tracht und ernste, aber doch freundliche Sitte. Er hatte mir auch, von meinem Vater veranlaßt, zuerst die Structur der Orgel in der Garnisonkirche gezeigt, wobei mir zumal die Bezeichnung des Registers vox humana sehr merkwürdig gewesen war. Mit Staunen aber erfüllte mich die Bewegung der goldenen Engel, die an der Orgel angebracht waren, welche bei einer gewissen Benutzung des Registers, die Trompete an den Mund setzten und die Flügel schlugen. Nicht minder überraschend war es mir, daß ich mit meiner kleinen Hand dem gigantischen Institut so mächtige Töne entlocken konnte.

Die drei eben genannten Figuren repräsentirten in meinem Lebenskreise die alte Zeit der Perrücke und des Zopfes, es waren Männer aus der Lebensperiode Friedrich des Großen. Diese waren in meiner frühen Jugend noch nicht ganz selten; an Sonntagen sah man unter den Linden mehrfach ältere Leute in jenen Trachten aus der Regierungszeit des großen Königs. Denn es galt unsern Vätern für unziemlich, im höheren Alter noch die Flüchtigkeit der Moden mitzumachen, die übrigens damals doch nicht so rasch beweglich waren wie jetzt, und sich dem langsameren Gang des Lebens überhaupt identificirten. So beharrten sie denn in dem, was ihnen „zu ihrer Zeit" Gewohnheit gewesen. Mein Vater selbst besaß unter seinen sehr sorgfältig in Schränken, mit hineingearbeiteten Fächern

aufbewahrten Kleidern noch mehrere Staatskleider aus jener Periode, worunter mir ein braunrother breitschößiger Frack mit Stahlknöpfen und ein anderer vom feinsten Scharlach, das Tuch zu acht Thalern die Elle, mit Knöpfen von Aventurin in Stahlperlen eingefaßt, ganz besonders erinnerlich sind. Der letzte erschien mir überaus prächtig; dagegen bildete der erste, es sei hier beiläufig erwähnt, etwa in meinem neunten Jahre, einen Gegenstand meines großen Kummers. Denn er wurde zu einem Anzuge für mich zurecht geschnitten, der mir, wegen der rothbraunen Farbe, die mir den Spott meiner Kameraden zuzog, überaus gehässig war, und dessen feiner Stoff mich nicht mit diesem Uebelstand versöhnen konnte. In der That zog mir diese Kleidung zahllose Verhöhnungen und Kränkungen zu, so daß sie mich viele Thränen kostete. Allein mein Vater war unerbittlich streng in solchen Dingen, und ich mußte das Kleid tragen. Billigen kann ich es aber noch heut nicht, dem jugendlichen Alter, das unmöglich die Selbstverläugnung haben kann, gleichgültig über das Zufällige einer solchen Aeußerlichkeit hinwegzublicken eine solche andauernde Pein aufzulegen. Selbst den Erwachsenen würde es ja lästig sein, in irgend einer Art auffällig und lächerlich erscheinen zu müssen.

Daß die ausgezeichneten Musiker jener Zeit, Berlins zumal, im Hause meines Vaters verkehrten, darf ich kaum noch anführen. Mehrere lernte ich später mit entwickelterem Bewußtsein kennen, wie Zelter, Bernhard Anselm Weber, einige Sänger und Sängerinnen und sonstige Virtuosen. Doch drei sind mir nur aus jener früheren Zeit erinnerlich, Righini, Reichard und Himmel.

Von dem ersten sind meine Erinnerungen am verwischtesten; ich sehe ihn nur noch als eine hagere Gestalt, mit scharfen Gesichtszügen vor mir, und erinnere mich seines fremdartigen

Dialekts. — Reichard habe ich nur einmal bei einem Besuch, den ihm mein Vater machte, als er von Halle aus auf kürzere Zeit nach Berlin gekommen war, gesehen. Es war ein schöner Kopf mit weißem Haar, ob vor Alter oder gepudert, weiß ich nicht mehr genau, eine ansehnliche Gestalt von einnehmendem Wesen. Er sprach sehr freundlich mit mir. Besonders merkwürdig war es mir an ihm, wie an mehreren älteren Männern jener Zeit, daß er, wie mein Vater mir erzählt hatte, soviel um Friedrich den Großen gewesen war, häufig mit ihm gesprochen hatte. War es mir doch schon wichtig, daß mein Vater im Besitz einer Cabinetsordre von dem großen Könige war, in welchem es mich nur unangenehm berührte, daß er darin mit dem Pronomen „Er" angeredet wurde. „Mein lieber Buchdrucker Rellstab. Er hat" u. s. w. — Dies beiläufig. —

Himmel war ein entschiedener Repräsentant der modernen Zeit. Elegant gekleidet, leicht gepudert, etwas beleibt, doch leicht beweglich, rothwangig, die weiße zierliche Hand mit prächtigen Ringen bedeckt, steht er vor meiner Erinnerung. Er war mir von den drei genannten bei Weitem der Merkwürdigste, denn er galt für den größten Klavierspieler jener Zeit, in Berlin wenigstens.*) Und das war ja das Instrument, welches ich spielen konnte! Hundertmal that ich meinem Vater die kindische Frage: „kann Himmel diese oder jene Passage wohl so rasch machen? oder dies oder jenes wohl überhaupt ausführen? was mir als unermeßlich schwer erschien. Es überraschte mich daher mit den ganzen Schauern kindlicher Ehrfurcht, als er eines Morgens während ich Klavierstunde hatte, meinen Vater besuchte; ich glaube sogar, ich studirte gerade Variationen von

*) Dussek war schon todt und lange abwesend gewesen; ihn habe ich niemals von Person gesehen.

ihm selbst ein. Mit höchster Spannung, und ganz gläubig gefesselt, hörte ich ihn mit geläufiger Zunge eine Menge Geschichten erzählen, über Klavierspiel, selten schöne Instrumente, die er gehabt, und dergleichen. Es waren sichtlich Fabeln oder maaßlose Uebertreibungen, wie denn Himmels leichte Weise in dieser Beziehung einen kaum glaublichen Höhengrad erreichte; doch mir erschienen sie wie lauter von ihm erlebte Wunder. So erzählte er, unter dem, mir später erst begreiflichen ironischen Lächeln meines Vaters, von einem jungen Manne, den er auf der Universität gekannt, der sich die Sehnen zwischen den Fingern aufgeschnitten habe, um weiter greifen zu können! Ferner von einer polnischen Gräfin, die eines Tages, nachdem er auf seinem Flügel phantasirt, zu ihm ins Zimmer gestürzt sei, sich ihm zu Füßen geworfen, und um Ueberlassung des göttlichen Instruments gebeten habe! „Ich dachte die Frau sei verrückt geworden!“ rief er aus. „Es kommt fast so heraus!“ antwortete mein Vater in einem Ton, den ich später erst verstehen konnte. — Genug, Himmel imponirte mir außerordentlich, und ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn er sich an das Pianoforte gesetzt hätte, weil mein Glaube an seine Wunderleistungen ein unendlicher war. Allein er berührte es nicht. — Später habe ich ihn mehremals öffentlich, unter andern in dem Concertsaal des abgebrannten Schauspielhauses sein berühmtes Sextett spielen hören. Allein ich war damals noch viel zu unentwickelt, um den wahren Werth seines Spiels, insbesondere seine bezaubernde Grazie, Zartheit und Elastizität auch nur annähernd würdigen zu können; dennoch war ich zu weit, um sein Spiel als ein solches Wunder anzustaunen, wie ich es mir kindisch vorgeträumt hatte.

Meine Aeltern wohnten, wie ich erzählt, jeden Sommer im Thiergarten. Einige Jahre auch auf der, später als Teichmann'schen Blumengarten zu einem öffentlichen Lokal bestimmten,

berühmt gewordenen Besitzung, die jetzt ganz unwiedererkennbar zum elegantesten Privatlandhause umgestaltet ist. Damals hieß der Besitzer Kreuz; ein großes Mittelgebäude von zwei Stockwerken, war durch zwei Seitengebäude, die aber von diesem Haupthause getrennt waren, und nur ein Stockwerk hatten, eingeschlossen. Das ganze Gehöft hatte wohl ein Dutzend größerer und kleinerer Wohnungen. Die Sommergäste lebten sehr freundschaftlich miteinander; es waren auch recht anregende Bestandtheile gemischt, namentlich musikalische. Mein Vater wohnte im Mittelhaus; der Kapellmeister Anselm Weber im linken, die berühmte große Sängerin, Margaretha Schick, im rechten Seitengebäude. Ihrer erinnere ich mich als einer schönen imponirenden, mir besonders sehr freundlich gesinnten Frau. Außerdem bewohnte das Hauptgebäude eine ältere, aus Holland stammende jüdische Wittwe Ephraim, deren Tochter viel Clavier spielte. Clementi war im Hause viel aus- und eingegangen. Der eine Sohn dieser feingebildeten Frau war unverheirathet; er spielte mit großer Liebhaberei das Cello. Er war verwachsen, sehr klein, wenig größer als ich, aber unerschöpflich guter Laune. Er bewohnte mit seiner Familie das obere Stockwerk des Mittelgebäudes. Sein unverheiratheter Bruder hatte ein Giebelzimmer inne, wo er fleißig die Geige übte. Wenn nun alle diese Künstler und Dilettanten gleichzeitig musizirten, phantasirten oder übten, so war die Summe des Concerts nicht die wohlklingendste; man hatte dem Gehöft daher den Spottnamen: „das musikalische Tollhaus" gegeben. Indeß herrschte in dieser sommerlichen Verbrüderung viel künstlerisches und gesellig angeregtes Leben. Frau Ephraim hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft, zu der ein junger Mann gehörte, von feinen Zügen, bleich, blond. Seine Sprache hatte etwas lispelndes; uns Kindern fiel namentlich das in niederdeutscher Weise ausgesprochene st auf. Meine jüngere Schwester, damals wohl

kaum vier oder fünf Jahre alt, fragte ihn daher einmal mit ziemlich starkem Ton ihrer Kinderstimme: „Warum sprechen Sie denn immer so leise?“ worauf er freundlich, doch eben so lispelnd erwiederte: „Kannst Du mich nicht verstehen, mein liebes Kind?“ Es war der nachmals so berühmt gewordene Varnhagen von Ense. Ich habe ihn später nie sehen können, ohne an diesen Jugendeindruck zu denken. Eigen, daß so unbedeutende Momente uns für's ganze Leben im Gedächtniß bleiben! Das Wie und Warum ist schwer zu erklären. Ich müßte es hier nur aus meinem allerdings schon früh geübtem Gehör, dem der Sprachton und das st im Worte „verstehen“ ungemein auffiel, abzuleiten. Denn an die Berühmtheit des Namens kann sich das Festhalten nicht knüpfen, da diese für mich damals noch gar nicht vorhanden war, sondern erst viel später eintrat. —

Dies einige Gestalten aus dem Privatleben. Doch auch einige die dem öffentlichen angehörten, sind mir fest geblieben. So habe ich den alten Feldmarschall Möllendorf, der im siebenjährigen Kriege seine Lorbeern errungen, in der Schlacht bei Torgau zum Beispiel, noch öfters reiten sehen, und ihn knabenhaft verwundert angestarrt, wenn mein Vater mich anstieß und sagte: „Gieb Acht, dort kommt der Feldmarschall Möllendorf.“ Ich grüßte dann mit aller Ehrfurcht, die ein solcher Held, der in furchtbaren Schlachten wie ein Löwe gefochten, mir einflößen konnte. Mit freilich ganz anderen Gefühlen sah ich später einen anderen hohen Offizier, den General Kleist, der Preußens stärkste Festung, Magdeburg, so völlig ohne Vertheidigung den Franzosen übergeben hatte, und dessen Namen ich nur mit Erbitterung nennen gehört. Es geschah bei einer Reise, der ersten, die ich in meinem Leben gemacht, auf einem Gute im Mecklenburgischen, Dannenwalde, wohin ein Geschäft meinen Vater führte. Hier wohnte derselbe, da er in

Preußen geächtet war, bei Verwandten; ich sah ihn nur, da er sich im Hause selbst still hielt, einmal mit einigen anderen Personen in einen Wagen steigen. Doch das beklemmende Gefühl, das mich ergriff, als mein Vater ihn mir leise nannte, ist mir unvergeßlich geblieben.

So überhaupt alle Eindrücke dieser Reise, welche ich auch noch heut, ohne je etwas darüber aufgezeichnet zu haben, mit allen Einzelnheiten getreu zu schildern vermöchte. Denn außerdem, daß sie mit einem unsere häuslichen Verhältnisse mehrfältig berührenden Familienereigniß zusammenhing, so bildete sie überhaupt einen mir höchst bedeutungsvoll erscheinenden Abschnitt in meinem Kindesleben. Ich überschritt die preußische Grenze, was mich ganz besonders erfüllte; ich sah manche fremde Städte, Oranienburg, Gransee, das nachmals durch den Tod der Königin Luise so hervortrat, Ruppin, welches mir als eine ganz neue Stadt, jung aus einem großen Brande auferstanden, imponirte, und Rheinsberg, den Jugendaufenthalt Friedrichs des Großen, mit seinem schönen See und Park in dem Buchenwalde „der Buberow" genannt. Eine nahe Glashütte gewährte mir auch merkwürdige Belehrung, und die Rückfahrt berührte Orte, die, so wenig bedeutend sie waren, mir unvertilgbare Eindrücke zurückließen, namentlich Neubrück an der Havel und Tegel, welches ich später so viele Jahre bewohnt. — —

Die letzte der Erscheinungen aus dem öffentlichen Leben, welcher ich Erwähnung thun muß, weil von ihr die lebhaftesten Eindrücke ausgingen, war die der verewigten Königin Luise. Die Hoheit und Schönheit der erhabenen Frau übte auf mich eine Macht, für deren Eigenthümlichkeit es keine Bezeichnung giebt. Es war Verehrung, Rührung, Neigung, wie sie nur irgend eine Kinderbrust ahnungsvoll erregen kann, was mich erfüllte. Ich hätte Alles in der Welt darum gegeben,

nur irgend einmal etwas für sie zu thun, ihr einen Dienst leisten, vollends etwas höheres für sie vollbringen zu können. Ich sahe sie oft in Conzerten, wohin ich, als der stete Begleiter meines Vaters gekannt, bald einen ganz ungehemmten Eintritt hatte. Nie versäumte ich es, in dem langen Vorsaal des Concertsaales im Schauspielhause, den sie durchschreiten mußte, um zu ihrer Loge zu gelangen, so lange zu verweilen, bis sie, gehend oder kommend, vorüber war. Es ergriff mich dann, wenn sie in so milder Hoheit, so freundlich grüßend zwischen den aufgestellten Reihen dahinschritt, eine bebende Entzückung. Ganz erfüllt davon eilte ich nach Hause und erzählte namentlich meiner Mutter mit kindlichem Vertrauen davon. Am gegenwärtigsten ist mir das Bildniß der hochverehrten Frau in einem blauen Reitkleide; sie trug dazu ein weißes Halstuch nach männlicher Weise, und diese Tracht dünkte mich, hauptsächlich wohl weil sie die der Königin war, über Alles reizend! —

Wie tief erschütterten nachmals, — denn einige dieser Erinnerungen fallen noch vor das Jahr 1806 — den Knaben die Schicksale, welche die Monarchie in dem Unglück des Vaterlandes trafen! Mit welcher Spannung hörte ich jede Nachricht über ihren Aufenthalt in Königsberg! — Wie pochte mein Herz in solcher Rührung bei ihrer Rückkehr nach der Vaterstadt, und — wie heiß flossen meine Thränen, als der Tod sie in der Blüthe der Jahre und bevor das theure Vaterland sich wieder zu neuem Leben entfaltet hatte, hinwegnahm! — Mit diesem reinsten, höchsten, edelsten Bildniß sei die Reihe der Gestalten beschlossen, von denen das Traumalter der Jugend sich umwandelt sah, die mich unvergeßlich geleitet haben, bis in das des reifen Mannes, und die mich, ich hoffe es, noch bis zur Gruft umschweben und die tausend Blüthen der Erinnerung frisch erhalten werden, von denen sie umduftet sind.

Anhang.

Das Scharlachfieber im älterlichen Hause.

Bevor ich den nächsten Abschnitt, der die minder reifen Jugendjahre enthalten soll, beginne, will ich dem obigen noch ein Extrablättchen beilegen, betitelt, das Scharlachfieber im älterlichen Hause. Diese Krankheit erscheint fast in jeder Familie, scheint also nichts sonderlich Merkwürdiges für meine Selbstbiographie darzubieten. Die Art und Weise indessen, wie sie bei uns eintrat, war doch eigenthümlich genug, um ihrer Erwähnung zu thun. Sie kostete uns nämlich fast einen ganzen Winter — genau weiß ich das Jahr nicht anzugeben, aber etwa 1808 oder 9 — der ganz allein durch sie absorbirt wurde. Im Beginne derselben erkrankte ich; wahrscheinlich hatte ich das Uebel aus der Schule nach Hause verpflanzt; acht Tage später meine jüngere Schwester; wenige Tage darauf eine der älteren, bald alle und zuletzt meine Mutter. Außerdem war eines der Dienstmädchen davon ergriffen worden. So blieben mein Vater und die Köchin die einzig Gesunden im Hause. Der leichteren Uebersicht wegen, waren die sämmtlichen Krankenbetten der Familienglieder in unsere beiden großen Wohnzimmer, jedes von vier Fenstern Front, geschafft worden. Die Einrichtung glich einem völligen Lazareth. Meinen Aeltern, später meinem Vater allein, mochte dieser Zustand, außer der großen Unbequemlichkeit, auch ernste Sorge verursacht haben.

Uns Geschwistern aber, wenn ich von mir auf die anderen schließen darf, war dabei ganz behaglich zu Muthe. Die Schwere der Krankheit empfindet ein junger Körper entweder nicht so hart, er verträumt sie im Halbschlummer oder vergißt sie wenigstens in der Genesungsperiode äußerst schnell. Einem

Knaben gewährt die Krankheit überdieß den sehr willkommenen Vortheil, die verhaßte Schule nicht besuchen zu dürfen. Ich erinnere mich, daß ich überhaupt stets sehr glücklich war, wenn ich krank war; es wurde mir doppelte Liebe und Freundlichkeit gewidmet, die besten Spiele dargeboten, die Mutter selbst war stets sehr freundlich am Bett und spielte mit mir. Und vor allen Dingen der verhaßte Schulbesuch und die gefürchteten Klavierstunden hörten auf. So zitterte ich vor nichts als vor der Genesung. Bei dem allgemeinen Krankheitszustand vervielfältigte sich dieses Glück noch. Unsere Betten standen so nahe aneinander, daß wir mit einander plaudern konnten; namentlich das meiner jüngsten Schwester, mir die nächste im Alter, war unmittelbar neben dem meinigen. Wir konnten über die gegitterten Ränder der Bettwände hin miteinander spielen. Ich, der zuerst erkrankte, war auch der zuerst genesende und konnte bald die Runde an den verschiedenen Krankenbetten machen. — Jede Veränderung ist Kindern von lebhaftem Interesse. So war es auch dieser völlig veränderte Hausstand, wo mein Vater, der einzig gesund Umherwandelnde, oft die Pflege der Kranken mit der angenommenen Wärterin selbst theilte. Er kam, die Feder hinterm Ohr, aus seinem Comptoir, das dicht an das zweite Zimmer stieß, wo meine Mutter zu Bett lag, und machte die Runde an allen unseren Betten, um uns dies und jenes zu reichen, zu erzählen, oder eine kleine Freude zu bereiten. Eine ganz besondere Unterhaltung für alle längeren Krankheitszustände gewährte uns seine Kupferstichsammlung. Diese war doppelter Art; einmal hingen wirklich seltene, werthvolle Blätter eingerahmt in großer Zahl in allen unsern Zimmern. Ein andrer Theil aber war in kleinen Mappen oder nur in Papier eingeschlagen vorhanden. Die Zahl betrug viele Hunderte. Die Entstehung dieser Sammlung war eine ganz eigene. Mein Vater hatte zu seinem eigentlichen

Buch- und Musikhandelgeschäft wegen einer Schuldforderung eine Leihbibliothek annehmen müssen; sie war aber weder groß noch werthvoll. Nach damaliger Sitte hatten indessen viele Bücher Titelkupfer und auch wohl oft noch andere. Da es beim Vergleichen der Bücher oft geschah, daß die Leser die Kupfer befleckten, beschädigten oder gar ausschnitten, so hatte mein Vater aus sämmtlichen Büchern diese Kupferblätter selbst ausschneiden lassen. Natürlich war kein großer Kunstwerth darin, allein uns Kinder unterhielten die Stoffe des dargestellten außerordentlich; und bei der großen Anzahl trat auch die Ersättigung nicht so bald ein. Denn wohlweislich wurde uns in gesunden Tagen diese Unterhaltung nie gewährt, damit hier die lange Weile der Krankheit, das Hülfsmittel, frisch bleibe. — Uebrigens waren auch gute Blätter darunter; es befanden sich viele Chodowiecki's, Rambergs u. dgl. bei, namentlich die zu der illustrirten Ausgabe des berühmten Romans Siegfried von Lindenberg, die eine Fülle von humoristischen Gestalten und Gedanken enthielten.

So war denn dieser Krankheitswinter für mich ein sehr glücklicher, der mir nur mit angenehmen Erinnerungen vor der Seele steht. — Ich bezweifle indeß, daß er meinen Aeltern und den erwachsenen Geschwistern in demselben heitern Licht erschienen ist.

Jetzt aus dem Knabenzimmer weiter, in das Feld der reiferen Knabenjahre.

Zweiter Abschnitt.

Reifere Knabenzeit bis zum Verlassen des Gymnasiums.

Achtes Kapitel.

Meine übrigen Dispositionen für die Schule. — Musik einestheils als Gegengewicht. Jugendgenossen, Louis Horsitzki. — Spezielle Verhältnisse des Joachimsthals; die Lehrer. — Arrest. — Schwere Schulstrafe. — Der Fall auf dem Eise.

Das bisher Erzählte bildete die Hauptsumme der Träume, ungefähr meines ersten Lebensjahrzehntes. Ich habe den Blick, den ich im Allgemeinen aus dem Jetzt und in das Damals richte, auch zuweilen umgekehrt aus dem Damals in das Heut gewendet, und, der Zeit vorgreifend, hie und da die Blüthe, die Frucht gezeigt, die sich aus dem Keim entwickelt hat. Wenn man in späterem Alter die Geschichten der eigenen Jugend schreibt, läßt es sich kaum anders thun; der Leser möge mir daher dieses Vor- und Zurückblicken auch ferner gestatten und verzeihen.

Ich beginne die zweite Lebensperiode, in der reiferen Knabenzeit ungefähr gleichzeitig mit der Versetzung von der vorbereitenden Schule ins Gymnasium. Mein Vater hatte das Joachimsthalsche für mich erwählt; theils weil er seine eigene Erziehung dort erhalten und somit die Vorliebe für die

Anstalt bewahrt hatte, die mein schon genannter Onkel, Meierotto, geleitet hatte, theils weil zwei seiner näheren Freunde, die Professoren Braumüller und Wolff daselbst als Lehrer angestellt waren; endlich und hauptsächlich, weil die Anstalt sich ihren unter Meierotto erworbenen Ruf unter seinem Nachfolger im Rectorat, dem würdigen Professor Snethlage, bewahrte. Ein fleißiger, fähiger Schüler wird in jeder zum Guten geführt, zum kenntnißreichen Jüngling herangebildet werden. Mir hätte die vollkommenste vielleicht nicht genutzt, denn, um es mit einem Wort auszusprechen, ich war ein durchaus träger und in vielen Beziehungen ganz unfähiger Schüler. Das Letztere wird man mir, sei es aus Güte oder Strenge, vielleicht nicht sogleich zugeben; allein ich darf es mit Aufrichtigkeit versichern. Das was ich an wirklichen Gaben und Fähigkeiten besaß, lag auf einem ganz anderen Gebiet, als dem der ernsten, strengen Schulbildung, die zu entfernten, bedeutenden Zielen vorbereiten soll. Gerade meine Art der Begabung, die phantastische, widerstrebte diesem geregelten, aber nothwendigen Gang der Bildung durchaus, und ich mußte sogar erfahren, daß man meine natürliche Richtung, statt sie anzuerkennen und zu pflegen, bekämpfte; und mit vollem Recht. So weit die Unfähigkeit. Was nun die Trägheit anlangt, so stand diese mit jener in die engste Verbindung. Ich widerstrebte dem, was mir nicht behagte, und hatte weder Einsicht noch Gehorsam, noch Willenskraft genug, um das Nothwendige mit festem Entschluß zu überwinden. So will ich mich denn von eigner Verschuldung nicht frei sprechen. Einen Theil aber trugen auch, ich darf es nach gewissenhaftester Prüfung behaupten — die Lehrer. Durch einige, deren Weise ich geschildert, war mir der Begriff der Schule überhaupt zu einem ganz unnatürlichen, zu einer Anstalt der reinen Qual geworden. Die Mühseligkeiten des Musikstudiums trugen auch das

ihrige dazu bei, mich muthlos, stumpf, ja oft ganz unglücklich zu machen, und ich habe schon mit Beschämung bekannt, zu welchen unnatürlichen Umkehrungen in mir sie geführt hatten. Wo meine Natur verstanden, wo die Lebhaftigkeit meiner Phantasie, die natürliche Weichheit meines Gefühls angeregt wurde, wie durch meine Mutter, lernte ich auch leicht und willig. So verdanke ich ihrer liebreichen, geduldigen und dennoch ernsten Weise das Französische hauptsächlich und später das Englische; ich bin in beiden Sprachen kein Meister geworden, war aber doch in der ersten stets meinen Mitschülern und der ganzen Klassenbildung überhaupt, voraus, und sprach es, als ich die Schule verließ, ziemlich so geläufig als jetzt, was zwar sehr wenig sagen will, aber doch mehr ist als in der Regel selbst die aus höheren Klassen abgehenden Schüler leisten. Vieles dabei verdanke ich dem Unterricht meines Vormundes Prof. Eutel. Das Englische wurde mir doch mindestens schon früh so geläufig, daß ich Bücher in dieser Sprache mit geringer Schwierigkeit las; auch meinen Schwestern, die zuweilen diese Uebungen leiteten, bin ich dankbar für diese Erwerbung. — Dagegen wollte Alles, was die Schule speziell, was das Gymnasium forderte durchaus nicht vorwärts. Das Rechnen war mir anfangs leichter geworden, als andern Mitschülern, weil die erste große Schwierigkeit, das Einmaleins, bei meinem außerordentlich guten Gedächtnisse keine für mich war: später aber, auf dem Gymnasium blieb ich auch darin zurück. Die Grammatik wurde mir überaus schwer, im Lateinischen, wie in anderen Sprachen; in meiner Muttersprache habe ich niemals auch nur die ersten Elemente davon gekannt. — Zwei Mängel in meinen Anlagen, die ich nicht verschuldet, gesellten sich zu den geistigen Hindernissen, die sich mir entgegenstellten. Es waren: eine große Kurzsichtigkeit, und der entschiedenste Mangel an Talent zu einer guten, ja nur leidlichen Handschrift. Die erste hin-

Das beweist dieses Buch!

derte mich, allen Aufgaben zu folgen, bei welchen die große schwarze Tafel und die Kreide zu Hülfe genommen wurden; und meine schlechte Handschrift machte das Urtheil der Lehrer vorweg ungünstig auch über Arbeiten, die an sich nicht so verwerflich sein mochten.

Man nennt es vielleicht eine seltsame Erscheinung, daß ich die gute Handschrift, eine so mechanische Sache, als ein Talent bezeichne; ich darf aber aus innerster Ueberzeugung behaupten, daß es eines ist. Zu jeder mechanischen Beschäftigung gehört eine Anlage, so gut wie zu jeder geistigen. Es giebt Leute, die nie eine Feder schneiden, Billard spielen, reiten lernen, Andere, denen dies ungemein leicht wird. So war es mir ganz unmöglich, bei der redlichsten Anstrengung so gut zu schreiben, wie viele meiner Mitschüler, die ich wahrhaft darum beneidete, und sie innerlich bewunderte. Später hat allerdings das überaus viele und schnelle Schreiben, zu dem mein Lebensberuf mich nöthigte, meine anfangs wenigstens noch entzifferbare Schrift völlig zu Grunde gerichtet, und die Nachwehen eines Schlagflusses in der rechten Hand haben sie (1858) zu einer gemacht, die als eine Seltenheit der Entartung gezeigt wird. — Es ist ein großer Uebelstand, der daraus erwächst, und der sich mit jedem Jahre fühlbarer macht; ich weiß, wie viel wesentlichen Schaden er mir zugefügt hat und kann daher nicht genug anrathen, daß man in der Jugend alle Kraft daran setze, einen Mangel der Anlage durch sorgfältigste Behandlung und förmliches Studium nach Möglichkeit abzuhelfen. Denn Vieles läßt sich durch stetigen Fleiß überwinden. — Ich darf mir wohl das Zeugniß geben, daß ich mir in der Knabenzeit, oft unter Thränen, die ersinnlichste Mühe gab, die so gefürchteten Unterschriften „unleserlich“ „schlecht geschrieben“ zu vermeiden. Ich begreife auch sehr gut, daß die Lehrer meine Arbeiten, mit denen sie sich zu quälen hatten wie auf einem holperigen

Fußpfade, oft unterschätzen mußten. Allein ich vermochte es nicht zu ändern! Da nun das wenige Gute was ich leistete auf diese Art gar nicht zur Geltung kam, so sank natürlich die Wageschale des wirklich Schlechten, weil sie ohne alles Gegengewicht blieb, immer tiefer und ich erhielt die schlechtesten Zeugnisse. Damit wuchs meine Muthlosigkeit, die dann zuweilen bis zur völligen Apathie herabsank. Meine Jugend wurde allein dadurch in der That sehr unglücklich. Ich hatte wenig ungetrübte Freuden. Vergaß ich einmal, wie das glückliche Kindesalter es mit sich bringt, meine Noth, die ich am besten dem Zustand einer dumpfen Sclaverei vergleiche, und wurde fröhlich oder gar laut, so war gewiß auch sogleich irgend eine mahnende Erinnerungsstimme zu hören, die mir meine Verschuldungen vorhielt. Oder ich mußte den herabsetzenden Vergleich mit meinen Kameraden und Freunden aushalten, diese selbst außerhalb der Schule, in häuslichen und geselligen Kreisen, loben hören, während mir eine verdiente, aber bittere und in solchen Augenblicken gewiß nicht fördernde, sondern völlig niederschlagende Rüge zu Theil wurde. Möge man es doch wohl gar beachten, daß der Tadel, auch der verdienteste, niemals da richtig angewendet ist, wo er nicht anspornen, sondern tiefer zurückdrängen muß in das Verhältniß der Beschämung oder Untüchtigkeit! — Ich wäre vielleicht ganz verloren gewesen in diesen traurigen Jahren, wenn mich nicht Eins gerettet hätte und zwar, so seltsam es auch klingt, die Musik, trotz des mir so verhaßten Unterrichts dabei. Das hängt so zusammen. Auf diesem Gebiet leistete ich wirklich mehr als alle meine Altersgenossen; denn der Musikunterricht war damals lange nicht so allgemein als jetzt, und die meisten meiner Schulgefährten, selbst von sehr gebildeten und wohlhabenden Aeltern, hatten keinen Unterricht, wenigstens nicht den zehnten Theil so vorhaltenden, sorgfältigen und guten als

ich. Daher spielte ich für jene Zeit und mein Alter zum Erstaunen und zur Freude meiner Umgebung. In der Schule gedrückt, verachtet, gescholten, bestraft, zu Haus meist eben so, war ich, wenn ich Bekannte besuchte, dort ein Gegenstand des Lobens und der Bewunderung sogar, sobald ich mich an ein Instrument setzen durfte. Und da ich von Jugend auf die Anlage zum freien Phantasiren hatte, so setzte ich besonders dadurch die Halb- oder Unkundigen um so mehr in Erstaunen, als es mir gelang, auch bisweilen das Lob der Sachverständigen, sogar meines Vaters dafür zu gewinnen.

Dieser Theil meiner musikalischen Leistungen war sogar der einzige, in dem ich ihm einige Freude machte und Hoffnungen erweckte, da, wie vorher erwähnt, meine andern Studien ihm unbeschreibliche Mühe und oft tiefen Kummer bereiteten. Durch diese Richtung des Talents, die auch heut wohl noch, außer meiner Kenntniß des Gesanges, das beste ist, was mir von den Gaben der Musik zu Theil geworden, — sogar Ludwig Berger hörte mir später gern zu, wenn ich phantasirte, — durch dieses Talent also gewann ich, und vielleicht reichlicher wieder als Knabe, was ich auf allen andern Seiten verlor. Ich erhielt Lobsprüche, wurde gern geladen, zu Zeiten auch durch irgend eine besondere Freude, ein Geschenk oder dergleichen überrascht. Und auf diesem Gebiete, das darf ich von mir behaupten, belebte auch mich ein nicht unwürdiger Ehrgeiz, ein Drang mich hervorzuthun, der mit meinem Alter stieg.

Ich hatte einen Jugendgenossen der mich, ich mußte es traurig aber bewundernd anerkennen, weit überflügelte in musikalischen Leistungen. Es war der Sohn eines Orchestermitgliedes, das nebst seiner Gattin, welche eine brauchbare Sängerin gewesen, an den Conzerten im Hause meines Vaters regelmäßigen Antheil nahm, und auch einigermaßen zu unserm

näheren Umgang gehörte, Horsitzki mit Namen. Sein einziger Knabe Louis, wie ich genannt, der später als ausgezeichneter Flötist in der Kapelle glänzte, aber früh verstarb, war schon als Kind in hohem Maaße musikalisch begabt. Ob er älter oder jünger gewesen als ich, ich glaube fast sogar das Letztere, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß er mir aber weit, weit überlegen war, wußte ich desto sicherer. Alles was mir äußerst schwer wurde, wurde ihm sehr leicht; bezwang ich mit monatlanger Mühe ein Concert von Mozart, so war er in einigen Wochen eines Beethovenschen Herr. So hatte ich das Concert in C dur von Mozart, wie schon erwähnt, mit großem Beifall und Erfolg gespielt; am nächsten Concert-Sonntag (vierzehn Tage später) spielte er das viel schwerere von Beethoven mit ungleich größerem Erfolg. Gelang es mir vor einigen Freunden und Bekannten mit einigem Beifall in ungeregelter Form zu phantasiren, so setzte er sich hin, und behandelte mit Leichtigkeit ein gegebenes Thema, zum Erstaunen und zur größten Freude meines Vaters und aller sachverständigen Musiker. Zur Erweiterung meiner musikalischen Fähigkeiten mußte ich die Violine zu erlernen anfangen, quälte mich unsäglich und brachte es mit Mühe zu den schwächsten Leistungen. Das Höchste was ich erschwang, war, eines der leichtesten Trios von Haydn, zu meines Vaters Geburtstag, in Begleitung meines Lehrers (Tausch, der Vater) und eines trefflichen Cellisten Friedel, (er ist erst vor kurzer Zeit im höchsten Alter verstorben) der meinem Vater befreundet war, zu spielen.

Louis Horsitzki erlernte dagegen die Flöte und machte auf ihr eben so erstaunliche Fortschritte wie auf dem Pianoforte, so daß er bald schwierige Concerte vortrug. Ja, sein Vater veranstaltete sogar eigene Concerte für ihn, in denen er sich öffentlich als Clavierspieler und als Flötist zugleich hören ließ. Er spielte zu meiner höchsten Verwunderung in einem derselben

das Conzert in G moll von Dussek, damals zu den schwersten Aufgaben gehörend, die überhaupt für das Pianoforte zu lösen waren. Und es mochte auch mit Ausnahme eines einzigen älteren Lehrers, wie Lauska, zu jener Zeit Niemand in Berlin sein, der Horsitzki im Clavierspiel übertroffen hätte. Denn Himmel lebte außerhalb, und Meyerbeer, der mir in meinen frühesten Knabenjahren stets unter der Bezeichnung „der kleine Beer" zum höchsten Muster von meinem Vater vorgehalten wurde, war in der Periode, von welcher ich rede, auch schon zu erwachsen, und setzte meines Erinnerns, seine Studien ebenfalls außerhalb Berlin fort.

So war ich denn durch meinen Jugendgefährten überall geschlagen. Allein nichts destoweniger waren wir die besten Freunde; ich erkannte seine große Ueberlegenheit überall gern, und vielleicht mit einem höheren Grade der Bewunderung als irgend Jemand sonst an; ich beneidete ihn um sein Talent, aber so wie man überhaupt die Begabten, die Glücklichen beneiden darf, ohne die mindeste Einmischung von Bitterkeit oder gar Haß.

In gewisser Beziehung war also Louis Horsitzki mein einflußreichster Musiklehrer aus jener Periode, wenngleich mein Vater mein verdienstlichster blieb und für immer bleibt, und ich die hohe Weihe und Erziehung in der Kunst einer späteren Zeit, den unvergeßlichen großen Künstlern und hohen Charakteren Ludwig Berger, und Bernhard Klein verdanke, die mich auf Bahnen führten, auf denen ich, ich glaube es sagen zu dürfen, auch eine höhere Stufe des Bewußtseins in der Kunst errang, als jemals mein so bewunderter Jugendgefährte eingenommen hat.

Dankbar blicke ich aber auf dieses unser Jugendverhältniß zurück, und es erfüllt mich noch jetzt, wo mein Haar ergraut ist, mit einer wohlthuenden Wehmuth. Wir lebten im Uebrigen ganz wie Knaben zusammen; in so junger Seele

greifen die künstlerischen Wurzeln noch nicht so tief, und die Verschmelzung mit der Oeffentlichkeit ist noch nicht so eng, daß nicht die ursprünglichen natürlichen Elemente der Jugend immer sogleich wieder zur Geltung kommen sollten. Hatten wir unser Concert gespielt, so trafen wir uns draußen im Freien und wir machten mit den übrigen Altersgenossen alle Spiele und lustigen Streiche gemeinschaftlich. Der Künstler war vollständig abgeschüttelt, und der Knabe blieb eben so vollständig im Besitz aller seiner Rechte. —

Von meinen speziellen Verhältnissen auf dem Joachimsthalschen Gymnasium ist mir eine viel weniger lebhafte Erinnerung geblieben, als von denen in der Messowschen Schule. Damals waren die Eindrücke noch frischer, regten das kindliche Gemüth ungleich schärfer und tiefer an; mein abgestumpfter, niedergeschlagener Zustand während des ersten Besuchs des Gymnasiums mag mit daran Schuld sein, daß ich das Einzelne, was ich schon nachdenklicher auffaßte, weniger im Gedächtniß behalten habe. Ich erinnere mich der ganzen Zeit nur als einer der Entmuthigung, Niedergeschlagenheit und momentan fast des Lebensüberdrusses. Einige Momente muß ich indessen berühren. Ich war in Sexta aufgenommen; der Ordinarius der Klasse war ein Inspektor Elsner; ein Mann nicht überstreng, nicht ohne Wohlwollen sogar, aber doch nicht geeignet das Vertrauen und die Liebe so junger Seelen zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß die Erlernung der lateinischen Construktionen beim Uebersetzen mir unendliche Schwierigkeiten machte und ich gar nicht behalten konnte, in welcher Ordnung der Satz aufgelöst werden müsse; sehr natürlich, weil ich mir bei den Worten Subjekt, Prädikat u. s. w. in Folge meines grammatischen Stumpfsinnes gar nichts denken konnte, und nicht begriff, weshalb hier mensa, und im nächsten Satz panis ein Subjekt sei, da doch beides ganz verschiedene Gegenstände waren. Ich bat

daher den Lehrer einst dringend, er möge uns doch dictiren, in welcher Ordnung die Satzauflösung erfolgen müsse, und dachte damit das Räthsel zu lösen, denn, was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Vergeblich! Der Satz blieb mir ein Brief mit sieben Siegeln! Nur auswendig behielt ich ihn leicht, und so gewann ich vor mir selbst und dem Lehrer den Schein, als hätte ich ihn verstanden!

In einer andern Klasse war der Inspektor Simons Ordinarius. Ich weiß mich seiner wenig zu erinnern. Nur später wurde mir sein Name und seine Persönlichkeit lebhaft ins Gedächtniß gerufen, da im Jahr 1848 ein Sohn von ihm wegen seiner demokratischen Richtung viel genannt wurde, und nachmals in traurige Verhältnisse gerieth. Lebhafter steht ein anderer Lehrer, Inspektor Melchior, vor meiner Erinnerung als ein freundlicher Mann, der sogar — etwas Unerhörtes in jener Zeit — zuweilen Scherz trieb. Noch weiter hinaufgerückt wurde Prof. Siedmogrodzki ein sehr gelehrter, scharfsinniger, aber hypochondrischer und äußerst leicht erregter Mann, mein Lehrer. Ich mag ihm wenig Freude gemacht haben; er mir freilich ebenfalls sehr wenig, da er mit zu den Schreckenserinnerungen meiner Jugend gehört. Später führte mich mein Lebensweg wieder mit ihm zusammen, indem ich mit einem seiner Söhne, einem Arzte am Friedrich-Wilhelms-Institut eine innig freundschaftliche Verbindung schloß; und den Vater, der inzwischen Prediger in einer Provinzialstadt geworden, öfters bei ihm sah. Ich konnte dem alten, heitern, geistvollen Mann gegenüber, den ich immer mit den Erinnerungen an die Schulzeit betrachtete, gar nicht begreifen, wie er mir damals so furchtbar gewesen sein konnte! — In Quarta führte mich mein günstiges Geschick einem der näheren Freunde meines Vaters, dem Professor Braumüller zu, einem sehr ruhigen, sanften Mann. Doch ich war schon zu verirrt in meinen Wegen,

zu niedergedrückt, um selbst durch solche Behandlung, die früher gewiß meine Kräfte ganz anders geweckt hätte, wieder in das rechte Gleis zu kommen. Indessen gewann ich hier die ersten Schul-Anerkennungen, und zwar als Vorleser; auch diese danke ich meiner Mutter, die den dichterischen Sinn in mir früh gepflegt, und als selbst einsichtige, geschickte Vorleserin auch dieser Richtung in mir eine erfolgreiche Pflege hatte angedeihen lassen. Während meine Mitschüler ziemlich seichte Aufgaben eben so flach ablasen, hatte ich mir Schillers Glocke erwählt, und las sie, freilich mit knabenhaftem Pathos, aber doch so, daß zu erkennen war, wie ich von der Schönheit des Gedichtes ergriffen sei. Und ich erhielt Lobsprüche! Die ersten auf dem Gymnasium! Welche Erquickung!

Mit unaussprechlichem Grauen erfüllte mich der Begriff „Arrest“ und die Vorstellung von dem Arrestlokal des Gymnasiums, dessen eisenvergittertes Fenster nach dem Hofe hinaus ging. Die Marterkammern in Venedig konnten dem Verurtheilten nicht so grauenhaft erscheinen, als mir dieses Behältniß. Und als vollends einmal ein Mitschüler, ich weiß nicht mehr welcher Nachlässigkeit halber zu der Arreststrafe verurtheilt wurde, und zwar zu sechs Stunden, so zitterte und bebte ich am ganzen Leibe, da ich empfand, wie leicht ich eine solche grauenvolle Strafe ebenfalls verdienen könnte, ja schon oft verdient hatte! Und sechs Stunden erschienen mir wenig unter Lebensdauer, da eine Stunde nachbleiben in der Messowschen Schule mir so fürchterlich gewesen war. Nicht wegen der Strafe selbst, aber wegen der Angst, die ich in dieser Stunde erduldete, vor dem Empfang zu Haus, und — ich darf es meinem weichen Herzen nachsagen, noch vielmehr vor den Thränen meiner Mutter, die dergleichen stets mit innigster Bekümmerniß empfand, als vor dem Zorn meines Vaters! Nicht genug kann ich daher mein Schicksal preisen, daß ich

niemals genöthigt worden bin, diesen Ort des Schreckens zu betreten; verdient hätte ich es allerdings oft genug!

Eine Schulscene aus dieser Zeit machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich; aber wieder einen schwankenden. Ein sehr träger Mitschüler war so gewissenlos gewesen, die Stunden oft zu versäumen, und diesen Betrug durch falche Unterschriften in seinem Ordnungsbuche zu verdecken. Es wurde entdeckt, und der Schuldige verurtheilt vom Calefactor vor der ganzen Klasse so viele Stockschläge zu erhalten, als er falsche Unterschriften gemacht hatte, vierzehn. Eine Hinrichtung hätte mich nicht so mit innerem Grauen erfüllen können! Der Angstschweiß brach mir aus! Und diesmal nicht aus halb bösem Bewußtsein, denn in solcher Weise hatte ich mich nie vergangen. Dieser Schüler und die an ihm vollzogene Exekution haben sich bei mir völlig identificirt. Ich sah ihn nach vielleicht zehn oder fünfzehn Jahren in einer Provinzialstadt, wo er als Beamter war, auf einem Balle wieder. Seine Züge hatten sich nicht im mindesten verändert, und ich sie so treu bewahrt, daß ich ihn auf der Stelle wiedererkannte. Ueberhaupt habe ich die Züge meiner Jugendgefährten so lebendig vor Augen, daß ich nach vierzig und mehr Jahren Einzelne wieder erkannt habe, ja die Söhne derselben aus der Aehnlichkeit mit ihren Vätern, die ich seit vier Decennien und länger nicht gesehen. Der Schüler in Rede stand aber mitten in dem eleganten Ball immer wieder in der traurigen Gestalt von damals vor mir, mit seinen von Angst und Körperschmerz verzerrten Zügen. Der Fall ist mir eine ernste Lehre, daß man mit öffentlichen, beschimpfenden Bestrafungen auf Schulen sehr vorsichtig sein soll; sie begleiten den Bestraften wie eine Art von Brandmal, das keine Zeit verwischt. Und wie oft haben die späterhin ehrenwerthesten Männer eine solche schwere Jugendsünde auf sich geladen, während ich umgekehrt manche meiner Mitschüler

kenne, die uns stets als Muster vor Augen gestellt wurden, Prämien erhielten, und doch im Leben theils spurlos verloren gegangen sind, theils sogar zu Verirrungen geführt wurden und Grundsätzen folgten, die, das männliche Bewußtsein dabei in Anrechnung gebracht, zehnfach sträflicher sind, als die hier angeführte Handlung.

Obwohl mir keine solche schwere Bestrafung zu Theil wurde, ich auch noch eine Klasse höher hinaufrückte, wo ich bei einem anderen, näheren Freunde meines Vaters, mit dem ich später noch selbst in vielfach mir hoch werthvolle, mich zu steter Dankbarkeit verpflichtende Beziehungen getreten bin, dem Professor Wolff*), den ersten mathematischen Unterricht erhielt, hatte ich doch keinen irgend haltbaren Boden auf der Anstalt gewinnen können. Ich sollte ein anderes, das Werdersche Gymnasium besuchen. Die Nachricht berührte mich wie einen Gefangenen die, daß seine Kerkerthür sich öffnen solle. Doch fordert es die Pflicht, bevor ich mich als Schüler der zweiten Anstalt darstelle, daß ich dem damaligen Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums Snethlage die volle dankbare Anerkennung zolle, auf die sein ernstes, sanftes, männliches Benehmen gegen mich ihm das begründetste Recht geben.

Ich muß schließlich in diesem Abschnitt noch eines Zwischenfalles gedenken, der eine nicht unbedeutende Stelle in meiner Jugend einnahm. Die Lage des Gymnasialgebäudes an der Spree verleitete uns Knaben, wenn diese bei strengerer Winterkälte gefroren war, gegen das Verbot der Aeltern, und wie mich dünkt, auch der Schule, hinab auf's Eis zu gehen, und uns dort durch Schlittern oder nach Umständen Schlittschuhlaufen zu vergnügen. Dies geschah eines Nachmittages auch,

*) Der Vater unsers berühmten Arztes, des Geh. Rath Dr. Eduard Wolff, der mein innigster Freund für das Leben geworden.

und ich befand mich unter den sich tummelnden Knaben. Eine lange Schlitterbahn forderte uns zum Reihenschlittern, wo Einer dem Andern dicht folgt, auf. Die Uebung — ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich in dergleichen kein ungeschickter noch träger Schüler war — glückte trefflich, und erheiterte uns sehr. Doch war es ein öfters vorkommender, mehr unbedachtsamer als boshafter Streich, wenn einer derjenigen, welche zuerst die Bahn hinabgeglitten waren, oder ein bloß zuschauender Knabe, auf der Seite festen Stand nahm und dem Vordersten, sobald er im vollen Schuß heranflog, einen Fuß vorhielt, daß er fallen mußte, und der ganze nachschlitternde Troß über ihn. Dergleichen pflegte nicht einmal sehr übel genommen zu werden, sondern es gehörte mit zur Lust. Mir aber erwuchs doch ein ernstlicher Schade daraus. Ein Knabe streckte mir den Fuß vor, ich fiel, und da ich die Bücher unter dem Arm hatte, ohne mir mit den Händen rasch genug Schutz und Hülfe zu geben, gerade auf das Gesicht, die Anderen über mich. Der Schlag war heftig, das Eis färbte sich mit Blut. Bei einem solchen unglücklichen Ausgang, der etwa zur Kenntniß der Lehrer kommen konnte, mochte Niemand betheiligt sein, und meine Kameraden liefen daher eiligst davon. So kam es, daß ich einige Zeit, vielleicht nur wenige Minuten, betäubt auf dem Eise liegen blieb. Endlich gewann ich meine Sinne wieder, raffte mich auf, fühlte Nase und Gesicht heftig schmerzen, sah mich ganz mit Blut besudelt, und schlich mit dumpfer Betäubung im Kopf nach Haus. Das Blut stillte sich unterweges. Ich glaubte nicht, daß der Fall irgend eine weitere Folge haben werde, und war nur besorgt vor der Strafe wegen des übertretenen Verbots. Um diese abzuwenden log ich, ich sei auf der Friedrichsbrücke ausgeglitten, und so übel auf das Gesicht gefallen. Da ich nicht selten ähnliche, ziemlich derbe Verletzungen der Art mitbrachte, ohne daß weiter etwas darnach erfolgt wäre,

wurden auch diese nicht weiter beachtet. Indessen fühlte ich mir den Kopf sehr schwer, und ich fröstelte innerlich, wahrscheinlich in Folge der Erkältung, während ich auf dem Eise gelegen. Deutlich entsinne ich mich, wie ich fiebernd vor dem frisch geheizten Ofen saß und in die Flammen starrte. Ich ging endlich früher zu Bett. In der Nacht wurde ich kränker, empfand plötzlich einen sehr heftigen Schmerz in der Hüfte, der mehr und mehr zunahm, mich endlich ganz lähmte. Dieser überwog den Schmerz in Nase und Kopf anfangs ganz, späterhin aber wurde die dumpfe Betäubung und die Verstopfung der Nasengänge, die mir das Athmen erschwerte, ein viel lästigeres Uebel. Sie benahm mir endlich völlig die Besinnung und ich blieb zu großer Angst meiner Mutter eine längere Zeit bewußtlos, und in Fieberphantasieen. Mein Vater, der stark an der Gicht litt, hielt meinen gelähmten angeschwollenen Fuß für einen Anfall derselben, und glaubte es sei ein Erbtheil, welches ich von ihm empfangen. Die Betäubung des Kopfes verlor sich endlich nach der ärztlichen Behandlung durch Heim, aber die Lähmung und der Schmerz im Fuße blieben. Ich habe diese Empfindung so fest im Gedächtniß behalten, daß ich, vielleicht zwanzig Jahre später, als ich von einer ähnlichen Hüftlähmung befallen wurde, jene jugendliche sofort als einen akuten Rheumatismus erkannte, der seitdem leider ein zu häufiger Gast bei mir geworden ist, um mich über ihn zu täuschen. Möglich, daß dieser erste Fall die Saat aller späteren für mich geworden. Ich kam aber mit dieser Strafe noch nicht davon, sondern die Lehre sollte ernster und nachhaltiger werden. Die Kopfbetäubung war verschwunden, während der Fuß sich allmählig besserte, doch an der Nase zeigte sich eine eigenthümliche Erscheinung. Sie war die ganze Zeit hindurch stark geschwollen geblieben, und jetzt trat aus dem Innern eine fleischige Masse bis an die Oeffnung des rechten Nasenloches hervor, die sich

nicht recht erklären ließ, und in der Heim endlich einen Polypen vermuthete. Doch der mit zur Behandlung gezogene Wundarzt Kessler war durchaus gegen diese Erklärung, und wollte nicht an die Operation gehen. Ein großes Glück für mich! Denn endlich wich die seltsame Fleischvordrängung den angewandten erweichenden Mitteln und Bähungen, die Geschwulst der Nase legte sich, und am Ende war das Uebel geheilt, ohne daß Jemand geahnt hätte was es eigentlich gewesen. Erst nach einigen Monaten, als auch der Fuß schon wieder ganz in Ordnung war, stand ich eines Abends neben meiner schon genannten Tante Henriette aus Breslau, der Schwester meines Vaters; diese, indem sie mir leicht mit der Hand übers Gesicht strich, rief erstaunt: „Dein Nasenbein ist ja gebrochen!“ Und in der That, ein tief eingesenkter Bruch war unverkennbar. Er war ziemlich glücklich von selbst geheilt, aber freilich war jedes Mittel einer geschickteren Einfügung der Knochentheile verabsäumt worden; meine Nase behielt die Einsenkung und erschien etwas platt gedrückt. Erst nach einer langen Reihe von Jahren verwuchs der Schaden so, daß er dem Auge nicht mehr auffiel, wiewohl die Nase ihre ursprüngliche Form verloren hatte, und die Verkrüppelung noch heut fühlbar ist. Meine Mutter seufzte oft halb scherzend darüber, daß das einzige ihrer Kinder, welches eine wohlgestaltete Nase von ihr ererbt hatte, dieselbe auf solche Art verlieren mußte. So war denn dem kindlichen Ungehorsam und Leichtsinn eine harte Strafe gefolgt! Allein sogar die Unwahrheit, der ich sie wohl zumeist verdankte, da meine richtige Angabe des Sachverhältnisses auch die Aerzte richtiger geleitet haben würde, auch diese Unwahrheit kam an den Tag, wiewohl erst nach Jahren. Denn als einst in Gegenwart eines anderen älteren Knaben aus einer höheren Klasse des Gymnasiums, dessen genauere Bekanntschaft ich erst viel später dadurch machte, daß unsere Aeltern im Thiergarten

in dem nämlichen Hause wohnten, meine Mutter von meiner zerbrochenen Nase, und den das Unglück begleitenden Umständen zu einer Freundin sprach, und dieser den Fall auf der Brücke als die Ursache angab, rief jener Knabe erstaunt: Ei bewahre, der Fall geschah ja auf dem Eise, ich habe dabei gestanden!“ Und so war ich entdeckt! —

Neuntes Kapitel.

Werdersches Gymnasium. Bernhardi. — Meine Leistungen. Dr. Köpke. Vocabelnlernen unter Spillecke. Forderungen an die Bildung der Soldaten. — Mathematische Arbeiten. — Dr. Nordmann und Prof. Zimmermann. Professor Nieräse. — Professoren Bucher und Buchholz. — Nachmittagsschlaf im Curtius. — Professor Spillecke. Sein Urtheil über meine Fähigkeiten. Twesten. — Zumpt. — Lange, Uebersetzer des Herodot. — Professor Brunnemann; Maria und Franzesco.

Um Ostern 1810 kam ich auf das Werdersche Gymnasium. Es stand damals in dem trefflichsten Ruf, und verdiente ihn. Der so geistvolle als gelehrte Bernhardi war Direktor desselben, und hielt es nicht zu gering mit den großen geistigen Aufgaben seines Lebens auch die sorgfältigste Beachtung jener kleinen mechanischen zu verbinden, welche das Ganze so fördern. Mit gleichem Eifer behandelte er in Prima die höheren Gegenstände des Unterrichts, wie er jeden Morgen vor Beginn der Lehrstunden die Disciplinarberichte aus allen Klassen durchsah, den Schulbesuch auf das Genauste controllirte, sich über jeden einzelnen Bestrafungsfall durch Vorladung des betreffenden Schülers in Kenntniß erhielt, und mit Unterstützung eines älteren Hülfslehrers, des greisen Cantor Rex, die Bücher über alle diese Gegenstände in Ordnung hielt. Diese consequente Selbsthandhabung der

Disciplin, gewissermaßen in zweiter Instanz, war von den wirksamsten, wohlthätigen Folgen. Der Direktor gewann dadurch eine richtige Kenntniß aller Vorgänge, der Lage aller Dinge, des Charakters der Schüler und des Verfahrens der Lehrer. Er konnte daher, ein ungemeiner Gewinn, nicht bloß streng, sondern auch gerecht sein. Er wußte mit scharfem Blick seine zweite Instanz auch in dieser Beziehung zu handhaben, und, wie gefürchtet sie war für den Schuldbewußten, so genoß sie doch auch eines wohlthuenden Vertrauens. Den Unterricht Bernhardi's habe ich, weil ich Prima, in welcher Klasse allein er unterrichtete, nicht mehr besucht habe, nie genossen, mit Ausnahme einiger interimistischen, durch plötzliche Behinderung eines Lehrers auszufüllenden Stunden, wo er den combinirten Klassen Prima und Sekunda einen Vortrag aus der philosophischen Grammatik hielt, der mir ganz neue Anschauungen eröffnete, und mich mit wahrem Staunen über die Schärfe der Gedankencombinationen ergriff; aber die Wohlthat, auch die strafende, seiner scharfen Beobachtung und richtigen psychischen Behandlung der Schüler, habe ich mehrmals erfahren und diese Fälle sind mir unvergeßlich geblieben. Ich werde darauf zurück kommen.

Ich trat in das Werdersche Gymnasium ein mit den besten Vorsätzen; dieses Zeugniß kann ich mir geben. Ich wollte ein ganz neuer Mensch werden, alle Kräfte daran setzen! Allein tief eingefurchte Geleise der Verwöhnung sind einmal nicht so leicht verlassen als man glaubt; der Wille veraltet, die Selbstbeachtung erschlafft; andrerseits greift man in bester Absicht doch öfters fehl, und endlich fehlten auch hier die Elemente nicht ganz, die mich in den früheren Jahren bedrückt, und mich öfters des Muths beraubt, als ihn belebt hatten. So blieb ich denn auch auf diesem Gymnasium weit davon entfernt ein guter Schüler zu sein; ja ich hatte äußerst

schlimme Perioden. Dennoch hielt ich mich unter den Erträglichen. Selten zwar gelangte ich in der Klasse zu Zeugnissen, (die von No. 1 bis 4, die Abstufungen: Ausgezeichnetes Lob (No. 1), überwiegendes Lob (No. 2), Gleichgewicht des Lobes und des Tadels (No. 3) und überwiegenden Tadel (No. 4) enthielten), über No. 3 hinaus; ich glaube kaum ein- oder zweimal. Mehrmals erhielt ich dagegen No. 4! Dennoch war meine Stellung eine andere, bessere. Der Moment war gekommen, wo sich meine, sich über das Niveau der Mitschüler einigermaßen erhebenden geistigen Anlagen geltend machen konnten; und so, denke ich mir, gaben meine Lehrer nicht alle Theilnahme an mir auf, weil ich, trotz der Vernachlässigung in den positiven Kenntnissen, deren Erwerb die Schule als erste Bedingung fordern muß, doch einige Hoffnung gab, in einer andern Weise etwas zu leisten, was jenen Mängeln Nachsicht erwerben konnte. — Gleich im Anfange meines Besuchs hatte ich einen Beweis dafür gegeben. Die historischen Vorträge in Quarta, wo ich mich befand, hielt der Dr. H. Köpke, ein jüngerer Bruder desjenigen, der später Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster wurde. Mein körperlich, obwohl ich völlig gesund war, sehr unscheinbares Ansehen hatte ihm nicht viel Vertrauen zu dem Neuling gegeben. Er ließ mich meine schriftliche Ausarbeitung des Vortrags, die uns stets oblag, vorlesen. Der Aufruf zum ersten Kreuzzuge und der Beginn desselben war der Gegenstand. Ich war dem Vortrag mit besonderem Interesse gefolgt, und hatte, noch frisch in meinen guten Vorsätzen, die Ausarbeitung nach Kräften gut und ausführlich gemacht. Als ich daher zu lesen begann, und die geistige Auffassung wie die Form sogleich den Lehrer überraschte, weil er sich auf ganz etwas Anderes gefaßt gemacht hatte, wurde er im höchsten Grade aufmerksam. Anfangs äußerte er sein Mißtrauen, daß ich die Arbeit allein gemacht haben könne; doch meine feste Versicherung, und einige Fragen

die mich geistig prüften, gaben ihm bald die Ueberzeugung, daß das Geleistete wirklich mein Eigenthum sei. Nun ging seine Aufmerksamkeit in Verwunderung, ja ich möchte sagen, in eine Art von Bewunderung über. Der Gegenstand hatte mich begeistert, ich hatte einige kühne Perioden mit dichterischer Ausschmückung gebaut! Das war allerdings ziemlich weit über dem, was man in dieser Klasse erwartete. Und so faßte mich denn der Lehrer an beiden Schultern, drehte mich um, und sagte freundlich scherzend: „Dreh dich doch einmal um, ich will doch einmal sehen, wie das Kerlchen aussieht, das so etwas gemacht hat!" — Ich fühlte mich beschämt, verwirrt, aber doch zugleich überaus glücklich; ich war wie neu geboren, denn auf dem gefürchteten und verhaßten Gebiet der Schule war mir vielleicht noch nie etwas Erfreuendes, vollends aber etwas einem Triumphe ähnliches, wie ich deren in der Musik zuweilen errungen, begegnet. — Mit diesem Blitz in meiner dunkeln oder doch tief dämmernden Laufbahn, — war es aber auch vorüber! Denn obgleich später meine Arbeiten in diesem Theil des Unterrichts noch immer ziemlich gut ausfielen, belobt wurden, so lieferte ich doch keine wieder, die so gut gewesen wäre, als diese erste.

Ich wurde in den meisten Objekten des Unterrichts entschieden getadelt, blieb überall hinter dem Verlangten und zu Verlangenden zurück: aber in den sogenannten „deutschen Aufsätzen" behauptete ich mich als einer der ersten, und so leistete ich auch in dem, was damit zusammenhing, mit der bloßen geistigen Fassungskraft ohne anhaltsamen Fleiß zu erreichen war, wenn nichts Löbliches, doch Gelobtes und Leidliches.

Eine harte Periode hatte ich noch in Tertia, wo in den alten Sprachen schon mehr geleistet werden mußte, als das bloß Formelle, welches ich noch allenfalls mit meinem vortrefflichen Gedächtniß bezwang. Dieses half mir auch in einzelnen Richtungen der älteren Studien, die mir sonst am schwersten

wurden, z. B. im Griechischen. So behauptete ich mich fast fortdauernd als Primus in einer Stunde, die wöchentlich blos dem Lernen von Vocabeln gewidmet war, aus dem sogenannten kleinen Scheller, in einem Bande, wo nur die Stammworte in alphabetischer Ordnung und großer Schrift gedruckt sind, die Composita und abgeleiteten in kleiner Schrift, ohne dem Alphabet zu folgen, immer je zu ihrem Stammwort. Der Professor Spillecke, später Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, hatte diesen Unterricht. Er war ein strenger, gefürchteter, aber zugleich verehrter und geliebter Lehrer, der seine Schüler mächtig zu erregen, ja zuweilen zu entflammen verstand. Die Copia vocabulorum gehörte für ihn zum Fundamental-Stoff. Daher verfolgte er diesen sonst so trocknen Lehrgegenstand mit unerschütterlicher Consequenz. Er forderte gleich eine starke Anstrengung, und gab uns aus dem ganzen Buchstaben A für die nächste, über acht Tage fallende, Stunde die Stammwörter zu lernen auf. Ich, statt täglich mein Theil zu lernen, verschob das unangenehme Geschäft von Tag zu Tag bis zum letzten. Montags fiel die Stunde — Sonntag Abends hatte ich noch nichts gelernt! Doch begann ich nun mit der auf einen Tag zusammengedrängt, allerdings colossalen Aufgabe, und that das Mögliche. Und wirklich erreichte ich es, durch meine seltene Gedächtnißkraft, mir die achtzehn gedruckten Seiten Vocabeln glücklich einzuprägen. Daher war ich so entschieden der beste bei dem Ueberhören der Lection, daß ich, — es wurde mittelst der Antworten certirt, — glücklich zum Primus der Klasse aufrückte. Spillecke, der mich doch einigermaßen anders kannte, traute der Sache nicht recht, und sagte sehr richtig: „Heraufkommen ist mehr ein gutes Glück; sich behaupten ist ein Verdienst. Nun mußt Du Deine Prüfung bestehen, um den Platz behalten zu können.“ Er nahm mich jetzt allein vor, und fragte scharf rück- und vorwärts die

schwersten Vocabeln; das Glück war mir günstig, ich beantwortete Alles rasch und ruhig, nur bei einer Vocabel — die ich dafür nun auch in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde, — stockte ich, arista die Aehre; diese brachte meinen verwünschten Nachbar wieder über mich, und ich blieb der Zweite nicht in Rom, sondern nur in Tertia, in der Vocabelstunde. Allein den ganzen Cursus hindurch hielt ich mich unter den ersten fest. Es scheint mir nicht gut, daß man diese nützliche Uebung, gerade mittelst dieses nützlichen Wörterbuchs, das ganz aus dem Buchhandel verschwunden zu sein scheint (wenigstens habe ich es, als ich bei meinen eigenen Kindern diese Uebung als eine häusliche aufnehmen wollte, nicht bekommen können) nicht auch heut zu Tage in den Gymnasien anwendet. Ich wenigstens habe die förderliche Nachwirkung davon auf viele Jahre nachher noch empfunden. Denn, wiewohl ich stets im Leben ein unsicherer, schwacher Lateiner geblieben bin, so war doch meine Vocabelkenntniß fast immer derjenigen meiner Genossen, mit denen ich auf der Universität oder später zum Vergnügen, lateinische Autoren las, überlegen. Und dies zeigte sich um so sicherer als eine Folge dieser jugendlichen Uebungen, als mir fast niemals ein Stammwort in den ersten zwölf Buchstaben des Alphabets fehlte, die ich in Tertia auswendig gelernt; von N bis Z war mir das Wörterbuch viel häufiger nöthig.

Durch solche Einzelnheiten von guten Leistungen übertrug ich einigermaßen das, wofür ich mit Recht Verweise und Bestrafungen erhielt, und sogar eine Zeitlang auf der sogenannten Faulbank sitzen mußte.

Für die Mathematik hatte ich einige Anlagen und auch Neigung, besonders für die Geometrie; hier war es mir von Groß-Tertia an sogar wichtig, etwas Tüchtiges zu leisten, da der Vorsatz Soldat zu werden, durch die Grundströmung der ganzen Zeit mächtig gefördert, immer fester in mir wurde.

Meine geringe Fähigkeit für die alten Sprachen, und dadurch meine damalige Abneigung gegen dieselben, war so entschieden, daß ich durchaus nicht studiren mochte, und bei den verschiedenen Anfragen der Lehrer, was wir für eine Laufbahn wählen wollten, beharrlich dabei blieb, die militärische als die meinige zu bezeichnen. — Bernhardi pflegte dann zuweilen ironisch die Bedingungen der Ehrenhaftigkeit des Soldatenstandes in richtiger Weise als von dem geistigen Standpunkte abhängig darzustellen, den der Soldat einnehme. „Wenn der Soldat" äußerte er eines Tages „außer der Gründlichkeit in seinen Fachkenntnissen, auch sonst eine Bildung besitzt, die ihm die höchsten geistigen Stufen zugänglich macht, wenn er die alten Sprachen gründlich erlernt hat, dann zählt er allerdings auch zu den hochachtungswürdigsten Ständen mit. Einen Soldaten wie Ewald von Kleist, der diese Bildung besaß, lasse ich gelten. Wenn er aber das Alles bei Seite wirft, und nur das Exercirreglement kennt, dann ist er ein trauriger Held!" Solche Reden beschämten mich; ich fühlte, daß der tadelnde Hinblick auf mich ein gerechter war! Eines Tages erzählte Bernhardi bei solchem Anlaß auch eine Anekdote. „Die englischen Offiziere hätten durch ihre sorgfältige Jugenderziehung eine sehr gründliche classische Bildung. Als daher einst ein englisches Regiment mit einem preußischen zusammengekommen sei, hätten die englischen Offiziere sich bei ihren preußischen Kameraden nach vielen großen Männern, die ihnen in Deutschland von Interesse gewesen, erkundigt. Nach Friedrich August Wolff z. B., nach Herrmann und Anderen. Allein was war die Antwort? „Wir kennen sie nicht; bei unserm Regiment stehen sie nicht." — Wenn dann die ganze Klasse lachte, und mancher Blick auf mich gerichtet wurde, konnte ich mich begreiflicherweise nicht sehr behaglich fühlen. — Ich empfand daher die dringende Verpflichtung, wenigstens in denjenigen Objekten etwas zu leisten,

welche mit dem von mir erwählten Beruf zusammenhingen, namentlich in der Mathematik. Hier aber traten mir zwei Schwierigkeiten entgegen. Die erste war eine schon oben als großes Hinderniß erwähnte Kurzsichtigkeit, die mich nichts verfolgen ließ, was an der Tafel executirt wurde, die andere lag an der Besonderheit eines der mathematischen Lehrer. Mit Bezug auf die erste erwähne ich eine, mir wenig rühmliche, aber doch zugleich spaßhafte Thatsache. In Klein-Tertia hatte uns der Lehrer Dr. Nordmann die Lehre von den Wurzeln schon mehrere Wochen vorgetragen, als er mich eines Tages an die Tafel rief, um mich zu meiner Prüfung ein Exempel lösen zu lassen. Er dictirte mir etwa $\sqrt{a} + \sqrt{b}$ u. s. w. Ich schrieb naiv mit Buchstaben Radix a u. s. w. Natürlich brach ein Sturm des Gelächters meiner Mitschüler aus, den ein Donnerschlag der Strafworte des Lehrers begleitete, als meine wochenlange völlige Unachtsamkeit so zu Tage trat! Eben dieser Lehrer, Dr. Nordmann, bildete aber das Hinderniß für mich in der Mathematik, nämlich in dem algebraischen Theil fortzuschreiten. Er war, Aller Urtheil zufolge, und selbst der Schüler empfand dies, ein vortrefflicher, gründlicher Mathematiker, bei Weitem gründlicher als sein College, Prof. Zimmermann, der die Geometrie vortrug, während jenem das ganze Gebiet der Algebra blieb. Dieses aber, an sich schon schwieriger, wußte er durchaus nicht faßlich für den Schüler zu behandeln. Es waren nur sehr wenige, eigentlich nur einer der Schüler, sogar in Sekunda, die ihm ganz folgen konnten. Dieser eine Schüler hieß Neumann, hatte die entschiedensten Anlagen für Mathematik, war überhaupt einer der trefflichsten Charaktere, von uns Allen hoch in Ehren gehalten; es ist der jetzt so ausgezeichnete Professor Neumann an der Universität in Königsberg.*) Pro-

*) Als Schüler wurden wir im Jahre 1813 oder 14 getrennt,

fessor Zimmermann, dessen geringere Gründlichkeit eben so vom allgemeinen Urtheil ausgesprochen, wie von den Schülern empfunden war, hatte dagegen die Gabe der viel größeren Verständlichkeit. So groß ist der Unterschied zwischen Wissen und Lehren!

Ich komme jetzt auf den schon früher erwähnten Professor Nieräse zurück, der auf dem Werder erst mein Lehrer wurde. Obgleich der schon etwas herangewachsene Knabe nicht mehr dieses kindische Grauen, wie vor einem ganz unheimlichen, furchtbaren Wesen ihm gegenüber empfinden konnte, so war und blieb doch die Scheu vor diesem Manne eine große, unüberwindliche. Ich kann nicht sagen, daß er wirklich so überaus streng gewesen sei, allein die Art seinen Zorn, seine Gewalt geltend zu machen, hatte etwas Empörendes. Es drückte sich stets die heftigste Leidenschaftlichkeit darin aus. Er richtete, wenn ein Schüler seinen Zorn reizte, einen durchbohrenden, ich möchte sagen, wuthentflammten Blick auf ihn, zu dem sein stechendes Auge, wie überhaupt die scharfe Charakteristik seiner Züge ganz geeignet war. Sein Gesicht war schon an sich röthlich gefärbt, und diese Röthe stieg dann zum dunkelsten Purpur. Ich erinnere mich indeß nicht, daß je eine seiner Drohungen, die er in solchem Fall ausstieß, wirklich zu einer ungesetzlichen Gewaltsamkeit oder harten körperlichen Bestrafung geführt habe. Nie ist eine dergleichen von ihm gegen mich gerichtet worden; ich hütete mich aufs Aeußerste dies zu veranlassen. Dennoch war dieser Lehrer mein steter Gegner und ich darf sagen, Verfolger.

---

da er als Freiwilliger in den Krieg ging. Er erhielt einen sehr üblen Schuß durch Mund und Backen. — Viele Jahre hindurch sah ich ihn nicht wieder; erst 1855 begegnete ich ihm wieder zu Königsberg in herzlichster Begrüßung bei einem andern, später erworbenen, jetzt (1858) auch schon heimgegangenen Freunde, W. Schindelmeisser, dessen ich weiterhin zu gedenken habe.

Zu der Eigenschaft dieser äußersten Erregbarkeit fügte er noch eine andere, die einer unwillkührlichen Partheilichkeit hinzu. Ich sage unwillkührlich, weil ich nicht wüßte, daß sein Haß oder seine Vorliebe irgend einen würdigen Grund gehabt hätte. Er war aber so beharrlicher Gegner als Begünstiger. Zu denen, die er lieb hatte, gehörte unter Andern der als verdienter Professor der Geschichte an der Universität Greifswald verstorbene Prof. Barthold, der auch als begabter und fleißiger Schüler in gewissem Grade auf Anerkennung Anspruch machen durfte. Ueberhaupt waren es die Fleißigen und Fähigen, die seine Gunst besaßen. Um aber ein Beispiel zu geben, wie er das Nämliche verschieden auffassen konnte, und das Wort „si duo faciunt idem non est idem" anwandte, sei Folgendes erzählt. Ein Schüler, den er stets lobte, und der es auch verdiente, der sich namentlich durch schöne Handschrift und Sauberkeit der Hefte auszeichnete, hatte dieselben, statt einen bloßen Rand auf beiden Seiten zu brechen, wie der Lehrer selbst vorgeschrieben, mit zierlichen Doppellinien an der Seite versehen. Dies lobte Nieräse außerordentlich. Ich, der ich in der That nur darnach strebte, mir seine Gunst zu verdienen, eilte diese Einrichtung nachzuahmen. Da er sie aber bei der nächsten Revision der Hefte in den meinigen fand, sagte er: „Was soll das? durch solche Spielereien giebt man der Arbeit keinen Werth! das sind müßige Dinge! Ein einfacher Rand genügt! Aber der Inhalt muß mit Fleiß behandelt werden." Er hatte ganz gewiß Recht; aber das ungleiche Maaß, dessen er sich bediente, verletzte das Rechtsgefühl tief, und raubte mir jede Hoffnung ihm jemals genügen zu können. Es ging mir noch in einem anderen Falle unglücklich mit ihm. Jeden Anlaß ergreifend, wo ich ihm dienlich oder gefällig sein könne, hatte ich es auch begierig aufgefaßt, als er eines Tages sagte: „Kennt Jemand von Ihnen den Professor Buchholz genauer?" und rasch mit „Ja" geantwortet.

„Er hat einen Herodot von mir geliehen, den er mir seit langer Zeit hätte zurückgeben sollen. Wenn Sie ihn kennen, gehen Sie doch zu ihm, und ersuchen Sie ihn in meinem Namen darum!" Ich war glücklich diesen Dienst leisten zu können und ging zu dem Professor Friedrich Buchholz, dem bekannten Historiker, der mir durch gesellige Beziehungen meiner Aeltern mit ihm bekannt geworden war. Dieser empfing mich sehr freundlich, war aber sehr befremdet und lächelte etwas stolz, als ich ihm die Ursach meines Besuchs erzählte. „Ich habe nie ein Buch von Herrn Prof. Nieräse geliehen, am wenigsten den Herodot, den ich natürlich selbst besitze. Ich kenne Herrn Prof. Nieräse auch nur ganz oberflächlich, indem ich ihn nur ein einzigesmal an einem dritten Ort gesehen. Es muß hier ein Irrthum vorwalten!" Verwundert brachte ich ihm anderen Tages diesen Bescheid in die Klasse. „Mensch!" rief er. „Was haben Sie für eine Dummheit gemacht! Ich habe nicht vom Professor Buchholz gesprochen! Sie haben mich blamirt in den Augen eines berühmten Gelehrten. Ein berühmter Geschichtsschreiber wird sich keinen Herodot von mir borgen! Von Herrn Prof. Buchhorn habe ich gesprochen!" Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Professor Buchhorn war ein jüngerer Lehrer, erst seit einigen Monaten beim Gymnasium! So schlug der Versuch den Gefürchteten durch eine kleine Dienstleistung günstiger zu stimmen ins Umgekehrte um! Beiläufig fällt die Unschicklichkeit ins Auge, einen Mitlehrer am Gymnasium durch einen Schüler in solcher Weise mahnen zu lassen, und ist somit ein bezeichnender Charakterzug für den Auftraggeber.

Es blieb mir also nichts übrig als geduldig auszuharren, meinen Fleiß anzustrengen, und mich so viel als möglich vor Allem zu hüten, was mir den Zorn dieses Lehrers zuziehen konnte. Diese Vorsätze vermochten jedoch nicht eine unüberwindliche Schwäche in mir zu bewältigen, über welche ich

noch heut nicht immer triumphiren würde. Es war die Neigung zum Schlaf in den Nachmittagsstunden, von 2 bis 3 Uhr, den ersten nach Tisch. Es war das Sommerhalbjahr, die Hitze groß, wir lasen von 2 bis 3 Uhr den Curtius. Unter den Fenstern der Klasse floß (das Gymnasialgebäude war damals an der Ecke der Unterwasserstraße hart an der Jungfernbrücke) die Spree vorüber, damals noch am Ufer mit Bäumen bepflanzt; ein anmuthiger Hauch der Kühlung wehte durch die offenen Fenster. Bei dem Capitel, welches den Fluß Cydnus in seiner schattigen Hülle „amoenitate riparum inumbratus“ schilderte, „wuchs mir das Herz so sehnsuchtsvoll“ wie dem Fischer nach dem kühlen Wellenbade. Ich beneidete den Alexander, und hätte allenfalls den Sprung in den Fluß gethan, selbst um den nämlichen Preis der tödtlichen Erkältung, die ihn traf. Als Gegensatz dazu die schwüle Hitze und dunstige Luft in der Klasse, was war natürlicher, als daß mir trotz alles Kämpfens dagegen die Augen immer wieder zufielen? Und ich saß dicht unterm Katheder des furchtbaren Mannes! Ich gab mir Seitenstöße, kniff mich selbst in die Schenkel, um mich zu ermuntern, — Alles vergeblich! Endlich sanken mir doch die Augenlider herab. Der Lehrer sah es; er beobachtete mich, ohne ein Wort zu sagen; die anderen Schüler bemerkten es mit lächelnder Schadenfreude. Er hielt einen starken Dornenstock, den er stets trug, in der Hand, und sah mich lange scharf an, unterbrach sogar endlich (wie mir meine Nachbarn nachher erzählten) seinen Vortrag. Die ganze Klasse lächelte, und harrte gespannt der Entwickelung des stummen Dramas. Jetzt erhob er den Stock! Das Lächeln verwandelte sich in Zittern, denn mit diesem furchtbaren Stock hatte er einst in einer unteren Klasse einen Streich ausgeführt, bei dem noch alle bebten, die ihm beigewohnt. Er hatte nämlich, am oberen schmalen Ende der Tafel behaglich sitzend, lange dem leichtfertigen Plaudern

mehrerer Schüler an dem Tische zugesehen, ohne sie zu erinnern. Da aber that er plötzlich mit dem zolldicken Stock einen donnernden Schlag auf den Tisch, daß Alle auf ihren Sitzen emporfuhren, und bei der sofort eingetretenen Todesstille rief er mit seiner gewaltigen Stimme: „Wenn jetzt noch einer plaudert, so treffe ich ihn mit dem Stock so auf den Kopf, wie ich jetzt auf den Tisch geschlagen habe!“ Und dieser furchtbare Stock drohte jetzt meinem Haupt! Aller Augen hafteten an dem Strafwerkzeug, das wie ein Fallbeil über mir schwebte. Da senkte er es langsam und klopfte mit der Spitze, nicht mit dem dicken Knopf ein paar mal leise auf das Pult neben meinem herabgesunkenen Kopf, und sagte ganz ruhig und freundlich erinnernd: „Rellstab! Ermuntern Sie sich!“ Ich war wie elektrisch berührt und emporgefahren, und mein Blick hing an seinem drohenden Antlitz. Aber diese ruhigen Worte gaben mir Leben wieder, ich fühlte mich wie von Dankbarkeit ergriffen, und noch heut belebt mich dieses Gefühl, wenn ich an den Vorfall denke. Ich kann mir jetzt die Handlungsweise psychologisch völlig erklären. Es war in dem Augenblick das Gefühl in dem strengen Lehrer erwacht: Du hast ihm doch oft vielleicht ohne Grund hart zugesetzt; Du mußt es hier, wo du Ursach hättest streng zu sein, einmal wieder gut machen und ihm Freundlichkeit zeigen. Auch mischte sich wohl ein stilles ironisches Behagen ein, die ganze Klasse, die auf einen Akt des Schreckens lüstern war, in ihren Erwartungen zu täuschen. — Genug, ich war begnadigt, und — ermuthigt! Auch muß ich bekennen, daß nach dieser Zeit, wo ich mich zur Versetzung nach Secunda gemeldet hatte, er mich in der Vorprüfung durchaus gerecht, ja milde behandelte, und mir keinesweges die Schwierigkeiten in den Weg legte, die ich fürchtete. — Dies sind die letzten Eindrücke, die ich von den persönlichen Beziehungen zu diesem Lehrer mit in's Leben genommen.

Durch die Art, wie er endete, wird sein eigenthümliches Benehmen vielleicht erklärt und entschuldigt. Er erschoß sich in einem Anfall tiefer Melancholie; ich hatte zu dieser Zeit das Gymnasium schon verlassen. Mehrere Jahre zuvor war eine lange Krankheit dieser Katastrophe vorangegangen. In dieser Zeit hatten verschiedene andere Lehrer ihn vertreten. Ich kann nicht läugnen, daß sein langes Ausbleiben mir hoch willkommen war, und ich die stille Hoffnung nährte, er werde nicht wieder ins Gymnasium zurückkehren, worüber sich auch einige Gerüchte verbreitet hatten. Dennoch hat das Staunen vor seinen Kenntnissen, ja die Ehrfurcht vor seinem Wissen immer gleichen Schritt bei mir mit der Scheu vor ihm gehalten. Ob dasselbe wirklich so groß gewesen, konnte der Schüler gar nicht beurtheilen, auch möchte ich es jetzt fast bezweifeln. Allein er hatte eine gewisse Sicherheit, eine Schärfe der Bestimmungen, seine Bemerkungen über die Sprache, über Stil und Geist der Schriftsteller waren so klar, so eigenthümlich, gingen meines Erachtens so weit über das hinaus, was uns die meisten andern Lehrer boten, daß er mir stets als die höchste Instanz der Entscheidungen erschien. Auch hatte er in der That einmal einen jüngern Lehrer genöthigt, der uns die Quantität eines Wortes unrichtig angegeben hatte, diesen Irrthum zu widerrufen, und der Widerruf begann: „die überwiegende Gelehrsamkeit des Herrn Professor Nieräse hat mich überführt, daß ich, u. s. w." Jedenfalls war dieser Lehrer eine merkwürdige Erscheinung in meinem und unserm gesammten Jugendleben. Auf mich hat er, wie ich schon bekannt, einen schwer drückenden Einfluß geübt, und mir die frohesten Tage mit manchem drohenden Gewölk erfüllt! Darum habe ich mich so ausführlich mit ihm beschäftigt. Wenn ich andrer ausgezeichneter Lehrer länger gedenke, so wird es dafür mit desto wärmerer und dankbarerer Erinnerung geschehen können.

Nächst Bernhardi nahm unstreitig Spillecke, dieser später so berühmt gewordene Schulmann, die erste Stelle an dem Werderschen Gymnasium ein. Seine Schüler, und ich unter ihnen, verdanken ihm viel; er war streng, aber für Alles Edle und Große in vaterländischen Angelegenheiten zumal, die damals eine so wichtige, so geheiligte Stelle einnahmen, mit ächtem Feuer anregend. In Tertia hatte er nur für die Befestigung in lateinischen und griechischen Formen zu sorgen, aber in Secunda, wo er auch die deutschen Stunden hatte, belebte er auch höhern Aufschwung. Ich erlebte dort mit ihm einen ähnlichen Fall wie bei meinem Eintritt ins Gymnasium mit Dr. Köpke. Seine scharfe Kritik der deutschen Aufsätze, die sich auch häufig sarkastischer Formen bediente, war sehr gefürchtet. Mit Herzklopfen sah ich daher der ersten Stunde entgegen, wo die eingelieferten Arbeiten über das aufgegebene Thema, die Schilderung eines Spazierganges, zur Besprechung kommen mußten. Ich hatte die Forderungen, die man in Sekunda machte, so hoch angeschlagen, daß ich sie nicht befriedigen zu können glaubte. Einige Aufsätze wurden unbarmherzig durchgenommen, theils mit ernster Strenge, theils mit satyrischer, zu ungemeiner Erheiterung der ganzen Klasse. Jetzt kam auch der meinige an die Reihe, den ich an den ersten Zeilen erkannte; der Name wurde nicht genannt. Spillecke las ihn bis zu Ende; in athemloser Spannung horchte ich jetzt auf sein entscheidendes Wort. Es lautete: „Nun, den werden Sie wohl Alle für ihren Meister erkennen!" Wie schlug mir das Herz im überwallenden Glück! Indeß seine vernünftige Pädagogik fügte dem allzuerhebenden Eingang für mich auch noch einen sehr heilsamen und verdienten Niederschlag hinzu, denn er fuhr ungefähr fort: „Wenn der Autor in den Gegenständen des eigentlichen Studiums, besonders im Griechischen und Lateinischen eben das leistete, so würde er in Prima zu sitzen verdienen. Aber mit dem bloßen Talent ist es

nicht abgethan, die Wissenschaft ist eine unerläßliche Forderung, und für diese eine eben so unerläßliche der Fleiß." Nun wurde die Arbeit im Einzelnen durchgegangen und auch mancher satyrische Pfeil darauf gerichtet. Im Ganzen aber blieb er bei der auszeichnenden Anerkennung. Wie ich späterhin, außerhalb des Werderschen Gymnasiums, dem ausgezeichneten Lehrer als solchem noch ungleich mehr verdanken sollte, werde ich erst in einem folgenden Abschnitt dieser Blätter berichten.

Einige andere Lehrer darf ich nur nennen, um die hervorragende geistige Bedeutung derselben zu bezeichnen, da sie berühmte Namen in der Gelehrten-Welt erworben haben, wie Twesten und Zumpt, dieser offene, redliche, wohlwollende Biedermann, mit dem ich in späteren Jahren in freundschaftlichen Beziehungen stand, und von dem man sagen kann, daß keinem das befürchtende Wort Schillers so fern lag als ihm:

Wohl denen, die
Des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen!

Denn ein offneres, redlicheres Herz, bei solchem Umfang der Kenntnisse als die seinigen, mochte selten gefunden werden. — Als Lehrer auf dem Gymnasium habe ich ihn nur in seinen Anfängen kennen gelernt, in den untersten Klassen. Eben so Twesten, der meines Erinnerns nur eine kurze Zeit lateinischen Unterricht ertheilte. Ich habe den Cäsar theilweise bei ihm gelesen.

In warmer Anhänglichkeit, ich darf sagen Begeisterung, muß ich aber eines der Lehrer gedenken, der, wie hoch ich später einige geschätzt, doch in jener Periode, wo ich seines Unterrichts genoß, der einzige war, dessen Wesen ganz das meinige traf, der das Geheimniß gefunden hatte, Liebe und Begeisterung zugleich für sich zu gewinnen. Es war der berühmte Uebersetzer des Herodot, Lange, welcher in Tertia, gerade in dem

Zeitraum, wo ich im Uebrigen am wenigsten leistete, meine tadelnswertheste Schulzeit auf dem Werder hatte, die Geschichte vortrug. Sein lebendiges, feuriges Wesen, seine Art des Vortrags, hatten mich ganz gefesselt. Es giebt auch Aeußerlichkeiten, die dem Schüler imponiren, ihm Liebe einflößen; so auch er; ich kannte keinen Mann, der mich schon durch den Anblick, durch sein lebhaftes Auge, seine freundlichen Lippen so gefesselt hätte. Vollends aber sein Vortrag. Er weckte in mir die ganze Liebe für das Hellenenthum, die sich bis heut in mir erhalten hat, die in meinen ersten dichterischen Versuchen fast allein vorherrschte, und bis heut eine so vorwiegende Stelle behauptet hat, daß ich, in Fällen, wo nur die reine, ideale Begeisterung in mir lebendig ist, mich doch fast nur nach dieser Seite wende, zu jenem Volke, seiner Mythe und Geschichte, in der sich die Schönheit und Alles was ihrem Gebiet nach, in den sittlichen Beruf gehört, alles Edle, Erhabene, Große am reinsten und sichersten ausgeprägt hat. — Es bestand zwischen diesem Lehrer und mir unstreitig eine innere Verwandtschaft, von der er freilich wenig oder nichts geahnt haben mag, da sich auch nicht einmal ein Anlaß fand, um mich durch irgend eine Arbeit in seinen Lehrstunden auszuzeichnen. Aber mit gespanntem Blick hing ich an seiner Lippe, wenn er hohe Männer der griechischen Welt, wie den Epaminondas, Pelopidas, schilderte; zumal diesen letzten in seiner Schönheit und Herrlichkeit stellte er uns in einer Weise dar, daß er mir der erste aller Helden Griechenlands wurde. — Auch für seine eigene Persönlichkeit gewann sich Lange in mir einen Bewunderer durch einige Schilderungen aus seinem Leben, namentlich eine, wie ihn zu Halle der alte Turnmeister Jahn, (zu dem wir damals schon auf den Turnplatz in der Hasenhaide zogen) einmal in seiner Tüchtigkeit geprüft, und er wohlbestanden habe. — So weit ich mich erinnere theilten meine

Mitschüler diese meine Verehrung, doch glaube ich nicht, daß irgend einer ihm in solchem Grade angehangen hat. Und diese Anhänglichkeit, diese Begeisterung trug ich ganz still in meinem Innern, ich wagte nicht, ihm gegenüber damit hervorzutreten. Dazu war meine Ehrfurcht zu groß. Allein zu Haus, bei den Aeltern und Geschwistern hatte ich nur von ihm zu erzählen und zu sprechen, und er war der einzige aller Lehrer, für den sich in dieser Knabenzeit (ich mochte 14 Jahre zählen) eine warme Liebe in mir entzündet hatte. Später hat mich das Leben nur in flüchtigsten Berührungen mit ihm zusammen geführt. Ich suchte ihn bei einer Rheinreise in Coblenz auf, wo er, — die Laufbahn als Lehrer hatte er verlassen — als Rath des Ministeriums fungirte. Er nahm mich, ohne sich indessen meiner als Schüler besonders zu erinnern, freundlichst auf. — Einige Zeit darauf kam er in erhöhter amtlicher Stellung nach Berlin, wo wir, — das sind die traurigen Verhältnisse einer großen Stadt, — lange Jahre zusammen gelebt haben, ohne daß ich ihn mehr als vielleicht zwei oder dreimal flüchtig gesehen. Eine wärmere Beziehung, nur von fern jener frühesten ähnlich, hat sich nie wieder angeknüpft. Das Verhältniß war ein Jugendtraum! Und als solcher hatte er mich durch das ganze Leben treu begleitet. — Er ist vor einigen Jahren erst verstorben! —

Von meinen sonstigen Lehrern auf diesem Gymnasium nenne ich dankbar nur die Namen der Professoren Brunnemann (1858 als Prediger in Berlin verstorben), Pfund, Kanzler, die mir später Genossen der Liedertafel waren, Ribbeck den ältern, Ribbeck den jüngern, der nachmals Director des grauen Klosters wurde. Dieser letztere hatte, zwar strafend, ernst mahnend, aber dennoch den edelsten Eindruck auf mich gemacht. Seine sittliche Gewalt hatte mich bei einem Anlaß, wo ich halb bittend, halb mit einer Beschwerde zu ihm kam, bezwungen. Er erfüllte

meine Bitte nicht, und dennoch hatte er mich ganz gewonnen. Ich verdanke ihm viele Anregungen und Belehrungen, besonders in Beziehung auf das, was meine hervortretende Richtung war, die freie Schöpfung in der Muttersprache. Auch dem Professor Brunnemann bin ich in ähnlichen sittlichen und lehrhaften Beziehungen Dank schuldig geworden. Er war es, der namentlich den Sinn und das Ohr für die Schönheit und Feinheit des Verses in mir weckte, überhaupt manche dichterische, romantische Saiten anklingen ließ, die in mir nachtönten. Seine Virgil-Stunden sind mir in dieser Hinsicht lebhaft erinnerlich geblieben, und eines meiner Gedichte, das ich vielleicht das beste nennen möchte, eine Ballade, Maria und Francesco, ist aus einer von ihm herrührenden Mittheilung entsprungen, indem er uns, es war schon in Quarta, eine Erzählung des Inhalts aus einem Journal vorlas, die den tiefsten Eindruck auf mich machte. So früh fällt zuweilen der Saamen, der spät seine Frucht entwickelt! —

Wollte ich erschöpfen, was ich von innerm Dank meinen Lehrern schulde, wollte ich auf alle die geistigen Anregungen und Anknüpfungspunkte eingehen, die ich als ursprünglich von ihnen ausgehend erkenne, so wüßte ich kaum wie ich den reichen Stoff bewältigen sollte! Es sei also mit diesen Andeutungen genug, in denen ich versucht habe die Anschauungen und Empfindungen darzulegen, welche mich jetzt im reifen Alter über dasjenige durchdringen, was ich in meiner Jugend empfing und genoß und dessen Werth ich, wie so viele Tausende von Schülern, nicht im entferntesten richtig zu schätzen wußte. Möge mein Beispiel einerseits den Schülern zu gute kommen, daß sie nicht eine so späte Erkenntniß der edelsten Wohlthaten abwarten; andrerseits den Lehrern, daß sie, selbst bei denen die ihnen Opfer und Mühe am wenigsten zu danken und zu

lohnen scheinen, nicht alle Hoffnung aufgeben. Endlich kommt doch Jedem der Tag von Damaskus!

Zehntes Kapitel.

Oeffentlicher Zustand. — Rückkehr des Königspaares. — Lange, der Schriftsteller. — Wirkung auf den Vater. — Er giebt den Musikunterricht mit mir auf. Ich studire allein. — Maria von Weber. — Meines Vaters Kunstliebe. — Concerte mit Madame Levi und Graf Lehndorf.

Meine häuslichen Verhältnisse in diesem Lebenszeitraum waren, durch Rückwirkung der Schulverhältnisse, am meisten also durch eigene Schuld, oft sehr getrübte. Doch es traten ernste Krisen ein, durch die großartig erschütternde Zeit im Allgemeinen, wie durch besondere hart treffende Ereignisse, die, wie schmerzlich ihre Gegenwart war, dennoch gewiß das Heil meiner Zukunft wesentlich mit gefördert haben! So muß ich denn hier schon, theils nachholend, theils vorgreifend, einiges aus den öffentlichen Verhältnissen der damaligen Tage erwähnen. Erst jetzt erkenne ich das rechte Maaß des Antheils an den inneren Zuständen, welche mein Vater durchzukämpfen hatte, eben sowohl der strengen Zeit gegenüber, wie mir, seinem einzigen Sohn! Wenn er heftig, wenn er zuweilen rauh, hart wurde, wenn das Maaß seiner Geduld sich erschöpfte — wie viele Gründe der Erklärung, der Entschuldigung finde ich jetzt für ihn! Denen, welche damals den Kampf des Lebens durchzufechten hatten, lag er schwer auf den Schultern. Der ganze Himmel der Zeit war ein düster bewölkter; ein eherner Druck belastete das Vaterland, und somit das Herz jedes Einzelnen. Es wird mir schwer, indem ich hier nur das Bild meines

Lebens hinstellen, und die Umrisse der mich zunächst berührenden Gestalten ziehen will, nicht das große Bild der Geschichte jener Tage mit so lebendigen Farben zu malen, als es mir irgend möglich wäre.

Der unglückliche Krieg von 1806 war nur zu bald beendet; nicht so seine Folgen. Der Wohlstand der Bewohner war tief erschüttert. Zu dem schweren Kummer, dem Druck der Einquartirung, dem stockenden Erwerb, den ausbleibenden Zinsen selbst der sichersten Staatspapiere, hatten sich namhafte Verluste an Capitalien gefügt, wie jede schwere Zeitkrise dergleichen mitbringt. Mein Vater war nach allen diesen Richtungen hart betroffen worden. Er mußte im Besitz solchen Wohlstandes sein, als er in der That vor dem Kriege war, um nicht völlig zu verarmen. Dennoch drückte ihn jetzt oft die wahrhafte Sorge. Der Besitz war fruchtlos wenn seine Ergebnisse stockten. Die Ausgaben warteten nicht ab, bis die Einnahmen, wenn sie auch in der Zukunft verbürgt waren, sich wieder einstellten. — Der Friede von Tilsit hatte alle Gemüther tief niedergeschlagen. Man hoffte indeß, daß die Franzosen das Land und die Hauptstadt, die sie immer noch besetzt hielten, verlassen würden. Unaufhörlich wiederholte sich die Freuden-Nachricht und immer wieder wurde sie halb geglaubt, halb ihre Unwahrheit behauptet. Napoleon wußte Gründe auf Gründe zu finden, um die Erfüllung der Bedingung, das Land (bis auf die Festungen) zu räumen, immer weiter und weiter hinauszusetzen. — Endlich kam der Tag! — Man athmete auf! — Dann auch der Tag der Rückkehr des Königs und der Königin. Wie lebendig klingen noch in meinem Ohr die Gespräche nach, die man ringsher vernahm, welche die Freude über das Ereigniß ausdrückten! Vieles Nebensächliche beschäftigte auch damals, wie immer bei solchem Anlaß, die Gemüther lebhaft, und ganz besonders die Phantasie des Kin-

des. Dahin gehörten die festlichen Empfangsanstalten, die Schilderung von dem schönen Wagen mit Lilla Kissen — der zarten Lieblingsfarbe der Königin — der Bau der Ehrenpforten aus grünen Tannenzweigen (der Einzug fiel ja in den Winter), die Begrüßung durch junge Mädchen der Stadt, und Vieles Andere. Das war ein lichter blauer Himmelsblick in der düster umwölkten Zeit! —

Wir hatten Frieden. Der Feind war aus den Mauern verschwunden, der Anblick der immer lästiger, immer verhaßter werdenden französischen Bedrücker und Aussauger, insbesondere der Civilbeamten, verbitterte nicht mehr jede Stunde. Bis zu welchem Grade aber ein Mann gehaßt und verachtet wurde, den Eigennutz oder Vortheil auf die Seite des Gegners zog, davon ist mir besonders ein Beispiel erinnerlich. Es gab einen Menschen in Berlin, Lange hieß er, der ein Journal im Sinne der Franzosen herausgab; ob direkt oder indirekt von ihnen besoldet, ist mir nicht erinnerlich. Gegen diesen richtete sich der äußerste Haß, Wuth möchte man sagen, und die schwerste Verachtung. Jeder Schulknabe kannte seinen Namen, und bezeichnete mit ihm das äußerste Maaß des Nichtswürdigen. Er durfte sich, wie sehr ihn die französische Gensdarmerie in Schutz nahm, kaum auf der Gasse sehen lassen, ohne insultirt zu werden. Ich erinnere mich, daß ich ihn eines Tages in der Friedrichsstraße, mit einem dreieckigen Hut bedeckt (ich glaube, er trug eine Art von französischer Civil-Uniform) gehen sah, während ein Schwarm von Knaben ihn höhnend verfolgte. Lange Zeit hindurch hing eine, trotz der strengen Ueberwachung durch die französischen Behörden, erschienene Carrikatur auf ihn, in meinem Zimmer. Sie stellte ihn dar, mit einem Strick um den Hals, den der Teufel mit einer Zange gefaßt hatte, um sich nicht an ihm selbst zu besudeln; als Unterschrift las man die Worte des Satans: „Pah! der wird mir den Höllenpfuhl verstänkern!“ —

Auch andere, sonst nicht ungeachtete Männer, die sich den Franzosen nur angenähert hatten, durch Dienstleistungen, hatten ihre Stellung im Leben und in der Gesellschaft völlig verloren. Ich will hier, wo die Buße vielleicht schwerer gewesen ist, als das Vergehen, keine Namen nennen.

Auch trafen schon die schlimmen Nachwehen der langen Leiden ein. Die Kassen des Landes waren erschöpft, die Contributionen forderten schwere Summen, der Verkehr belebte sich nicht so rasch wieder. Dazu kam, daß Jedermann fühlte, der Friede dessen man genoß, sei kein wirklicher, sondern nur Gnadenfrist, so lange die Willkühr des Siegers sie gönnen wolle. Auch die Hoffnungen waren daher von geringer Kraft und Tröstung. —

Wenn unter solchen Umständen ein Mann der gewohnt bei eifriger Thätigkeit auch die behaglichen Früchte derselben zu genießen, jetzt seine ganze Lebensstellung zerrüttet, die Arbeit der Jahre seiner Kraft fast gänzlich vereitelt sah, in keiner freudigen Stimmung und dadurch leicht reizbar war, so wird gewiß Jeder ihn entschuldigen. Aber nicht jeder wird wie mein Vater, dabei zugleich eine solche Kraft der Thätigkeit bewahren, so der Doppellast der Schicksale eine Doppelanstrengung der That entgegensetzen!

Der Besitz zweier Häuser, die Fortführung des Musikhandlungsgeschäftes, die mancherlei anderen verwickelten Vermögensverhältnisse meines Vaters, gaben ihm viel, zum Theil verdrießliche, Arbeit; allein sie raubten ihm doch nicht die Kraft sich noch anderweitig mit ernster Thätigkeit umzuthun, und insbesondere als musikalischer Schriftsteller zu wirken. Er arbeitete an mehreren auswärtigen Journalen mit, und war an derselben Vossischen Zeitung, der ich selbst seit dem Jahre 1826 durch meine Thätigkeit angehöre, der Beurtheiler der musikalischen Ereignisse; in Verbindung mit dem nämlichen

Besitzer des Instituts, dem Justizrath Lessing, mit dem auch ich das Verhältniß anknüpfte und mich vier und zwanzig Jahre darin in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm befand. Schwerlich hatte mein Vater damals geglaubt, daß ich ihn hier dereinst gewissermaßen beerben, sein Nachfolger gerade auf dieser Bahn werden würde, der ich damals ganz abgeneigt war. Im Gegentheil es war in jener Zeit so wenig Hoffnung dafür da, daß, da zu der unendlich mühsamen Arbeit, der mein guter Vater sich hingab, um mich zum Musiker zu bilden, der Lohn in gar keinem Verhältniß stand, er endlich zu dem Entschluß kam, mich von dieser Seite ganz aufzugeben, und es mir selbst zu überlassen, ob ich Einsicht genug haben würde, das so mühsam Erworbene nicht ganz wieder fallen zu lassen, sondern darauf fortzubauen. Seltsamer Weise trat der letzte Fall ein. So wie ich keinen Unterricht mehr hatte, erwuchs mein eigener Trieb mit größerer Kraft. Ich übte mit allem Fleiß, bekam sogar die fast unerläßliche Verbissenheit auf die Lösung schwieriger Aufgaben, und that wenigstens so viel, daß ich nicht nur nicht zurück, sondern, wenn auch oft vielleicht auf sehr irrthümlichen Wegen, vorwärts ging. Ich suchte mit Eifer gerade das schwerste der damaligen Zeit auf. Derjenige Musiker, welcher den größten Eindruck auf mich machte, war Karl Maria von Weber. Schon unter meinem Vater hatte ich einige seiner Compositionen, namentlich die Variationen in F dur, mit die ersten, welche er herausgegeben, gespielt. Es war dadurch veranlaßt, daß er selbst als jüngerer Virtuos in Berlin gewesen war, unser Haus besucht, dann ein Concert gegeben, und durch sein damals jeden Maaßstab der Fertigkeit weit übersteigendes Spiel, die höchste Bewunderung gefunden hatte. Nicht so unbedingt von meinem Vater, der Dusseks Feuer und Gediegenheit und Himmels bezaubernde Grazie zu lebhaft in Erinnerung hatte und liebte, und der auch, wie immer die ältere Zeit sich

dem Neuen schwerer gesellt, vieles gegen Webers Compositionen einwandte. Es ist eigenthümlich, daß selbst die unreife Jugend in dieser Hinsicht oft leichter und richtiger versteht; diese Wahrnehmung an mir selbst, meinem Vater gegenüber, macht mich oft mißtrauisch gegen mein eigenes Urtheil, wenn ich Jüngere von Werken glühend begeistert sehe, die mir nur sehr bedingte Genüsse bereiten. — Genug, Weber ward meine ganze Leidenschaft. Und namentlich war es sein erstes Concert C dur, das ich mit allem Eifer und unsäglicher Mühe, (denn damals war diese Aufgabe Allen zu schwer, vollends einem zwölf oder dreizehnjährigen Knaben) studirte, indessen doch endlich so ziemlich sicher bezwang.

Hatte mein Vater auch mich aufgegeben, so konnte doch kein Druck der Zeit ihn die Kunst selbst aufgeben lassen, und er widmete ihr nach wie vor alle Kräfte. Vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 hatte er, wie schon erwähnt, außer einem wöchentlichen Quartettabend, wo er die Bratsche spielte, alle vierzehn Tage Sonntags einen Concertabend, an welchem zuweilen die größten Musikwerke mit Orchester zur Aufführung kamen. Ich entsinne mich unter andern einer der Jahreszeiten, wo ich selbst zu meinem kindischen Stolz im Orchester mit beschäftigt wurde, indem ich den Triangel schlagen mußte. Alle dazu erforderlichen Musiker entschädigte mein Vater nicht nur für den Aufwand ihrer Zeit, sondern bewirthete sie, so wie die an den Aufführungen Theil nehmenden Sänger und Sängerinnen, gleich den anderen dazu geladenen Gästen. Ich wüßte nicht, daß in neuerer Zeit irgend ein Privatmann Berlins in solchem ausgedehnten Maaße musikalische Aufführungen veranstaltet hätte, geschweige mit einer solchen geselligen Liberalität verbunden. In dieser Art vermochte mein Vater bei dem Eintritt der Unglücksjahre diese zwiefache Freigebigkeit in künstlerischer und geselliger Rücksicht nicht mehr durchzufüh-

ren. Die aufgedrungenen Gäste vertrieben die geladenen. Einige Jahre hindurch ruhten daher diese größeren Veranstaltungen ganz. Doch das Bedürfniß einer solchen musikalischen Selbstthätigkeit war meinem Vater ein zu dringendes, um nicht doch endlich Mittel zur Befriedigung desselben zu finden. Er verband sich mit einem wohlhabenden Musikfreunde und einer Musikfreundin; der erste war der schon genannte Graf Lehndorff, welcher sehr geschickt das Fagott blies, die andere eine bis vor wenigen Jahren im höchsten Alter in Berlin lebende Frau, die damals schon den älteren Damen zugezählt wurde und mit Recht für eine fertige Clavierspielerin galt, Frau Levi. Beide hatten den Wunsch öfters mit Orchester zu spielen, und so vereinigten sie sich mit meinem Vater, um die Kosten dafür gemeinschaftlich zu tragen. Diese Concerte fanden in unserer, ganz dazu eingerichteten Wohnung, wo zwei ansehnliche Säle, jeder von vier Fenstern Front aneinander stießen, in den Abendstunden von 6—9 Uhr statt. Doch sie beschränkten sich nicht auf die Fagottsoli des Grafen, und die Concerte auf dem Flügel, (nicht Pianoforte) welche Frau Levi vortrug, die nur Sebastian und Philipp Emanuel Bach spielte, sondern außer diesen Werken wurden viele der werthvollen größeren und kleineren Musikstücke, reine Instrumentalsachen oder mit Gesang, je nachdem mein Vater die Wahl getroffen, ausgeführt. Dabei mußten auch die meisten der mitwirkenden Musiker bezahlt werden; die Zuhörer waren nur eingeladen, ihre Zahl indessen gering, nur die nächsten künstlerischen Freunde unseres Hauses und die einiger der Mitwirkenden. Ich kann nicht umhin, hierbei eines Umstandes zu gedenken, der einen berühmten auch persönlich hoch von mir geachteten Mann betrifft, Zelter nämlich. Er war der nie fehlende Gast unseres Hauses in den Concerten der frühern Zeit gewesen, und natürlich auch zu diesen geladen. Allein er kam nicht. Als ihn endlich mein Vater deshalb be-

fragte, erwiederte er in seiner derben Weise: „Ach was? Ihr gebt ja nichts mehr zu essen und zu trinken! der bloßen Musik wegen komm ich nicht!“ — Man möchte die Antwort gern für einen bloßen, wenn auch nicht sehr feinen Scherz nehmen; allein — er kam wirklich nicht. — Es schien also in der That, als ob sein Interesse nicht so lebendig für die Sache war, als das meines Vaters. Dieser aber war dabei so eifrig und ernst, wie bei Allem was er unternahm. Er benutzte jede seiner Mußestunden, um für das Unternehmen zu wirken, und die Zeit auszunutzen verstand er meisterhaft. Er saß in seinem Comptoir, wo er meist selbst die wenigen Käufer befriedigte, die sich zu jener Zeit einfanden, beständig am Schreibtisch. War das abgethan, was ihm das Geschäft zu schreiben gab, so copirte er Noten, schrieb die Stimmen größerer Werke aus, oder setzte andere in Partitur oder arbeitete ähnliches was vorbereitend für die Conzerte geschehen mußte. Denn in jener Zeit wurde es den Musikfreunden noch nicht so bequem, daß sie für einige Thaler die größten Werke in Partituren und gedruckten Stimmen haben konnten, sondern, wie die Literatur vor der Buchdruckerkunst, mußte Alles handschriftlich abgethan werden. Daraus entstand mit die späterhin durch Verkauf an einzelne Liebhaber oder sammelnde Institute, wie das Joachimthalsche Gymnasium, so werthvolle Sammlung von berühmten Werken in Manuscripten, die die Handlung meines Vaters nachließ. — Auf solche Weise durchkämpfte er, sich in der Kunst so vertiefend als irgend möglich, den herben Ernst der Zeit. Und diese Entschädigung hielt ihn frisch, so daß er, wie wohl im Ganzen sorgenvoll, schwer gedrückt wie Jeder damals, doch für die Seinigen heitere Stunden hatte, scherzend im Umgang, immer voll warmer Theilnahme für alles Schöne in der Kunst, und besonders empfänglich für die schöne Natur war, wie ich ihn von frühesten Jahren an gekannt.

Dies letztere kam denn vorzüglich auch mir zu Gute. Wie wenig ich seine Hoffnungen erfüllte, wie streng er oft gegen mich war, er hing doch an mir als dem einzigen Sohn mit väterlicher Liebe. Meine Mutter durch ihr sanftes Vermitteln hat gewiß viel dabei mitgewirkt, indem sie die Beweise eines weichen, liebenden und feurigen Herzens, und geistiger Fähigkeiten, die ich ihr vorzugsweise gab, für mich geltend machte.

So geschah es denn, daß ich schon fast immer der Begleiter meines Vaters auf Spaziergängen, auch einige kleine Reisen, für damalige Begriffe vielleicht große, mit ihm machte. — Jener ersten nach Rheinsberg, deren ich gedacht, folgte eine zweite nach Dresden im Jahre 1811, von der ich einige Erinnerungen mittheilen will. —

Eilftes Kapitel.

Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz. Vorbereitungen dazu. Postfahrt. Die Nacht. — Sachsen. Wittenberg. Torgau. Meißen. Tharand. Dresden. Kirchenmusik. Die sächsische Schweiz damals. Rückfahrt nach Dresden und Berlin.

Es klingt heut fast wie eine Fabel und ist dennoch eine Wahrheit, wenn ich sage, daß damals die sächsische Schweiz in Berlin eine völlige terra incognita war. Dresden hatte natürlich seinen Elb-Athen-Ruf schon im vollsten Maaße, und es zog sogar noch durch ein frischeres historisches Interesse an. Die Verhältnisse aus dem siebenjährigen Kriege waren noch Manchem als Mitlebenden und Augenzeugen erinnerlich, und die in einer Beziehung glänzendste Epoche Dresdens aus der Zeit Augusts des Starken hatte sich gleichfalls in der mündlichen Tradition von Vätern und Großvätern noch lebendiger

erhalten als heut. Nicht so war es mit der sächsischen Schweiz. Man kannte diese Landschaft wohl ein wenig, so weit sie die Elbe berührte, aus den Operationen des siebenjährigen Krieges; allein als Reiseziel war sie noch sehr selten hervorgetreten.

So waren denn auch nur Einzelne bis in ihre Felsenthäler vorgedrungen. Der Besitzer der besten und vollständigsten Leihbibliothek, Herr Kralowski, war es, welcher uns einen schriftlichen Reisebericht gab, den ich im Auftrag meines Vaters copirte, und der uns als Marschroute dienen sollte. Er enthielt die Weisung zu der, lange Zeit fast einzig üblichen Bereisungsweise, über Pillnitz nach dem Porsberg, dem Liebethaler Grund, nach Lohmen, Ottowalde, der Bastei, Wehlen oder Rathen, Schandau, dem Kuhstall, den Winterbergen, dem Prebischthor u. s. w. zu gehn. Ist mir irgend ein geistiges Erbtheil von meinem Vater und meiner Mutter geworden, so ist es dieser innerste Hang zum Genuß der Natur, diese wahrhafte Wonne, die mir noch heut — und auch schon damals — aus Weilen und Schweifen in Feld und Wald, Thal und Gebirgen erwächst.

Man reis'te in jener Zeit freilich etwas anders als jetzt. — Mit der ordinären Post (damals der gestempelte Ausdruck) fuhren wir von Berlin ab. Ein, was schon sybaritischer Luxus bei der ordinären Post war, bedeckter Wagen nahm uns auf. Die Sitze mit Lehnen gepolstert, mit glattem Leder überzogen; der Wagen ohne Federn, zugleich in seinem Innern, im Hintergrunde, viele Gepäckstücke enthaltend, die mit zum Anlehnen benutzt wurden. (Auf Nebenstraßen gab es meist nur halb, oder ganz unbedeckte Wagen). Man saß nicht allzuweich, doch für einen so jungen Reiselustigen wie mich, wundervoll; und das starke Stoßen und Schütteln war muthmaßlich gesunder als die jetzige nervenbetäubende Zitterbewegung des Eisenbahncoupés. Einige Frist, Land und Leute kennen zu lernen, hatte man auch. Selten wurde im mäßigen Trabe

gefahren, nur auf ganz ebener Chaussee; bei geringen Erhebungen der schwerfälligste Schritt. Die Fahrzeit bis Zehlendorf — wir nahmen unsern Weg über Potsdam nach Wittenberg — war drei Stunden; dort anderthalb Stunden Aufenthalt, weil auf jeder Station alles Gepäck gezählt, und somit der ganze Postwagen umgeladen wurde. Daher gelangten wir denn Morgens um acht oder neun Uhr ausgefahren, auch am späten Abend schon wohlbehalten nach Belitz, dem Städtchen drei Meilen hinter Potsdam, wo im Rathskeller — damals fast immer das einzige erträgliche Wirthshaus der kleinen Städte — ein mir herrlich mundendes Abendessen, der Kalbsbraten (der für die ganze Woche in Vorrath war) gegessen wurde. Gegen zehn Uhr fuhren wir weiter nach Treuenbrietzen. Aufs äußerste war ich gespannt, wie sich die Nacht gestalten werde in Wald und Feld, denn noch nie hatte ich eine ganze Nacht im Freien zugebracht. Ich konnte sie mir gar nicht finster genug vorstellen. Aber siehe, die Sommerdämmerung, die sich, eine damals von mir noch ungekannte Erscheinung die ganze Nacht im röthlichen Schimmer wahrnehmen ließ, zerstörte meine Illusion von der ganz unglaublich dichten Finsterniß und den schauerlichen Eindrücken und allenfalls Abentheuern, und ich fand dieses erste erhoffte Reisewunder sehr unter meiner Erwartung. Dagegen betrachtete ich Treuenbrietzen, dessen Namensgeschichte ich kannte, die alten Mauern und den Thorthurm mit ehrfurchtsvoller Spannung. Wir hatten diese Stadt nach einer Nachtfahrt von fünf Stunden auf den zwei Meilen tiefsten Sandweges in der ersten Morgenfrühe erreicht und verließen sie als eben die Sonnenkugel glutroth am Horizont aufstieg. Ungemein merkwürdig waren mir auch die Rinnsteine der Stadt, in denen helles, fließendes Wasser rann, gegen die verstockten Berliner Rinnen.

Ich weiß nicht, welcher Gattung von Gefühlen ich das

zuschreiben soll, welches mich durchdrang, als wir nach einigen Stunden die sächsische Grenze erreichten, und ich mich nun in einem fremden, so berühmten Lande befand! Ich verlangte durchaus, daß Alles wie in einer andern Welt aussehen müsse, und das Auge sah, was die Seele wollte. Jedes Dorf erschien mir von merkwürdiger Eigenthümlichkeit. Einiges war auch anders wie bei uns in der Mark; einen ganz außerordentlichen Eindruck aber machte es auf mich, daß die Wege öfters mit Obstbäumen besetzt waren, die zum Theil voll der schönsten reifen Kirschen hingen. Ein solches Land, wo man wie ich mir einbildete, das Obst von der Landstraße unentgeltlich verzehren könne, wie zu Haus bei uns die Erd- und Himbeeren im Walde, erschien mir wie ein Stück Traum aus dem goldenen Zeitalter der Welt, wo Milch und Honig fließt.

Zu Mittag erreichten wir — am zweiten Tage — Wittenberg. Hier gab es außer den wirklichen, so höchst interessanten Sehenswürdigkeiten der Stadt, noch unendlich viele für mich in specie. Ich speiste zum ersten Male an einer table d'hôte, was mir ganz ausnehmend feierlich vorkam. Daher erstaunte ich höchlichst, daß ein einzelner Reisender (es war ein Hypochonder aus Königsberg) sehr viel an den Speisen auszusetzen hatte, und mehrmals zurückgab, was mir so trefflich mundete. Ich sah ferner zum erstenmal in meinem Leben Studenten; denn damals war Wittenberg eine Universität. Ehrfurchtsvoll betrachtete ich die jungen Männer, die mit Büchern oder kleinen Mappen unterm Arm, über den Markt schritten. Daß mich nun vollends die Luther-Denkwürdigkeiten ganz und gar erfüllten, und ich einen Splitter von seinem Tisch als wahre Reliquie mitnahm, um sie mit Stolz nach Haus zu bringen, begreift sich von selbst. Ebenso gehörte der Anblick einer Festung — wir machten einen Spaziergang über den Wall, und über die Elbe — zu den erstaunenswürdigsten

Dingen für mich. So fand ich denn Merkwürdigkeit über Merkwürdigkeit in dieser Stadt, und es bedurfte des langen Sommer-Nachmittags, um Alles in Augenschein und in die Seele aufzunehmen. Reiste man damals aber nicht vernünftiger, ersprießlicher, als heut, wo Alles, was man von dieser denkwürdigen Stadt an- und aufnimmt, in einer Tasse Kaffee oder einem Butterbrot auf dem Bahnhof besteht? Die Langsamkeit des Damals hatte ihr Unbequemes, aber auch ihr sehr Gutes; ihr Lästiges, aber auch ihr sehr Behagliches. — Anderen Morgens — die Post hatten wir verlassen — fuhren wir auf einem Bauerwagen, auf wohlgestopften Säcken sitzend, über Torgau nach Meissen. Doch war der Weg nicht in einem Tage zurückzulegen. Wo wir übernachteten weiß ich nicht mehr genau, allein es muß in einem kleinen sächsischen Städtchen gewesen sein, etwa in Pretsch. Ich weiß nur mit Bestimmtheit, daß wir in Torgau Mittag gemacht, wobei ich Stadt und Festung in flüchtigen Spaziergängen kennen lernte, und seitdem nie wieder betreten habe. Ein Eindruck ist mir nicht davon geblieben, wohl aber der unvergeßlichste von Meissen, welches wir am folgenden Mittage erreichten. Noch heut könnte ich die Landschaft malen (und mein Entzücken darüber werde ich nie vergessen) wo der Weg zuerst in das Elbthal einbiegt, die grünen Berge sich rechts erheben, links der prächtige Strom daherrauscht. Eine Kirche, auf der Höhe erbaut, überragt das Dorf an diesem Eingang. Der Anblick belebte sich noch heiterer durch gedeckte Tische auf dem grünen Hügel unter schattigen Bäumen; es fand gerade eine Hochzeitfeier statt. Das anmuthige Bild blieb so in mir haften, daß, als ich nach dreißig Jahren desselben Weges kam, es in allen Zügen so wieder erkannte, als hätte ich es Tages zuvor erst in mir aufgenommen. Wir erreichten Meissen, dessen Merkwürdigkeiten mich noch lebendiger ergriffen als die Wit-

tenbergs, obwohl ich damals die Porzellanfabrik nicht sah. Ich schwamm in Entzücken über die reizende Landschaft, über die mir ganz neuen Weinberge; mein Staunen über das Schloß, die Kirche, den schwindelnden Zackenthurm war unbeschreiblich. Und dennoch, wie Kinder sind, fast eben so glückselig war ich durch den Umstand, daß ich hier für einen Groschen wenigstens dreimal so viel und dreimal trefflichere Kirschen kaufte als in Berlin.

Von nun an begann die Fußreise, auf die ich mich vorzüglich freute. Wir gingen am Nachmittag von einem Boten begleitet, ab. Es erfüllte mich mit wunderbarem Gefühl, daß die blauen Bergkuppen am Horizont, wie der Führer uns sagte, der Oberlausitz gehörten; eine Provinz, deren Namen ich wohl in der Geographiestunde gehört, die mir aber als etwas so Fremdes, Fernes erschien, daß ich es gar nicht fassen konnte, ihre Bergspitzen vor mir in blauen Duft gehüllt zu sehen. — Wir, übernachteten in einem Städtchen, dessen Namen ich vergessen und gingen am andern Morgen früh aus nach Tharand zu! Etwa gegen acht Uhr erreichten wir dieses liebliche Thal in einer Weise, daß wir uns ganz plötzlich darin befanden. Mein Entzücken kannte keine Grenzen! Wir beschauten, nachdem wir etwas geruht, natürlich alle dortigen Merkwürdigkeiten, die sich mir ganz unvergeßlich einprägten, so daß sie mir, da ich neun Jahre später, schon Offizier, mit zwei Freunden, die ich später viel nennen werde, wieder dahin kam, ganz in der Weise erschienen, wie damals. — Wir aßen in Tharand zu Mittag, und gingen dann Abends von einer Frau begleitet, die unsere Sachen trug, und die mir wegen des Kropfes, den sie hatte, äußerst merkwürdig erschien, nach Dresden, wo wir mit dem Dunkel eintrafen. Mein Vater hatte die Einrichtung gerade so getroffen, damit mich am andern Morgen die schöne Stadt desto mehr überraschen sollte. Er erreichte seinen Zweck. Denn

am ersten Abend war ich doch so ermüdet, daß ich schon deshalb, wenn es auch nicht bereits dunkel gewesen wäre, keinen Eindruck in mich aufgenommen haben würde. — Um so lebendiger war derselbe am anderen Morgen. Wir waren im goldenen Engel eingekehrt. Schon der Blick, den ich in der Frühe aus dem Fenster that war mir sehr merkwürdig. Die Häuser waren so ganz anders als bei uns; hoch, sechs und mehr Stockwerke! Eins davon erregte meine Aufmerksamkeit ganz besonders, da es zu seinen sechs Stockwerken noch viermal im Dach gebrochen war! Ich kann noch jetzt Dresden nicht besuchen, ohne mir, wenn es irgend möglich diese Jugendmerkwürdigkeit, die noch unverändert besteht, mit lächelnder Erinnerung zu beschauen.

Ich will den Leser nicht damit ermüden, ihm die allbekannten Sehenswürdigkeiten aufzuzählen, die wir nunmehr beschauten. Meiner kindischen Fassungskraft entsprechend, machte natürlich fast alles dasjenige den größten Eindruck auf mich, was mich jetzt ziemlich unberührt läßt. Einen besonderen Zauber übten die historischen Erinnerungen. Den Palast des Grafen Brühl mit der schönen Terrasse (damals existirte der prächtige Treppen-Aufgang noch nicht) betrachtete ich mit ganz besonderem Interesse, weil mir von dem Erbauer soviel bekannt war. Im Ganzen war es vorzüglich immer das Gefühl staunender Verwunderung, das ich empfand; ich konnte mich gar nicht überreden, daß ich wirklich in der berühmten schönen Stadt sei, so entfernt von der Heimath, mitten unter den Herrlichkeiten von denen mir schon in den frühesten Jahren Aeltern und Lehrer so viel erzählt hatten! —

Einiges über die damaligen Zustände wird nicht ohne Interesse für die jetzt Lebenden sein. — Das lange Jahre so berühmte und beliebte Findlatersche Etablissement, welches jetzt verschwunden ist, um den unvergleichlichen Palästen des Prin-

zen Albrecht von Preußen Platz zu machen, war damals eben im Bau. Der erste Besitzer und Begründer war ein reicher Engländer, hatte diesen Platz als einen der schönsten, die ihm auf allen seinen Reisen vorgekommen, gewählt. Er setzte vieles Geld daran, um einen Landsitz zu schaffen, der für die damalige Zeit das Höchste an Glanz und Behaglichkeit darbot, was die Vorstellung sich nur träumen konnte. Es schien ein Bau zu sein, der vielen Geschlechtern noch als Vorbild des Schönen vor Augen stehen sollte. Und kaum vier Jahrzehende sind dahingegangen und er ist bis auf die letzte Spur verschwunden; selbst der Name ist schon so gut als ganz verklungen! Das sind menschliche Hoffnungen und Schöpfungen! —

Die Messe in der katholischen Kirche damals unbesucht zu lassen, wäre ein Unerhörtes gewesen. Es war das vorzüglichste von Kirchenmusik, was jene Zeit kannte, zumal für die Bewohner Berlins, denen nichts ähnliches geboten wurde. Natürlich führte mich mein Vater auch dorthin. Der Castrat Sassarolli sang den Sopran; er ist der erste und letzte Castrat den ich gehört, da die Berliner Castraten Tombolino und Concialini, damals schon aufgehört hatten, sich öffentlich hören zu lassen. Ich entsinne mich, daß Sassarollis einst so berühmte Stimme, (damals schon etwas im Abnehmen) mir zwar einen sehr schönen Eindruck machte, doch nicht ohne Beimischung einer gewissen Weichlichkeit, die mir mißbehagte. Belobt wurde ich von meinem Vater, weil ich gehört hatte, daß er bis $\bar{\bar{a}}$ gesungen, beim Aushalten dieses Tones aber ein wenig gesunken war.

Wie der Besuch der Messe eine geheiligte Sitte für die Fremden war, so durfte es auch von denselben nicht versäumt werden, die königliche Familie auf ihrem Wege, von der Kirche zum Schloß in der hölzernen Gallerie, welche beide Gebäude verband, vorüber gehen zu sehen, und ehrfurchtsvoll zu begrü-

ßen. Dort sah ich den König Friedrich August zum ersten Male. — —

Das Linksche Bad existirte schon. Der große Garten wurde viel besucht; auch das Thal gegenüber, der Plauensche Grund. Doch von einem Waldschlößchen und von den vielen schönen Anbauten an den Elbufern über das Linksche Bad hinaus, war noch nicht die Rede.

Einige Tage verweilten wir in Dresden. Dann wurde die Reise in die sächsische Schweiz angetreten, nachdem wir noch bei Freunden meines Vaters, vorzüglich Musikern (Maria Weber war damals aber noch nicht in Dresden), alle möglichen Erkundigungen über die zweckmäßigste Bereisung eingezogen hatten.

Wir traten die Wanderung von Dresden aus zu Fuß an. Wie die Eintheilung des ersten Tages war, weiß ich nicht mehr genau; wir besuchten Pillnitz, mir, da ich schon als fünfjähriger Knabe das seltsame Schloß in einer Abbildung in Bertuchs Modejournal mit großer Verwunderung angestaunt hatte, von höchster Merkwürdigkeit. Ich glaube wir übernachteten dort. Der erste Punkt der sächsischen Schweiz selbst, dessen ich mich zu erinnern weiß, war der Liebethaler Grund und die Mühle daselbst, wo wir Morgens eintrafen und mich an dem heißen Tage ein kühles Glas Milch besonders erquickte. Aber auch die romantische Lage der Mühle erfüllte meine Seele ganz und gar. Schon der Plauensche Grund hatte mich so entzückt; diese Felsen dünkten mich aber doch noch viel schöner, viel steiler, kühner, und bloß darum bewunderungswürdiger. Ich ärgerte mich über unseren Führer, der beständig bei meinen staunenden Ausrufen antwortete: „Bagatelle!“ (Packtell sprach er sächsisch) „das Alles ist nichts, es wird ganz anders kommen!“

Ob wir in Lohmen über Nacht gewesen weiß ich nicht.

Wohl aber, daß ich, als wir das Dorf verließen, beim Uebergang auf einem Brett über einen Graben mit gemauerten Kalkstein-Böschungen ausglitt und einen Fall that, bei dem ich mir das Schienbein so zerschlug, daß es eine breite Wunde hatte. Die Wanderung wurde nichtsdestoweniger fortgesetzt, und wir gelangten durch die bekannten Felsgründe, die damals genau so aussahen als jetzt (nur die Pfade sind jetzt gebahnter), auf die Bastei. Dort aber sah es keinesweges so aus als jetzt. Hier ließ sich wahrnehmen, daß dieses Gebirge damals nicht nur von Berlin aus, sondern selbst von Dresden her, unvergleichlich weniger besucht werden mußte als jetzt. Denn schon der Weg dahin ging durch ganz öden, fast unbetretenen Wald. Der Fußsteig verschwand in den hohen Farrenkräutern oft ganz, die Steintische, an denen der Kurfürst August der Starke bei einer Jagd gefrühstückt, lagen in tiefster Wildniß und Waldeinsamkeit! Ueberhaupt begegnete man keiner Seele dort oben. Diese Einsamkeit erhöhte den romantischen Reiz ungemein. Auf der Bastei selbst keine Spur einer Anlage, um etwa Besucher aufzunehmen. Man betrat die kahle Felsplatte, ohne Geländer, mit dem Stock des Gebirgs nur durch einen etwa anderthalb Schuh breiten, sechs Schuh langen, behauenen Sandsteinblock verbunden, auf dem man eine ziemlich tiefe Schlucht überschritt. Auf der Felsspitze selbst mußten wir uns niederlegen, da der Sturm (es war an einem Tage mit rauhem Strichregen) uns sonst leicht hätte hinabstürzen können! So einsam, so wenig besucht, war im Jahr 1811 diese merkwürdige Felsspitze noch, die jetzt einem Kaffeegarten dicht vor Dresdens Thoren gleicht, durch die Zaubermacht der Dampfkräfte auf Fluß und Eisenbahnen! — Als ich im Jahre 1819 (auf der schon oben erwähnten Reise) sie wieder besuchte, war ein kleines Bretterhäuschen, etwas rückwärts im Walde erbaut, wo man Schutz vor dem heftigen Regen und eine ein-

fache Erquickung finden konnte. Eine Verbindung der Felsspitze mit den anderen steilen Klippen, durch Brücken über die Abgründe, war damals noch nicht vorhanden. Diese, dächte ich, hätte ich im Jahre 1821 zuerst wahrgenommen. So haben sich allmählig die schönen Anlagen und behaglichen Ausstattungen hergestellt, die jetzt den Fremden dort begrüßen. Es ist heut zu Tage viel bequemer, es weilt sich behaglicher, übernachtet und wohnt sich reizend dort oben! Doch bei alle dem, ich kann den Reiz der tiefen romantischen Einsamkeit des Gebirgs, den Zauber der Wildniß, der sich damals darbot, nicht vergessen! Wohin soll man aber jetzt, um solche Reize aufzusuchen? Zur Einsamkeit ist bald in der Welt, mindestens in der europäischen, kein Raum mehr! Und die Segnungen des Gemüths, der Seele, ja der scharfen Geisteskräfte die sie verleiht, die nur — wie die tiefen, ahnungsvollen Träume und Anschauungen der Anachoreten — in ihrem Schutz gedeihen, sie scheinen ganz natürlich eben so aus der Welt schwinden zu wollen!

Allein ist das ein Fortschritt? Wenigstens ist diese Abschweifung zu solchen Betrachtungen der Einsamkeit hierüber keiner in dieser Reiseskizze. Ich muß ihrem Ende zueilen. Der Abend führte uns nach Stadt Wehlen, wo wir auf dem Schützenhause übernachteten. Die Erinnerung davon ist mir innigst getreu geblieben. Der schönste Abend war dem mit Reizen gemischten Tage gefolgt; die Sonne glühte die Berge an, der Purpur leuchtete aus dem Strom wieder. Wir verzehrten unser Abendbrot vor dem Hause, im Freien. Ich badete den zerschlagenen Fuß in einem Gefäß mit Wasser, und legte fortdauernd kühlende Umschläge auf. Den Tag über hatte mich der Schmerz nicht gelähmt, jetzt schien es aber doch, als würde er mich am Gehen hindern. Mein Vater sagte mir, wenn ich nicht gehen könne, so wolle er mich im Wirthshause

zu Wehlen lassen, die Reise allein fortsetzen und mich nach zwei oder drei Tagen auf dem Rückwege wieder abholen. Ich war so vernünftig einzusehen, daß es falsch und unrichtig gewesen sein würde, wenn er selbst die große Erquickung, die Kenntniß und den Genuß der Schönheiten des Gebirgs aufgegeben hätte, nur weil ich die Freude nicht mehr mit ihm theilen konnte. Ich glaubte mich am andern Morgen fähig dazu, und war es! Ich machte die Wanderung nach Schandau, und von dort den bekannten Rundweg tapfer mit; der Fuß war kein Hinderniß. Das ist die Heilkraft der Jugend! Später, als siebzehnjähriger junger Soldat, lähmte mich ein solcher Fall mit Beschädigung des Schienbeins mehrere Wochen, und ein viel geringerer, den der dreiundfunfzigjährige Mann that, machte ihn drei Monat unfähig zum Gehen! O die Jugend! „Prends tout ton or, et rends moi mes beaux jours!“ singt Béranger, — wer gäbe ihm nicht Recht?

Von unserer weiteren Wanderung erzähle ich nur, daß es auf dem großen Winterberge eben so unwirthlich war, als auf der Bastei. Kein Haus, das ginge an! Aber keine Aussicht, das war übler, denn der hohe, dicht verwachsene, nirgend hin gelichtete Wald, gestattete sie nur sehr lückenhaft und dürftig. Außerdem trafen wir das schwerste Regenwetter, so daß wir den Weg nach dem Prebischthor aufgaben, und gleich vom Winterberge nach Herniskretscham, schon damals das Endziel dieser Wanderung, zurückkehrten. Eine Gondel brachte uns nach Schandau zurück. Hier, wo wir auf dem Bade wohnten, trafen wir mit einem meiner Lehrer, von dem ich oben ausführlicher gesprochen, dem Prediger Spillecke zusammen: ein Begegnen, das den Schüler ganz besonders erregte und erfüllte. Auf dem Kuhstall waren wir schon Tags zuvor mit einem Bekannten, ja berühmten Berliner, dem ausgezeichneten Arzt der französischen Colonie, Geheimerath Formey, zusammengetroffen;

ein Abkomme des Geistlichen, der zur Zeit Friedrichs des Großen, am Hofe der Königin zumal, eine ausgezeichnete Stellung einnahm, und durch seine Originalität zu mancher in Memoiren aufbewahrten Anekdote Anlaß gegeben hat. —

Am nächsten Morgen fuhren wir gleichfalls mittelst einer Gondel, nach Dresden zurück, ohne uns weiter irgend aufzuhalten; der Königsstein durfte damals nicht ohne weitläuftige Formalitäten besucht werden. — Sehr lebhaft erinnere ich mich der Reisegesellschaft; es war eine adliche Dame mit ihrer Tochter, einem sehr hübschen achtzehnjährigen Fräulein, die in Schandau gebadet hatten, und jetzt nach Dresden zurückkehrten. Die junge, schöne Dame erfüllte mich mit jener eigenen Beklemmung die oft schon im Knaben eine Vormahnung der Bewegungen bildet, die später den Jüngling ergreifen. Ich konnte mein Auge gar nicht von ihr wenden, hätte gern etwas Großes für sie gethan, wenigstens mich irgend wie in ihren Augen ausgezeichnet. Dies letztere gelang mir zwar, aber nicht in der erfreulichsten Weise. Ich wechselte, müßig, unstät und ungeschickt wie Kinder sind, oft den Platz im Schiff, und setzte mich bald hierhin, bald dorthin. So auch ungeschickter Weise einmal auf ein ausgebreitetes Papier mit den schönsten Kirschen. Noch höre ich die helle Stimme des jungen Mädchens, die indem ich die unglückliche Bewegung machte, ausrief: „die Kirschen, die Kirschen" ~~(mit langem i)~~ — doch, es war zu spät! Ich hatte mich schon niedergelassen, und dies weiche Polster großentheils zerdrückt! Mein Schreck und meine Beschämung waren groß! Die letzte um so mehr, als auch die zerdrückten schwarzen Kirschen verwünschte Spuren auf meinen hellgrauen Beinkleidern zurückgelassen hatten, über die mein Vater, nachdem der erste Unwille über meine Ungeschicklichkeit vorüber war, seinen neckenden Spott zur gerechten Bestrafung für mich begann.

Ich glühte fast so dunkel vor Schaam, wie die Kirschflecken auf der antipodischen Gegend meines Angesichts! —

Indeß, auch so etwas überwindet die Jugend! Der Schreck ging still vorüber, das schöne Fräulein blieb freundlich und liebenswürdig gegen mich, sie mochte wohl etwas Mitleid mit mir haben, und die Fahrt vollendete sich glücklich ohne weiteren Unfall, doch bei fortdauerndem Regenwetter. — — Erst am späten Nachmittag legte der Nachen in Dresden an. — Andern Tages traten wir die Rückreise an, und versuchten nun die sächsische Post. Ein Beweis, wie viel gleichgültiger man gegen das Ende einer solchen Reise ist, als am Anfang, liegt darin, daß ich von der Rückreise fast gar keine Erinnerung habe. Nur daß wir, ich weiß nicht weshalb, die Post verließen, ein Nachtlager in dem kleinen Städtchen Baruth, sieben Meilen von Berlin nahmen, in einem Gasthause beim Fleischer, das sich nicht des besten Rufs erfreute, und ihn auch durch unsere Aufnahme nicht verbesserte. Denn ein Reisegefährte, den wir gefunden, ein Assessor Schulz, sagte uns voraus, daß wir dort mit verdorbenem Fleisch bewirthet werden würden. Diese Prophezeiung traf richtig ein. Auf einem Bauerwagen, wie von Wittenberg nach Meißen, vollendeten wir die Rückreise nach Berlin anderen Tages. Voll freudigen Herzens traf ich mit dem Vater gegen Abend wieder vor unserer Thiergartenwohnung ein, und sprang rasch vom Wagen um die Mutter und Geschwister zu begrüßen, deren Wiedersehen mich nach so langer Trennung und ereignißreicher Zeit, mit höchster Freude bewegte. Daß der jugendliche Mund von Erzählungen des Erlebten, wovon das Herz so voll war, überfloß, — daß ich mit Stolz die mancherlei mitgebrachten Merkwürdigkeiten vorzeigte, meine kleinen Geschenke an die Schwestern glückselig vertheilte — wem soll ich das noch erzählen? ....

Zwölftes Kapitel.

Unser Theater. Schauspieldirector Butenop. — Kotzebue. — Emilie Butenop, spätere Anschütz. — Unsere Ritterspiele. Othelrich von Böhmen.

Um das Bild meiner Jugend zu vervollständigen, füge ich hier ein Blatt über die sonstigen, vorzüglichsten Entzückungen ein, die mir diese Jahre bis zu einer sehr ernsten Krisis, auf die ich bald kommen werde, erheiterten. Wie ich schon erwähnt, war die Wohnung meiner Eltern sehr groß; sie nahm die ganze mittlere Etage von 9 Fenstern Front, nebst beiden Flügeln auf den Höfen ein, sammt dem Quergebäude, welches diese Höfe trennte, wo vor dem Jahr 1806 die Druckerei befindlich war. Der eine Flügel des zweiten Hofes aber enthielt einen Raum, der für uns Kinder die köstlichsten Genüsse darbot — ein Theater! In Zeiten, die fast ganz außerhalb meiner Erinnerung liegen, hatten Privatpersonen zuweilen einzelne Stücke dort aufgeführt. Nur eine Darstellung des Kotzebueschen Stückes: „Das Kind der Liebe" steht mir noch dunkel vor der Seele. Allein etwa in mein achtes oder neuntes Jahr fiel eine Periode der Benutzung dieses Theaters, die mir vielfache Erinnerungen zurückgelassen, und vielleicht nicht unbedeutend zu meinen späteren geistigen Lebensrichtungen beigetragen hat. Der Schauspieler Butenop, ein in der Theatergeschichte nicht unbekannter Mann, hatte die kleine Bühne gemiethet, und gab dort einen ganzen Winter lang, ich glaube sogar mehrere mit seiner, aus einigen, hauptsächlich aus seiner Familie bestehenden Mitgliedern, Lust- und Schauspiele und sogar kleine Opern. Mein Vater hatte sich bei der Vermiethung die sogenannte Loge vorbehalten, ein Raum, der zu unserer Wohnung gehörte, als eine Art Vorkammer an die Hinterwand des Parterres stieß, oben mit Schub-Glasfenstern versehen war, unter denen sich ein hölzernes Gerüst befand auf welchem die

Stühle standen, von denen aus man die Vorstellung durch jene Glasfenster, die zurückgeschoben wurden, behaglich mit ansehen konnte. Unsere Familie und unsere Freunde und Bekannte benutzten diesen für etwa 8 oder 10 Personen eingerichteten Raum an jedem Abend wo gespielt wurde, und es war für uns Kinder natürlich keine geringe Freude, auf solche Art die, schon die zarteste Jugend so spannenden und reizenden Theaterfreuden zu genießen. Ob uns das heilsam war, lasse ich dahingestellt. Außerdem fand ich mit meinen Spielgefährten auch bald Eintritt in den Parterre-Raum selbst; wir gehörten gewissermaßen zum Hause, verkehrten wo und wie wir wollten, und man ließ uns zumal an Tagen, wo der Besuch nicht stark war, frei passiren. So schaffte ich denn manchem Freund und Nachbarsohn freies Theater, wofür diese mir wieder andere Vortheile zukommen ließen. Sogar das königliche Theater, oder vielmehr das Nationaltheater öffnete sich mir dadurch bisweilen, indem einer dieser Spielgefährten, Louis Lagnac genannt, der Sohn eines unter Iffland bei der Bühne angestellten Maschinenmeisters, eines in seinem Fache sehr geschickten Mannes, war, und mich vermöge dieses Verhältnisses öfter mit in die große Bühne nahm, wo wir im Souffleurkasten unsere Plätze fanden. Namentlich das Ballet „Arlequin im Schutz der Zauberei" habe ich von dort aus mit Entzücken gesehen.

In unserm häuslichen Theater nun wurden hauptsächlich nur Stücke von Kotzebue gegeben, der damals die deutsche Bühne mehr beherrschte, als jemals ein Autor nach ihm. Da außerdem mein Vater in seiner zu der Buch- und Musikhandlung gehörigen, nicht sehr bedeutenden Leihbibliothek in achtzehn oder zwanzig Bänden alle damals gedruckten Stücke Kotzebues besaß, die ich mit Begierde las, so lernte ich diesen Autor genauer kennen, als vielleicht zu verlangen und zu wünschen

gewesen wäre, sogar von einem künftigen Literaten. Es hat sich mir aber dadurch die Macht, die er auf die Masse übte, mittelst eigener Erfahrung völlig erklärt. Es war das Geschick, eine äußerliche Spannung zu unterhalten, die Lustspiele mit wohlfeilem aber allverständlichen Witz, die ernsten Dramen mit eben so allzugänglichen Gemeinplätzen im Ausdruck edler, rührender Gesinnungen zu würzen, ferner die Gewandtheit mannigfaltige, äußerlich gezeichnete Figuren leicht hinzustellen, die im ersten Augenblick, und bei flacher Auffassung für Charaktere gelten. — Alles das und Manches Andere, worauf hier nicht näher einzugehen ist, mußte ihm die Herrschaft sichern. Es war das höchste Talent im Gebiet der Flachheit; für Kinder, die einer tieferen Auffassung noch nicht fähig sind, daher unbedingt ein staunenswürdiges. Mußte schon dieser Reiz ein sehr fesselnder sein für uns kleine Bühnenbesucher, so fand sich noch manches andere verlockende Verhältniß daneben ein. Wir konnten die kleine bunte Scheinwelt der Lampen und Decorationen auch in ihren inneren Verhältnissen durchstöbern, das Getriebe der Maschinen hinter den Coulissen sehen, mit den Darstellern und Darstellerinnen verkehren, und dergleichen. Für Kinder verliert sich dadurch der Nimbus keineswegs. Ihre Phantasie ist noch so leicht beweglich, daß der Held, den sie eben in der Coulisse als guten Bekannten gesehen, mit ihm geplaudert, so wie er mit Helm und Schwert auf die Bühne tritt, sie doch mit der ganzen Kraft der Illusion fesselt. Sie vertragen das Wunder und seine Erklärung, ohne daß eins dem andern schädlich werde. — Unter den mancherlei Erinnerungen aus dem Repertoir dieser Bühne, wie Kotzebues Wildfang, die Pagenstreiche und ähnliche Stücke die mich unbeschreiblich ergötzten, sind mir doch auch einige werthvolle geblieben, die sich so leicht nicht auf anderem Gebiet hätten erwerben lassen. Ich erinnere mich z. B. sehr wohl der athemlosen Spannung und tiefen Er-

schütterung, mit der ich Lessings Philotas dort gesehen; und Hillers naive, oft so originelle Opern, die Jagd, den Erntekranz, habe ich dort gehört, und lebendig in mich aufgenommen. Ich möchte diese Eindrücke nicht aus meiner musikalischen Bildungsgeschichte gestrichen wissen. —

Der mir damals liebste Gewinn in diesen Bühnenverhältnissen aber war der einer kleinen Freundin, zu der ich mich, nach kindlicher Weise, innig hingezogen fühlte. Sie war die jüngste Tochter des Unternehmers, Louise Butenop, ein reizendes Kind von etwa zehn Jahren, welches schon mit großem Glück kleine naive Rollen, sogar das Röschen in der Jagd spielte, wobei sie das Schlummerliedchen am Spinnrade mit ungemein süßer Stimme sang. Diese kleine Künstlerin ist später eine große geworden, die als Soubrette so berühmte Frau Anschütz in Wien, die Gattin des berühmten tragischen Darstellers. Nach langer Reihe von Jahren sah ich sie dort wieder, und wir erfreuten uns der Erinnerung an diese Kinderzeit, wo ich ihr manchen Bonbon, manchen Apfel zum Geschenk gemacht, und einmal ihre größte Freude durch ein buntes Osterei erregte, das ich ihr, als mein Vater den ihrigen in seiner Wohnung besuchte, mitbrachte. Sie saß, nach einer mir selbst damals ungewohnten und auffallenden, in dieser rechtlichen Familie aus der Provinz löblich heimischen Sitte, als ich eintrat, in einem weißwollenen Unterröckchen, fleißig .... am Spinnrade. Das reizendste Bildchen was man sehen konnte! Es nahm mich Wunder, sie hier in der Wirklichkeit verrichten zu sehen, was sie auf der Bühne als Röschen in der Jagd so zierlich that. —

Dieses Butenopsche Theater hatte uns Knaben, mir und meinen Nachbarfreunden, sowie meinem Vetter Häring, denn die größte Neigung erweckt, uns selbst als Darsteller zu versuchen. Die Keime zu dieser Unternehmung wurzelten schon lange vor-

her. Wir besaßen, wie viele andere Kinder, selbst kleine Theater, zu denen wir uns Decorationen und Figuren mit Eifer malten. Es war mein tägliches Spiel mit Häring, der viel mehr Geschick im Zeichnen und Malen besaß als ich, und den ich, als ein seltenes Talent darin anstaunte. Später übertrug sich dieses von den kleinen Holztheatern auf den jugendlichen Schauplatz unserer eigenen Thaten. In einer Krankheit wurde ihm von seiner Stiefschwester der Götz von Berlichingen vorgelesen; ich war zugegen. Weniger das Stück als die ritterliche Welt, die es abspiegelt, entzückten ihn im höchsten Maaße. Mich weniger, wie ich zu meiner Beschämung bekennen muß; mich reizte das Griechenthum, die Helden des Homer ungleich stärker, als die derben deutschen Ritter. Doch in meinem Vetter war der Eifer dafür so lebhaft geworden, daß er nicht ruhete, bis ihm gleich in den nächsten Tagen ein Helm von Pappendeckel, und eine Waffenrüstung gefertigt war. Diese Wendung nahm denn auch meinen Antheil in lebhaften Anspruch; wir fertigten uns mit Hülfe einiger schon älteren und geschickteren Freunde, mit größtem Eifer Waffenstücke dieser Art an. Besonders war einer unserer Bekannten, Köpke mit Namen, geübt in solchen Arbeiten. Ein Helm von ihm galt für ein Meisterstück! Wir zahlten ihm sogar solche Arbeiten aus unserem Taschengelde gut, und thaten es gern. Mit diesen Waffenrüstungen wurden nun allerlei Phantasiespiele ausgeführt, an denen der mehrgenannte Nachbarfreund Ludolff, Theil nahm, der sich zu meiner großen Bekümmerniß mehr zu Häring hinneigte, als zu mir, wodurch mir die erste Empfindung von den Qualen der Eifersucht in der Freundschaft wurde, welche der, jede Richtung des Gemüths und Herzens so tief ergründende Jean Paul im Hesperus und Titan mit so meisterhafter psychologischer Kenntniß schildert. Ich habe dort mich selbst in diesen frühesten Jugendgefühlen empfunden. Inzwischen that dieses mehr in

Aufwallungen hervortretende als beharrlich andauernde Leid unsern gemeinsamen Spielen doch wenig Eintrag. Wir legten uns Ritternamen bei, stifteten Orden, erfanden romantische Verhältnisse, richteten uns sogar Burgen und Schlösser ein, wozu nicht nur die geräumige älterliche Wohnung, sondern noch andere Schauplätze sich uns leider darboten. Ich sage leider, denn wir gewannen sie als unser frohes Eigenthum durch den traurigen Ernst der Zeit. In Folge der Kriegsverhältnisse standen nämlich einige Wohnungen im Hause meines Vaters leer, und es war uns gelungen, durch ein zufällig offen gebliebenes Fenster in eine derselben, die zu ebener Erde lag, einzudringen. Hier hatte jeder von uns ein eigenes Zimmer in Besitz genommen, das er zu seiner Burg oder seinem Raubschloß stempelte. Einige große Schränke, die als Unterpfand für nicht gezahlte Miethe zurückgeblieben waren, boten uns die trefflichsten Rüstkammern und Waffenschränke dar. Genug, wie früher im Thiergarten in der abgelegenen Himbeergegend, so wurde auch hier unser kleiner Staat vollkommen organisirt, und das geträumte Eigenthum beglückte uns mehr als später irgend ein wirkliches vermocht haben durfte. — Dieser Schauplatz genügte uns indessen bald nicht mehr, sondern unser Blick wandte sich nach dem höhern des Theaters. Es stand leer. Die Butenop'sche Gesellschaft war längst fortgewandert; ob die schlimmen Zeiten sie vertrieben oder andere Verhältnisse, ist mir nicht bekannt. Aber der Eindruck ihrer Darstellungen war lebendig geblieben. So reifte denn endlich der große Gedanke, selbst eine der Art zu versuchen. Ich glaube, er sprang als eine gerüstete Minerva aus meines Vetters Haupt. Wenigstens war er es — wir waren inzwischen schon mehrere Klassen vorgerückt und hatten unsere Kräfte entwickelt — der es übernahm, ein Ritterschauspiel zu schreiben. Es war der böhmischen Geschichte entnommen, doch kann ich mich

des Inhaltes nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, daß ich einen Ritter Namens Kochan v. Werschowitz darzustellen hatte; selbst der Inhalt meiner eigenen Rolle ist mir entfallen. Nur habe ich behalten, daß sie die eines Verräthers war, daß ich erst bei Nacht, im dritten Akt auftrat, und daß ich mir dazu durch jenen oben genannten Knaben einen goldenen Helm mit rothem Federbusch hatte anfertigen lassen, der mich das Wundervollste dünkte, was es in der Welt gäbe! — Wenn ein Quartaner oder Quintaner ein Schauspiel schreibt, und andere Quin- und Quartaner die ganze Garderobe und Waffengarnitur dazu zu besorgen haben, so ist das nicht die Sache eines raschen coup de main, sondern es erforderte lange Zeit, einen ganzen Winter wie mich dünkt. Das aber war ja eben das Köstliche dabei, daß wir Nahrung für unsere Freude und unsere Phantasie fanden, viele Monden hindurch. — Mein Vater hatte uns denn wirklich das Theater zu dem großen Unternehmen bewilligt. Allein auch für die Decorationen mußte Mancherlei noch geschehen. Ueberall half auch hier Freund Köpke aus, der sich wahrhaft als ein mechanisches Genie zeigte. Nach mehr Proben, als vielleicht die Olympia und der Prophet in Berlin erfahren haben, erschien unser romantisches Ritterschauspiel denn wirklich auf der Bühne, „Herzog Othelrich von Böhmen" betitelt. — Nicht genau erinnere ich mich aller Darsteller; es befanden sich aber der unentbehrliche Helm-, Panzer-, Schwerdt- und Decorationsverfertiger und zwei Freunde darunter, die ich noch nicht genannt, deren Aeltern aber auch mit den unsrigen in freundschaftlichem Verkehr standen, die Gebrüder Benecke, deren ältester der rühmlichst gekannte Professor der Philosophie an der Universität Berlin,*) der andere hochgeach-

*) An sein, nach dem ersten Entwurf dieser Erinnerungsblätter eingetretenes trauriges Ende, können wir hier nur leise vorüberstreifend erinnern.

teter Geistlicher in derselben Stadt wurde. — Die Beleuchtung wurde durch gemeinsame Beisteuer von Lichtern, deren jeder Mitspieler einige kaufen mußte, hergestellt. — Unsere Aeltern und Geschwister waren die Zuschauer. Wir wurden mit dem Beifall mehr geneckt als belohnt. Der Umstand mag dafür zeugen, daß nicht ich, sondern mein goldener Helm hervorgerufen wurde, den ich, auf den Scherz eingehend, mitten auf die Bühne legte, und dann den Vorhang aufziehen ließ. Doch hatten der Darsteller des Hauptheldern, Häring, und andere Freunde auch wirklichen Hervorruf erfahren. — Genug, dieser Abend war ein in unserer Jugendgeschichte unvergeßlicher und ein langer vor- und noch länger nachleuchtender. Gewiß länger, da er mir noch heut, nach länger als einem halben Jahrhundert, wie ein freundlicher Stern aus jener Vergangenheit herüber schimmert. —

Ob später oder früher weiß ich nicht genau, allein wir hatten noch eine andere dramatische Darstellung ausgeführt, im älterlichen Hause der so eben genannten Brüder Benecke, zu deren Geburtstagen wir regelmäßig eingeladen wurden. Einer dieser Festtage war dazu erwählt. Ich begnüge mich diese Thatsache zu erwähnen, ohne näher darauf einzugehen, da es mir an sichern Erinnerungen fehlt.

An dieser dramatischen Produktion nahm auch ein Schulkamerad Theil, der später ein viel genannter und verehrter Mann geworden ist, wie wohl in Opposition der Ansichten fast mit den meisten seiner damaligen Jugendgefährten, so weit ich deren spätere Schicksale und Entwickelung kenne. Es war Otto von Gerlach, der Sohn des damaligen Oberbürgermeisters von Berlin, der spätere Consistorialrath, Bruder des viel genannten und gekannten Politikers und Kammermitgliedes. Er hatte damals auf dem Gymnasium noch kein sehr hervortretendes Talent irgend einer Art entwickelt, wiewohl er ein

fleißiger und belobter Schüler war. Die außerordentliche Geisteskraft, die Strenge für Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit entfalteten sich jedoch schon in den frühesten Jünglingsjahren und errangen sich schon damals, selbst bei entschiedensten Gegnern seiner Richtung, zu denen ich wenigstens mit Bestimmtheit gehört habe, und noch gehören würde, die achtendste Anerkennung.

Dreizehntes Kapitel.

Die Papparbeiten. — Taschenspielerkünste. — Feuerwerkerei. — Wadzeks Vorlesungen. — Tischlerarbeiten. Der Probetisch. — Pulverspiele. — Mein Muskedonner. — Die hohen Stelzen. — Heimliches Schwimmen. — Thiergarten- und Gassenunfug. —

So viel von einer meiner jugendlichen Ergötzungen. Es gab aber auch viele andere. Wie schon aus dem obigen hervorgeht, arbeiteten wir manches in Pappe. Doch nicht bloß Helme und Harnische, sondern auch in anderer Art war ich kein ganz ungeschickter Arbeiter in diesem Stoff. Ich trat sogar halb und halb bei einem Buchbinder der Nachbarschaft in die Lehre, und fertigte z. B. unter seiner Aufsicht ein Pappkästchen in rothem Maroquin an, welches nach dem damaligen Stande der Papeterie, zu den Kunstwerken erster Klasse gehörte; nur ein wahrer Kenner hätte die Schülerhand daran entdecken können.

Einen wesentlichen Theil meiner Muße nahm der Versuch ein, Taschenspieler-Kunststücke zu erlernen. Sowohl was die mechanische Geschicklichkeit dabei anlangt, als mit Beihülfe geheimer Apparate und chemischer Hülfsmittel. Den Anstoß dazu hatte ein Taschenspieler Namens W i t z m a n n gegeben,

der sich den etwas vornehmer klingenden Titel: „mechanischer Künstler aus Thüringen“ gab. Ich nenne ihn, weil er mir zugleich in anderer Beziehung merkwürdig ist, und mir vielleicht in nicht gar ferner Zeit zu hohen Ehren verhilft. An seine Existenz nämlich knüpfte ich mein funfzigjähriges Jubiläum als Schriftsteller. Ich muß nämlich, im Jahre 1811 denke ich, in der Vossischen Zeitung einen Aufsatz auffinden können der seine öffentlichen Produktionen betrifft; dieser rührte von mir her. Mein Vater stand, wie ich erzählt, als kritischer Mitarbeiter in Verhältnissen zu diesem Institut. Der genannte Witzmann, der seine Vorstellungen im Thiergarten, ganz in unserer Nachbarschaft, im damaligen Bertheauschen Lokal gab, hatte sich an meinen Vater gewandt, und ihn um einen Artikel über seine Produktionen in der Zeitung ersucht. Mein Vater übertrug dieses Geschäft mir, um einen Versuch mit meiner Geschicklichkeit darin zu machen. War es eine Ahnung meines künftigen Berufs, die sich dabei andeutete? Genug, ich faßte den Artikel ab, welcher mit einigen Verbesserungen, die der meinem Vater innig befreundete Prediger, Professor Catel, von dem ich später dankbar zu sprechen haben werde, als Redakteur der Zeitung machte, auch in derselben erschien. So sahe ich mich zum erstenmal gedruckt! —

Der freie Eintritt, den ich mit anderen Spielgefährten durch diese Verhältnisse zu den Vorstellungen des Herrn Witzmann hatte, brachte uns doch durch öfteres Sehen allmählig hinter das Geheimniß einiger der überraschendsten Stücke. Auch zeigte uns der Veranstalter nach dem Schluß der Vorstellung diesen und jenen Handgriff, und manches kleinere Kunststück. So erwachte die knabenhafte Lust uns als Zauberlehrlinge für dieses Fach einschreiben zu lassen. Bald sahen wir, daß es meistentheils auf gewisse Apparate mit einer geheimen Mechanik ankomme, auf Büchschen mit Doppelöffnungen, ver-

borgenen Kennzeichen, u. dgl. Wir machten auch einen Laden in Berlin ausfindig, wo dergleichen käuflich zu haben war, eine seither eingegangene und weggenommene Krambude an der langen Brücke. Auch wurden Bücher aller Art aufgetrieben, in denen wir die Taschenspielerkunst förmlich wissenschaftlich studirten.

Wie dergleichen zu gehen pflegt, kam diese Art der Unterhaltung förmlich in die Mode in unserm Schul- und Spielkreise, und einer suchte es dem andern zuvor zu thun. Mein Freund E. Ludolff war uns der überlegenste durch seinen Apparat, weil er das stärkste Taschengeld zu Beschäftigungen dieser Art verwenden konnte. Ein anderer Spielgenoß, der spätere Apotheker Lucae, hatte die meisten Kenntnisse in allen Stücken, die mittelst chemischer Hülfsmittel darzustellen waren. Ich meinestheils that mich hervor in mechanischen und Kartenkunststücken. Ich war ein ziemlich gewandter Handhaber des Spiels mit den Bechern und Kugeln, und schlug leidlich die Volte nach oben und unten. Eines Tages thaten wir uns zusammen und gaben eine gemeinsame glänzende Vorstellung vor unsern eingeladenen Aeltern und Geschwistern. Eine nicht leichte Aufgabe, da man uns gegenüber nicht so discret war, wie öffentlichen Producenten dieser Gattung, sondern uns womöglich durch Entdeckung und Enthüllung unserer Handgriffe von dem Thron unserer Zaubergeschicklichkeit zu stürzen trachtete. Jedennoch errangen wir einige Erfolge, und gingen im Ganzen ruhmgekrönt aus dem Unternehmen hervor. — Ich habe von allen diesen Uebungen so wenig behalten, daß ich bis auf einige der gekanntesten Kartenkunststücke später nichts der Art mehr wußte, als den Schlüssel zu einigen Geheimnissen der Taschenspielerei, so daß ich verhältnißmäßig noch weniger dadurch unterhalten werden kann als Andere. Doch ist mir manches Nützliche daraus entsprossen. Wigands natürliche Magie, welche Freund Lucae nach und nach zu eigen erhielt, gab uns Anlaß mancherlei chemische und physikalische,

Kenntnisse will ich nicht gerade sagen, aber doch Notizen zu gewinnen. Ich fand noch Anlaß mein Geschick für Papparbeiten mehr und mehr auszubilden, da ich mir verschiedentliche Apparate und Maschinen selbst ersann und ausführte. So z. B. eine Zaubermühle, die, durch einen ziemlich sinnreich construirten Mechanismus allerlei Hülsenfrüchte, Sämereien und dgl. verwandelte. — Auch lehrten uns die seltsamen Bücher die wir bei Antiquaren auftrieben mancherlei Curiosa, worunter zuweilen allerdings auch solche, von denen wir besser nichts erfahren hätten. Wie aber eines zum andern führt, so brachte mich auch dieses Studium auf ein anderes, nämlich zu dem der Feuerwerkerei, indem mir zufällig ein Werk darüber bei einem Straßen-Antiquar an der Königsbrücke in die Augen fiel.

Von jeher hatte der Zauber eines Feuerwerks auf mich gewirkt. Die sprühenden Funkengarben und Lichtkreise der Feuerwerkskörper betrachtete ich mit dichterischem Auge, und konnte mich an dem Farbenspiel und den Lichtwirkungen, gegen den dunkeln Nachthimmel abgesetzt, nicht ersättigen. Ich erstand daher den grauen Papp-Quartanten für eine Anzahl Groschen, die ich mühsam zusammengespart hatte, und ging nun an das ernste Studium der Sache. Gott ist der Vormund der Trunkenen und Kinder, lautet das Sprüchwort. Ich kann es auch auf mich anwenden. Denn wie ich später als Artillerist etwas genauer mit dergleichen Gegenständen umgehen lernte, sah ich erst recht ein, welchen Gefahren ich mich und andere durch meine Art Pulver zu verarbeiten ausgesetzt hatte! Doch brachte ich es dahin, Schwärmer, Frösche, Kanonenschläge und andere Feuerwerkskörper ziemlich geschickt anzufertigen. Nur mit den Leuchtkugeln wollte es mir nicht recht gelingen. Sie stiegen nicht, oder erlöschten sofort, oder flogen schnell, wie geschossene Kugeln durch die Lüfte, und fielen dann als eine Brandflocke

irgend wo nieder. Bis zu Raketen verstieg ich mich natürlich nicht. —

Einige Feuerwerke, die ich meinen Bekannten und insbesondere einigen Freundinnen und jungen Cousinen gab, deren einer ich besonders zugethan war, geriethen zwar äußerst schlecht und hätten mich, da ich sie ohne irgend polizeiliche Erlaubniß ohne Umstände auf irgend eine Weise vor dem Thor am Unterbaum und am Schaafgraben abbrannte, in große Verantwortlichkeit bringen können, allein es ging doch Alles ohne Schaden ab, und ich gewann den Vortheil eines romantischen Spazierganges bei nächtlicher Weile mit den jungen Freundinnen, der mir viel mehr galt, als der Feuerwerker-Ruhm, den ich dabei so ziemlich — verlor!

Die mancherlei physikalischen und chemischen Excursionen, die das Studium der natürlichen Magie und der Feuerwerkerei veranlaßt hatte, verlockten mich noch auf ein anderes Gebiet, das mir wohl hätte förderlicher werden können, als alle übrigen, auf die Lust Mineralien zu sammeln. Den wesentlichsten Anstoß dazu gab jedoch ein Mann, dessen Name wenigstens noch heut von allen Bewohnern Berlins genau gekannt ist, der Professor Wadzek, Lehrer der Physik, am Cadettencorps (Stifter der Wadzekanstalt). Dieser hatte physikalische Collegien mit Experimenten für Kinder angesetzt; ich besuchte dieselben Sonnabends Nachmittags. Wie sehr auch der Zuschnitt der Wissenschaft in diesen Lehrstunden für die kindische Fassungskraft eingerichtet war, dennoch gewährte sie mir und vielen Andern entschieden einen sehr praktischen Nutzen, dessen ich mir noch in späteren Jahren bewußt geblieben bin. Wir lernten, da beständig experimentirt wurde, eine Menge von Geräthschaften, Apparaten, Stoffen u. s. w. durch die That kennen. Luftpumpen, Elektrisirmaschinen, kleine chemische Oefen, Schmelztiegel, und die Objekte, die damit verarbeitet wurden. Die

Grundgesetze der Natur-Erscheinungen wurden uns klar durch die Anschauung, wenn auch das Band wissenschaftlichen Zusammenhangs fehlte. Wir sahen wie man experimentirte, mit Säuren, Salzen, Retorten u. s. w. umging. Alles das prägte sich so fest ein, daß ich, von diesem Unterricht her, doch immer einigermaßen in physikalischen Dingen orientirt geblieben bin, und späteren streng wissenschaftlichen Vorträgen um so viel leichter folgte, als Jemand, der eine Sprache durch die Gewohnheit einigermaßen kennen gelernt hat, der Grammatik derselben Herr wird. — Professor Wadzek, der seine Vortheile aller Art aus diesen Lehrstunden zu ziehen suchte, hatte uns mit einer Menge von hübschen Mineralien (ich unterstreiche das Wort absichtlich, weil der Kindermaaßstab für den Werth gerade daher genommen wird) bekannt gemacht, von denen er uns Duplicate käuflich überließ. Wir legten Sammlungen an, wetteiferten mit Handeln unter einander, und so lebhaft, daß der Mineralienhandel zuletzt ein förmliches Geschäft für Einige unter uns wurde. Auch davon ist mir Manches hängen geblieben, und hat mir später doch wenigstens zu einigen Anhaltspunkten dienen können, um mich zu orientiren. —

Die letzte endlich der nützlichen Jugend-Ergötzungen, die ich erwähnen will, war das Erlernen der Tischlerei. Als Chemiker, Mechaniker, Buchbinder, Feuerwerker (auch Zinngießer, da ich mir viele Soldaten goß) war ich schon aufgetreten; eine Tischlerbank, die einer meiner Freunde (der jetzt so berühmte Maler Eduard Magnus) besaß, hatte mich sehr gereizt, auch diese Beschäftigung zu versuchen. Ich machte endlich einen für meine Vermögensverhältnisse kühnen Ankauf einer kleinen Hobelbank von einem anderen Mitschüler, und wollte nun alles Ernstes ans Arbeiten gehn. Da meinen Aeltern diese Beschäftigung nützlich in mancher Beziehung erschien, wurde ich nebst meinem Vetter Häring zu einem Tischler förmlich in Unterricht

gebracht; wir tischlerten einige Monate hindurch in den Nachmittagen der Mittwoche und Sonnabende ganz eifrig, und brachten sogar, freilich mit wesentlicher Hülfe des Lehrers, das Kunstwerk eines kleinen Tisches zu Stande, den wir meiner Tante, der Mutter Härings, zum Geburtstag schenkten, und der lange unser Stolz war. Ich habe zwar nach dieser Zeit fast gar nichts mehr von solcher Arbeit gefertigt, denn da ich sie einigermaßen erlernt hatte, erkannte ich meine Hobelbank als ganz unpraktisch, weil dieselbe viel zu klein war, um wirklich etwas darauf arbeiten zu können. Indessen habe ich doch gewissermaßen das Einmaleins des Handwerks erworben. Ich hatte die verschiedenen Werkzeuge und ihren Gebrauch kennen gelernt, die mancherlei Gattungen der Hobel, Bohrer, Sägen u. s. w. und in der Anfertigung des einen Stücks, war mir der, wenn ich so sagen darf, Grundriß für die verwickeltsten Aufgaben klar geworden.

Ohne es für nöthig oder heilsam, ja nur für erlaubt zu halten, Alles vor die Oeffentlichkeit zu stellen, was auch das jugendliche Alter an Fehltritten und Verirrungen verschuldet, darf ich doch von Einigem sprechen, was theils die Zeit, theils meine besondere Entwicklung charakterisirt. Meine leichtsinnigen Feuerwerks-Veranstaltungen gehören schon in diese Kategorie. Verwandt damit waren die unvorsichtigen Spiele mit Pulver und Feuergewehren, wozu die kriegerische Zeit mit verführte. Mein vielgenannter Freund, E. Ludolff, ging darin, weil ihm mehr Mittel zu Gebot standen, noch weiter als ich. Die Unvorsichtigkeit bestrafte sich aber hart. Eines Tages machte er sich das gefährliche Vergnügen, einzelne kleine Quantitäten Pulver in die Flammen des Heerdes zu werfen, um das Aufblitzen zu sehen. Er hielt dabei, fast unglaublich, unvorsichtiger Weise die Düte mit Pulver, aus der er die einzelnen Dosen nahm, in der linken Hand. Ein aufsprühender Funke flog

hinein. Die ansehnliche Quantität explodirte und flog ihm zum größten Theil ins Gesicht. — Bei dem Vorfall selbst war ich nicht zugegen, aber die Nachricht davon wurde mir alsbald kund gethan. Natürlich eilte ich, überdies noch von meiner Mutter dazu gedrängt, sogleich zu ihm, um zu sehen, wie er sich befände. Ich fand ihn in einem Zustande der mir einen gewaltigen Schrecken einflößte. Das ganze Gesicht war verbrannt, und so verschroben, daß er ganz unkenntlich gewesen wäre; an einigen Stellen schwarz von eingesprengten Pulverkörnern, an anderen blutig eiternd. Die Augen waren ganz geschlossen und verquollen. Glücklicherweise waren sie selbst unverletzt geblieben, und der Arzt hatte auch schon die beruhigende Erklärung gegeben, daß keine Gefahr für dieselben vorhanden zu sein scheine. Allein die Leiden des Kranken waren sehr groß. Das Gesicht mußte beständig mit in Oel getränkter Leinwand bedeckt werden, und noch andere ununterbrochene Pflege war nöthig. Ich kann es mir gar nicht zum Verdienst anrechnen, daß ich mich dieser Pflege und der Unterhaltung des Kranken durch Vorlesen so viel unterzog, als es nur irgend meine Muße gestattete. Denn ich fühlte mich, wie ich schon erwähnt, damals bereits etwas aus seiner Neigung verdrängt, und jeder Anlaß mir dieselbe zu erhalten war mir willkommen. Auch weilte ich überaus gern in dem Hause seiner Aeltern, das durch die viel reichere Einrichtung aller Verhältnisse stets eine große Bedeutung für mich hatte, und meinem kleinen eitlen Lebenstraum mancherlei Nahrung gab. Daß dennoch der ganzen Auffassung eine bessere Seite meines Innern zum Grunde lag, eben die Liebe zum Freunde, ergiebt sich von selbst. Mir war in der ganzen Zeit so wohl, mein Herz so befriedigt, daß ich den Unfall als einen Glücksfall für mich betrachten konnte. — Und um so mehr, als sich mir wirklich die Gesinnung des Freundes darnach wieder sehr warm zuwandte, und er bei einer späteren

Gelegenheit, als ich unbedeutend erkrankte, seinerseits alles Mögliche that, um mir zu zeigen, wie gern er meinen Liebesdienst vergelten möchte. — Schöne, reine Verhältnisse der Jugendlichkeit!

Ich hatte mir ein Schießgewehr erstanden, einen sogenannten Muskedonner, bei welchem der Lauf sich vorn trichterförmig öffnet. Das alte unbrauchbare Ding war mein Stolz und mein Glück. Allein ich hätte verdient, daß man es gleich den ersten Tag in's Feuer geworfen hätte, so unvorsichtig ging ich damit um. In meiner Feuerwerkswerkstätte verfertigte ich Schwärmer, lud diese in das Gewehr und schoß sie, in der Hoffnung sie würden sich dadurch entzünden, in die Luft, um sie als feurige Meteore durch den Himmel ziehen zu sehen. Und dies that ich aus den Fenstern meines Zimmers mitten in der Stadt! Zum Glück mißlang das Experiment, wie es nicht anders sein konnte. Die Papprröhren flogen als kalte Körper heraus, und fielen, der Himmel weiß wohin. Doch noch heut faßt mich ein wahrhafter Schrecken, wenn ich bedenke, welch ein unermeßliches Unheil aus dieser wahnwitzigen Lustbarkeit entstehen konnte!

Sehr dienlich, zur Bestrafung meines unverantwortlichen Leichtsinns war mir daher folgendes Ereigniß. Eines Sonntags war ich mit mehreren meiner Freunde und Schulkameraden hinausgegangen vor das Oranienburger-Thor, um Alle an dem unschätzbaren Glück, ein Schießgewehr zu gebrauchen, Theil nehmen zu lassen. Wir richteten unsern Spaziergang nach dem sogenannten Schießberge, einer sandigen, mit Kiefern bewachsenen Anhöhe, in der Kette der Rehberge, die jetzt ganz umgestaltet, halb verschwunden ist, damals aber der bedeutendste Höhepunkt war, und eine weite Umsicht gewährte. Später machte ich ihre genaue Bekanntschaft, da sie den Kugelfang für die Uebungen der Artillerie bildete. Auf der

Spitze derselben angelangt, die ich wegen des weiten Blickes über Feld und Wald sehr liebte, wie ich denn überhaupt meine Spaziergänge gern in diese Gegend richtete*), luden wir den Muskedonner, und schossen ihn abwechselnd, damit Jeder das unbeschreibliche Vergnügen genießen möchte, ab. Doch nicht blind, oder etwa mit einer Kugel geladen, sondern mit einem den Lauf so ziemlich füllenden Eichenstock, den wir damit zu unglaublicher Höhe in die Lüfte zu treiben hofften. Für Andere war diese Schießübung in der Einsamkeit jener Gegend ziemlich ungefährlich; für uns selbst aber lächerlich und gefährlich zugleich. Das erstere deshalb weil der Stock nur so hoch flog, als wir ihn bequem hätten werfen können, indem wir gar nicht einmal bedachten, daß, um ihn höher zu treiben, er fest eingeklemmt sein mußte. Die Gefahr lag aber darin, daß, wenn wir auf diesen Gedanken gekommen wären, das Gewehr muthmaßlich gesprungen sein würde, und so den Abfeuernden sammt den Umstehenden schwer verletzen konnte. Um die Jagdgesetze, die uns bei namhafter Strafe verboten, auf königlichem oder überhaupt fremdem Revier nur mit Schießgewehr zu erscheinen, vollends dergleichen Uebungen anzustellen, hatten wir uns gar nicht gekümmert. Wir sahen es daher

*) Der Wald erstreckte sich in jener Zeit bis dahin; die Höhen der Rehberge, die im Jahr 1848 so berüchtigt wurden, lagen mit alten, einzeln stehenden Fichten bedeckt, am Eingang der Jungfernheide und Tegeler Forst. Hier herrschte schon die tiefste Einsamkeit; von städtischem Verkehren war nicht das mindeste zu bemerken. Mit Ausnahme von zwei oder drei Häusern, war von dort bis zu der Panke Alles Feld, oder zum Theil ganz ödes Land, Bruch, Moor, Haidekraut. Selbst zwischen der Panke und Berlin standen nur wenige Häuser; Gartenzäune und leere Feldstrecken wechselten mit einander. Mit dem Fichtenwalde und den Höhen begann die tiefste Stille der Wildniß, die ich noch heut so liebe, und die schon den Knaben so anzog.

ganz sorglos mit an, daß, nachdem wir etwa eine Stunde dieses kindische Spiel getrieben hatten, ein Mann im grünen Oberrock quer über Feld, eilig auf unsern Berg zuschritt, und ihn so sogar hinanstieg. Ohne seiner zu achten, that ich abermals einen Schuß. Da stand er mit der im ernsthaftesten Ton gesprochenen Frage vor mir, was mich berechtige hier zu schießen? Ich glaubte im knabenhaften Trotz ihm darüber gar keine Rechenschaft geben zu dürfen; allein er machte wenig Umstände, und entwand mir das Gewehr, das ich zwar anfangs festhielt, und eine Zeitlang mit ihm rang (schon um meine Tapferkeit vor den Kameraden zu zeigen) aber endlich doch aufgeben mußte. Nun aber war unsere Bestürzung groß. Der Verlust dieses Schatzes schien Allen ein großer, und sie empfanden ihn in meiner Seele mit. Es wurde lange berathen, endlich beschlossen, daß ich mich an den Pächter der Jagd dort draußen Geh. Rath P.... in Berlin wenden sollte, um das kostbare Gewehr zurückzuerhalten! Der Gang wurde mir schwer, indeß ich that ihn doch, wurde aber, und mit gutem Recht, sehr übel empfangen. Der Jagdbesitzer machte mir vollkommen begründeterweise Vorwürfe über das Thörichte und Vorwitzige dieses Schießens und die Benutzung eines Schießgewehrs überhaupt durch so unerfahrne Hand. Indeß stellte er mir frei, mit dem Förster in Güte zu unterhandeln. Die Sache endete denn damit, daß ich mein abgepfändetes Gewehr mit zwei Thalern wieder einlöste, welche kameradschaftlicherweise von uns Allen, die wir an dem Vergnügen Theil genommen, aufgebracht wurden; in diesem Sinne faßten wir das Ereigniß als gemeinsames Unglück auf.

Die Zeit forderte zur körperlichen Ausbildung dringend heraus. Ich war darin nie der letzte, wie wohl ich, aus einem eigenen Hang zu freier Körperübung nie recht ein Anhänger des Turnens gewesen bin. Allein ich war ein guter Schlittschuh-

läufer, Schwimmer, und bis auf einen Gefährten, der mich besiegte, der beste Stelzenläufer in meiner ganzen Kameradschaft, und ich darf sagen, ich habe nie einen besseren angetroffen, wenn ich die Männer vom Handwerk ausnehme. — Selbst die solideste körperliche Kunst, das Schwimmen, ist mit einer bedauerlichen Rückerinnerung für mich verknüpft. Es verbindet sich nämlich mit einem strafbaren Ungehorsam gegen die Befehle meines Vaters, der mir verboten hatte, allein zu baden, was ich um so leichter hätte halten können, da er mich sehr häufig zum Baden begleitete. Allein ich benutzte die vermeintliche Sicherheit seines Nachmittagschlafes, um mich aus unserer Thiergartenwohnung durch den Garten hinaus auf den Landwehrgraben, vulgo Schaafgraben genannt, zu stehlen, der, da jener Zeit noch keine Grabenstraße existirte, an verschiedenen Stellen zum Baden benutzt wurde. Dort nun versuchte ich mich heimlich im Schwimmen, und erlernte es glücklich, ohne Unterricht. Da ich aber auch auf gleiche Weise das Wasserfahren versuchte, und dabei ertappt wurde, erhielt ich mit Recht eine nachdrückliche Bestrafung. —

Wie ich mit meinen Thiergartengenossen noch manchen andern Unfug, — anders ist die Sache nicht zu bezeichnen, — ausgeübt: wie wir manchen verwegenen Raubzug gegen Obstbäume und Obstkammern gemacht, — eine Obstverkäuferin schwer geneckt, dadurch, daß wir an die Gartenklingel nach bekannter Weise einen Knochen mit etwas Fleisch banden, der unbemerkbar hinterm Zaun hing, und so jeden Hund zum Anklingeln verleitete, — wie wir Abends neben einer etwas berüchtigten Tabagie, aus der die Gäste nicht selten ein wenig zu Haus taumelten, statt ehrenfest zu gehen, Bindfaden quer über den Weg gezogen, den wir hinterm Gartenzaun fest angespannt in der Hand hielten, bis eine Gruppe darüber hin, in den nassen Rasen fiel, und dann arglos, da wir sofort die

Fäden losließen, der Ursach des Stolperns nachspürten, — das Alles will ich nicht speziell erzählen, sondern nur summarisch erwähnen, um zu zeigen, daß ich auch nach dieser Richtung nicht besser war, als Andere, sondern eher schlimmer. Allein nicht der Thiergarten allein war Zeuge solcher Genie-Thaten. Es gehörten, ich muß es leider bekennen, und hoffe die Sitten haben sich darin jetzt gebessert, zu unseren ganz organisirten Belustigungen selbst in der Stadt, dergleichen Streiche auszuüben. Wir durchschwärmten dabei die halbe Stadt, pochten mit Stöcken an die Fensterladen, liefen muthwillig durch die jener Zeit sehr üblichen Eckläden, ohne etwas zu kaufen, und beide Thüren, zum Aerger der Verkäufer weit offen lassend, — und Aehnliches mehr. Im Allgemeinen war indessen darin nur ein knabenhaftes Streben nach Kühnheit ausgeprägt, und, selbst bei Unternehmungen gegen das Eigenthum — die wie ich nicht verschweigen will, gleichfalls vorkamen — war es das spartanische Prinzip kecker Lust, das wir realisirten, nicht der Besitz, der uns reizte. Denn wir raubten, was wir zu Haus im Ueberfluß, wenigstens zur Genüge hatten. — Aus alle dem mag man abnehmen, daß der Verfasser dieser Blätter seiner Zeit ein so vollständiger Berliner Gassenjunge gewesen ist, als irgend einer. Aber er sieht mit einigem Trost manchen mit Orden und Sternen geschmückten hohen Staatsmann im Civil und Militair, manchen Geheimerath und gelehrten Professor, von jenen alten Schulkameraden, der, wenn er ehrlich sein will, dasselbe von sich bekennen muß.

Vierzehntes Kapitel.

Oeffentliche Verhältnisse. — Verfahren im Gymnasium. — Turnwesen. — Schills Unternehmung. — Einrücken der Franzosen. — Meine Schwester ist nach Breslau gegangen. Mein Vater eben dahin und nach Venedig.

In dem Vorigen habe ich einige heitere, ja muthwillige Kapitel aus meinem Leben geschrieben. Jetzt habe ich in mannichfacher Beziehung sehr Ernstes zu schreiben. Denn die öffentlichen Verhältnisse jener Periode, die zwischen dem Tilsiter Frieden und dem zweiten Pariser liegen, waren der ernstesten Art in ganz Europa, und ihr Einfluß so mächtig, daß er in das Innerste jeder Familie, jedes Herzens eindrang.

Bis zum Jahre 1812 stand Preußen mehr als Zuschauer der welterschütternden Ereignisse da. Es waren besonders der Krieg mit Oesterreich, Tyrols Heldenkampf und in einer etwas größeren Ferne die furchtbaren Anstrengungen Spaniens, die die Gemüther erfüllten, denen manche Thräne der Theilnahme und Bewunderung floß. Der Geist des Unterrichts in den Gymnasien schloß sich den Stimmungen an. Unter den Lehrern des Werderschen Gymnasiums war es vorzüglich Spilleke, der die Gemüther der Jugend zu begeistern trachtete, indem er durch den Glanz, die Hoheit, womit er die Heroen deutscher Geschichte, die strahlenden Größen des Kaiserthums zu erleuchten suchte, die Vaterlandsliebe entflammte. Sie durchglühte heilig unsere Brust, und dadurch schlug von selbst die Flamme des Hasses gegen die Unterdrücker des Vaterlandes empor. Eine öffentliche Einrichtung widmete sich dieser Richtung ganz ausschließlich; es war die des Turnplatzes. Zufällig habe ich mit zu den ersten Knaben gehört, die nicht nur an den Uebungen daselbst, sondern sogar an den Vorübungen Theil nahmen, welche noch ein Jahr vor der Eröffnung für alle Gymnasien fielen. Eines Tages hatte ich

mit meinem Vater einen Spaziergang in die Hasenheide gemacht. Wir trafen dort eine Schaar junger Leute, vielleicht zwanzig oder dreißig, die sich unter einem älteren Führer, einem kräftigen, freundlichen Manne, im Werfen eines an der Spitze mit Blei beschwerten Stockes nach einem Ziel übten. Wir schauten zu; der Führer der jungen Leute trat freundlich auf mich zu, und fragte, ob ich auch einen Versuch machen wolle? Ich that es, er fiel glücklich aus und ich gewann mir seinen Lobspruch. Das war meine erste Begegnung mit dem später so berühmten, seltsamen, aber hoch ehrenwerthen Jahn; damals noch ein ganz ungekannter Mann. Ich theilte die Uebungen und Spiele des Nachmittags noch ferner, machte später auch das nachmals so beliebt und unter der Jugend Berlins berühmt gewordene Spiel „Räuber und Wanderer" mit, und verlebte so einen ungemein beglückenden Nachmittag. Mein Vater dankte, als der Abend uns endlich herein nöthigte, dem Leiter unserer Uebungen und Freuden, Ludwig Jahn herzlichst, und ich erhielt Erlaubniß öfters wieder zu kommen. Es geschah noch einige male, aber doch nicht sehr häufig.

Erst im Sommer darauf wurde der Turnplatz zu einer allgemeinen öffentlichen Einrichtung; in den Gymnasien geschah die Aufforderung zur Theilnahme, und es gestaltete sich nun im Großen, was ich in der Vorbereitung kennen gelernt. Ich besuchte den Turnplatz recht gern, aber stellte ihn doch nicht so in den Vorgrund wie viele meiner Mitschüler. Es läßt sich nicht abläugnen, daß die strengen Turner eine gewisse Tyrannei zum Princip erheben, daß sie, statt den Uebungen den Charakter jugendlich zwangloser Freude und Frische zu erhalten, sie zu dem Ernst, der Strenge, ja gewissermaßen dem Joch einer Art gymnastischen Ordensregel umgestalten wollten. Es bildete sich so gewissermaßen die Carrica-

tur eines Deutsch-Spartanerthums heraus; und diese Ueberschreitung des Maaßes, die sich später auch in anderen politischen Richtungen geltend machte, war es, der ich widerstrebte. Ich fühlte, daß man tüchtig, gewandt, feurig, muthig sein könne, ohne eine Art von gymnastischem Trappistenthum anzunehmen. Auch zeigte sich's später, daß der Turner der strengsten Ordensregel zuletzt doch nicht besser Hunger und Durst im Felde ertrug, noch tapferer ins Feuer ging, als die anderen Jünglinge, die mitten aus den feineren Gewohnheiten und Annehmlichkeiten des Lebens, denen sie nicht mit stoischer Prahlsucht ohne Noth entsagen wollten, die rauhen Pfade des Kriegslebens betraten. So wollte auch ich Turner mit athenischer Freiheit und Urbanität sein, nicht unter eisernen lykurgischen Gesetzen; wie ich denn überhaupt den Athenern stets den Vorrang vor den Lacedämoniern gab. — Doch mußte ich von dem Geist des Ganzen natürlich mit durchdrungen werden.

Auf dem Turnplatze wagte sich schon freier heraus, was in den Gymnasien nur angedeutet werden konnte. Wir wurden hier geradehin zu Hassern der Franzosen erzogen. Das Wort „Franzose" war ein schmachvoller Schimpfname. Ja, Hund und Franzose waren in den stärksten Epochen der Erbitterung gleichbedeutende Schimpfbezeichnungen auf dem Turnplatz. Wer dort ein Stück Kuchen kaufte oder aß, dem wurde es — es war ein Turner-Recht — ohne Weiteres von dem ersten besten Mitturner aus der Hand in den Sand geschlagen mit dem einfachen Wort: „Franzose!" Ich haßte diese Uebertreibungen; doch sie sind nicht unwichtig als Symptome des Geistes, der in dem Institut waltete, und ihr Zuweitgehen hindert nicht, daß Ursprung und Ziel tüchtigster, ehrenwerthester Art waren.

Auch bleiben das Alles Einzelheiten des Turnplatzes. Seine Freuden und Erhebungen im Ganzen verkürzten sich

darum, für mich wenigstens, nicht wahrnehmbar. Wir jubelten und jauchzten im freudigsten jugendlichen Muth und Uebermuth auf dem Turnplatz. Die großen gemeinsamen Uebungen, z. B. die Dauerläufe, wo man in einer auf dem Rasen bezeichneten Bahn in Gestalt einer Acht oder Doppel-Acht hinter einander mit in die Seite gestemmten Armen, mäßig, aber doch ziemlich rasch zu Viertel-, halben, ja ganzen Stunden lief, waren in der That abhärtend. Ich habe später, als Soldat, öfter Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß ich in dergleichen Dingen ausdauernder war, als selbst starke Männer. Einzelne Leistungen erfüllten uns mit knabenhafter Bewunderung, z. B. das Hinanklettern des großen Mastes, den ich kaum bis zu einem Drittheil seiner Höhe hinaufkam; eine Uebung, in der ich später selbst die berühmten Gamins von Paris bei dem Preisklettern in den elyseischen Feldern schwach fand, gegen unsere Hauptturner. Ferner waren der Riesensprung über das große hölzerne Pferd, der Todtensprung, wobei man frei vom Boden aufspringend hoch in der Luft überschlug, das Hinabspringen von den steilen Rändern der Lehmgruben auf der Ostseite der Rollberge, (was Einige mit einer Kühnheit trieben, die mich noch jetzt in Erstannen setzt, da die Höhe doch gegen dreißig Fuß betrug, und der Boden unten keinesweges ein tiefer, weicher Sandboden war,) in der That außerordentliche Dinge. Einem Ungeschickten konnte ein solcher Sprung beide Füße kosten. — Die Bewunderung der körperlichen Kraft, die der Jugend so eigen und natürlich ist, wie der Jugend der Nationen, wurde auch damals auf literarischem Wege gepflegt. Wie in den homerischen Helden, so wurde von uns in denen der Fouquéschen Romane, und in den von ihm und Anderen bearbeiteten nordischen Mythen, auch in Abbildungen selbst, die Körperkraft der Helden mit Begeisterung erwähnt, und das Gemüth des Knaben war stets da-

mit beschäftigt. Dies Alles aber hatte auch seine politische Wurzel, seinen politischen Hintergrund; denn im Geiste sahen wir uns stets als die Bekämpfer der Franzosen und wir erglühten von der Hoffnung, daß in unsern bewunderten Helden des Turnplatzes die Bezwinger des Weltbezwingers aufwuchsen!

Mit welchem Gefühl in solcher Erregung, wo das Feuer der Vaterlandsliebe und der Jugend in wetteifernden Doppelflammen emporschlug, Thaten wie z. B. die Schill's uns durchdrangen, das bleibt unter jeder Schilderung. Mit der Lebendigkeit des Gestern steht der Tag vor meiner Seele, wo wir erzählen hörten, der berühmte Schill sei über Nacht mit seinen tapfern Husaren ausgezogen, um auf eigene Hand den Krieg mit den Franzosen zu beginnen! Es war ein Frohlocken in unserer jungen Seele, das uns die heißen Freudenthränen ins Auge trieb. Wo sich Schill zuvor nur irgend blicken ließ, war die Schaar der Knaben hinter ihm; sie sammelten sich vor seinen Fenstern, sie umdrängten die Eingänge der öffentlichen Orte, wo man erfuhr, er werde einen solchen besuchen. Wir bewunderten den Muth und beneideten das Glück eines Knaben, der sich das Herz gefaßt hatte, zu dem Gefeierten zu gehn, und ihn um einen Abdruck seines Wappens für seine Sammlung zu bitten, und die Schill auf das freundlichste aufgenommen und die Bitte fünffach erfüllt hatte! — Begreiflicherweise war also der Auszug dieses gefeierten Helden zum Kampfe eine That, die mit elektrischen Flammen durch die jugendliche Brust zuckte. Wir glaubten, jetzt sei der Augenblick des allgemeinen Kampfes da, nun müsse die Flamme ausbrechen, all überall durch das ganze Vaterland! Der Tag war noch nicht da; es waren noch harte Jahre zu überstehen! Wir aber „träumten" wie der gährende Wein in Novalis Liede „nur von Festen und Siegen," und waren ungeduldig, daß nicht schon am anderen, am dritten Tage wenigstens, die Kunde von

einer großen Schlacht anlangte, die der Held mit seinen kühnen Reitern geschlagen und gewonnen! — Es kam anders! Doch die junge Brust wehrte mit dem Muth des Glaubens und Hoffens jede Unglückskunde ab. Nichts wurde geglaubt, als daß sich der Held durchgeschlagen habe mitten durch die Feinde, daß die Nachricht von seinem Tode nur Lüge und Erfindung der Franzosen sei, und daß er bald wieder auferstehen werde aus dem Dunkel kluger Verborgenheit, um aufs Neue seine blitzende Klinge gegen den Feind des Vaterlandes zu schwingen.

Unter solchen Gefühlen, die in dem ganzen Volke der Preußen lebten, nahete das Jahr 1812! Die politischen Kombinationen und Verwickelungen entgingen natürlich dem Auge und Gedanken eines Knaben ganz und gar. Allein wohl darf man hier sagen, daß das kindliche Auge die Wahrheit schaut, wie die kindliche Lippe sie spricht. Wir empfanden, als im März jenes verhängnißvollen Jahres die Truppen des Kaisers als unsere Verbündeten in Berlin einrückten, nicht anders als sechs Jahre zuvor. Die Feinde waren da; der Schmerz, der Haß der vergangenen Jahre blieben ganz die alten.

Im März rückten die Franzosen fünf und zwanzigtausend Mann, wie das Gerücht wohl übertreibend sagte, am nämlichen Tage in die Hauptstadt ein. Ansehnlich muß die Zahl gewesen sein, da meines Vaters Haus eine solche Menge dieser Gäste erhielt, daß wir ihnen die Hälfte unserer Wohnung im Vorderhause einräumen mußten. Mit Erbitterung sah ich unser Wohnzimmer, einen hellen behaglichen Saal von vier Fenstern, der fast die Hälfte des Stockwerks einnahm, von Soldaten besetzt, Matratzen und Stroh auf dem Fußteppich ausgebreitet, zwischen und über den Kupferstichen an den Wänden Patrontaschen und Seitengewehre aufgehangen, den schwarzen Ausguß vom Putzen der Gewehre schmutzig über den Fuß-

boden verbreitet. Die Zimmer, die sonst so wohnlich, zierlich waren, hatten plötzlich das unrüstigste kasernenartige Ansehen gewonnen, ich empfand es tief, wie arg die Unbill, der Druck sei, der den friedlichen Besitzer so rücksichtslos von der gewohnten lieben Stätte seines täglichen Thuns und Verkehrs verjage, den geheiligten Altar der Häuslichkeit umstürze. Die Durchmärsche dauerten fort; von dem Kriege erfuhren wir wenig. Dazu kam, daß uns in unserm nächsten Familienkreise in jener Zeit einige andere Ereignisse lebhaft beschäftigten. Eine meiner Schwestern, Caroline, mit einer schönen Sopranstimme begabt, war zur Bühne gegangen, und hatte ihre Laufbahn in Breslau angetreten. Da meine Mutter und jüngste Schwester sie dorthin begleiteten, war dadurch unser häusliches Verhältniß auf die eingreifendste Weise verändert. Nach dreivierteljähriger Abwesenheit kehrte meine Mutter zurück, allein bald darauf unternahm mein Vater eine für jene Zeit große Reise, nach Wien, Steiermark und Oberitalien, die ihn gleichfalls, wie die damaligen Verbindungsmittel und Wege beschaffen waren, mehrere Monate vom Hause entfernt hielt. So beschloß sich nun das Jahr 1812 mit einem mir so lebhaften Eindruck. Die ungeheuren Wendungen, die mir dasselbe von jetzt an bringen sollte, mögen dem folgenden Abschnitt aufbewahrt bleiben. —

Dritter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Einzug der Franzosen in Moskau. — Moskau in Flammen. — Eintreffen der Ueberreste. — Erste Kunde von den Ereignissen. — Gesinnung gegen die unglücklichen Rückkehrenden. — Aufruf am 3. Februar. (Vergleich von 1813 und 1848.) — Wirkung in den Schulen.

Die erste Thatsache, die wieder mit ihrer ganzen weltgeschichtlichen Macht in meine Seele eindrang, war der Einzug der Franzosen in Moskau, von dem die Siegeskunde den gleich darauf folgenden Nachrichten von dem Brande, jener furchtbaren Wendung des Geschicks, anfänglich einzeln voranging.

Dieser Einzug in die alte, fast mehr im Gebiet der Sage und des Wunders, als in dem der Geschichte und der Wirklichkeit liegenden berühmten Czaarenstadt, erfüllte die Gemüther mit einem vor Grauen und Schmerz durchzitterten Staunen. Was sollte jetzt dem unwiderstehlichen Genius des Kaisers noch unerreichbar sein? Er hatte nun, allen Hindernissen der Natur Trotz bietend, umgekehrt wie die Schaaren der Völkerwanderung, den eisernen Strom seiner Heere durch ganz Europa bis zu den wilden, unwirthbaren Grenzen Asiens geführt! Der einzige Thron des europäischen Festlandes, der noch fest stand in den Sturmwogen des Jahrhunderts, schien gestürzt, das größte Reich der Welt zertrümmert! Was sollte

nun noch seinem Willen unmöglich sein, seinem Gebot unerreichbar? Der Kremel war die Stufe zum Thron von St. James, dem einzigen noch unberührten Europas! Es war die Weghälfte bis dahin zurück gelegt, denn über den Ganges sollten die Brücken geschlagen werden zur Themse, und der, welcher am Nil in die Fußtapfen Alexanders getreten war, durfte auch seinen Zügen nach Indien folgen. Das waren die Plane des Kaisers! Und was konnte ihn jetzt noch hindern sie zu vollführen? —

In solchem Sinn wurde die Kunde von dem Einzug in Moskau empfunden. Mit grauender Bewunderung staunte man zu den schwindelnden Höhengipfeln hinauf, auf denen der Alles Unternehmende stand.

Doch eben als die goldprangenden Ernten maaßloser Ueberhebung in vollster Reife strotzten, blitzte aus verschleiertem Dunkel der Zukunft die Sichel der Vergeltung, drohend gehoben um die Saaten des Uebermuths zu fällen.

Die nächsten Tage gaben ahnungsvolle Kunde davon. Moskau stand in Flammen! Des Feuers furchtbares Element verzehrte den Triumphsitz des Siegers! Im Anfang empfing man die Nachricht mit ungläubigem Zweifel überhaupt, dann mit unsicherm Urtheil, von welcher Hand das Ungeheure ausgegangen! Hatte leichtsinniger Frevel des Eroberers, hatte schauervolle Großthat der Verzweiflung die Flamme entzündet? War es barbarische Wildheit, die in roher Wuth der Rache die Brandfackel geschwungen hatte? War es entsetzenvoller Zufall oder grausenvoll waltendes Verhängniß? Niemand kam zur Klarheit darüber. Nur das eine Gefühl, das selbst die Seele des Knaben durchschauerte, trug jeder in sich, es war etwas Ungeheures, Unermeßliches geschehen. Eine That der Geschichte, wie sie noch nirgend auf ihren Tafeln verzeichnet stand. Eine dunkle Ahnung der Nemesis durchzuckte jegliche Brust.

Noch heut haben sich nicht alle Räthsel gelöst, die jenes furchtbare Ereigniß mit geheimnißvollem Verderben umschleierten. Bewußt war sich jeder nur der aufstürmenden Brandung, die es in der Brust erregte; wohin die Gewalt der Wogen treiben werde, ließ sich nicht ermessen.

Es dauerte im Verhältniß der Ereignisse lange, bis die Thatsachen die angestellten Verstandesberechnungen widerlegten. Man weiß welchen undurchdringlichen Grabesschleier der Kaiser über die Ereignisse des russischen Rückzuges verbreitete. Wie das Leichentuch des Schnees seine Heere begrub, so verhüllte das des Schweigens ihr grauenvolles Geschick. Mit den Trümmern der Macht fast gleichzeitig gelangte die Kunde zu uns, von dem Loos das sie betroffen. Ihr längst voran als erster Bote desselben war Napoleon selbst in Verkleidung und Geheimniß gehüllt vorangegangen, und hatte die Grenzen Deutschlands weit hinter sich, als es erfuhr, daß, und in welcher Weise er es wieder berührt!

Nicht zu schildern ist der Eindruck, mit dem alle diese, Schlag auf Schlag eintreffenden Botschaften die Gemüther bewegten. Als die Trümmer des Heeres in schaudervollem Zustande bei uns eintrafen, vermochte man sich noch nicht von der Unermeßlichkeit des Unheils zu überzeugen, und meinte, es werde allenfalls Einiges davon wahr, aber doch nicht so ganz Unglaubliches, Unmögliches eingetreten sein! Denn wie sollte es möglich sein, daß diese wenigen Hunderte, diese armseligen, verstümmelten, vereinzelten Trupps, die meist auf Wagen bei uns einrückten, Alles sein könnten, was von dem unermeßlichen Heere zurückkehre? Man sah keine Kanonen, keinen Zug Kavallerie, — nur elende, von den gräßlichsten Wunden entstellte Krüppel, denen Hände, Arme, Füße fehlten, oder durch den Frost gänzlich zerstört waren! Daß Gottes Hand so furchtbar treffe, — das zitterte man selbst den eigenen Augen zu

glauben! — Doch die wachsende Zahl der Einzelberichte, der Erzählungen derer, die das Gericht des Entsetzens miterfahren hatten, Erzählungen, die sich in übereinstimmender Gräßlichkeit überboten, diese enthüllten endlich das ganze Bild unerhörten Grausens, das die öffentlichen Nachrichten nur in den spärlichsten Umrissen angedeutet hatten! —

Es sei jetzt gestattet auf manche Einzelnheiten überzugehen, die theils die Charakteristik der Tage des damals in meiner Vaterstadt vervollständigen helfen, theils ganz persönlich sind.

Was mich selbst anlangt, so erhielt ich die erste Kunde des Geschehenen durch meinen Freund E. Magnus, auf dem Mittags-Heimwege vom Gymnasium. Die Empfindung, welche mich ergriff, selbst die Stelle wo die Mittheilung geschah, vor der Seehandlung, ist mir unvergeßlich geblieben. Anfangs zweifelte ich, und nahm die Sache obenhin; da aber mein Freund mir zürnend meine Gleichgültigkeit vorwarf, und in die Worte ausbrach: „Ich habe geweint vor Freuden, als ich es erfuhr," da faßte ich Vertrauen, und mit diesen entzündete sich eine Flamme der freudigen Begeisterung, die meine ganze Brust durchglühte. Ich flog nach Hause. Die Kunde war dort schon bekannt; mein Vater hatte sie aus dem Werkmeister'schen Museum mit nach Haus gebracht, eine Anstalt zur Lesung von Journalen und neuen Schriften (in der Jägerstraße), welche in jener Zeit gewissermaßen eine politische Börse bildete, wo alle Nachrichten zusammenliefen. — Alles war außer sich vor Freuden; endlich, endlich füllte sich das Auge wieder mit Thränen der Hoffnung, des Dankes gegen den, der die Lebensgeschicke der Völker und der Einzelnen führt.

Man konnte sich nun dem Glück der zweifellosesten Gewißheit hingeben. Nur über das eigentliche Maaß des colossalen Ereignisses war man natürlich noch lange nicht im Klaren. Begierig raffte man die Einzelnheiten auf.

Endlich trafen allmählig die oben schon erwähnten Trümmer der großen Armee ein. Der Anblick der Unglücklichen war grausenerregend, und selbst die aufathmende Freude über das Ereigniß im Großen mußte in solchen Augenblicken dem Eindruck weichen, den das namenlose Elend hervorbrachte, das die unschuldigen Einzelnen, die Opfer der Unersättlichkeit des Führers, erduldet hatten und noch erduldeten. Erbarmen trat an die Stelle des Hasses. Oefters habe ich gesehen, wenn die mit Stroh gefüllten Bauerwagen, auf denen die gräßlich entstellten Unglücklichen lagen, irgendwo anhalten mußten, weil in der Enge der Straße eine Stopfung der Fuhrwerke entstand, wie die Hausbewohner mit Erquickungen, Kleidungsstücken, wärmenden Getränken herbei eilten, um die halb erstarrten Opfer zu beleben, durch Bouillon, Kaffee, oder was eben zur Hand war, oder sie mit Geld zu unterstützen. Entsetzlich war der Geruch, den diese Transporte verbreiteten. Die faulig eiternden, vielleicht brandig gewordenen Wunden hauchten einen wahren Pestdunst aus, der in der scharfen, kalten Luft um so weiter getragen, um so widriger empfunden wurde. Ein Grausen durchrieselte alle, die solcher Scene beiwohnten. Aber die waltende Hand des Himmels empfand sich auch in diesen Schreckbildern, und der Zorn gegen den, der in seiner noch nie in der Welt erhörten Ueberhebung alle dieses Elend verschuldet hatte, schwoll immer heftiger an.

Ich war zu wenig reif, um aus eigener Wahrnehmung zu schildern, wie sich die Gemüther jetzt mit der Zukunft beschäftigten. Das aber weiß ich wohl, daß wir Knaben nunmehr die völlige Besiegung und Vernichtung Napoleons für abgethan hielten, und stets nur das Wort galt: „Jetzt müssen die Franzosen zurück über den Rhein,“ denn die Rheingrenze war das Aeußerste was man ihnen, ihres ungerechten Uebergreifens im weitesten Maaße allzugewohnt, dabei anwies. —

Die Jugend war indessen vorläufig am lebendigsten, vielleicht ausschließlich mit dem beschäftigt, was die Gegenwart darbot, mit den theils grauenvollen, theils aber auch lebendig bunten Bildern der Straße. Nicht Alles, was wir von Franzosen sahen, war auf Heu- und Strohwagen gepackt, zerlumpt und verstümmelt; nicht Alle hatten gräßlich zerborstene Gesichter mit blaurothen Nasen und Wangen. Allmählig fanden sich auch wieder geordnete Truppentheile ein. Der Commandeur des Ganzen, Marschall Augereau, wohnte im damaligen Sacken'schen Palais (im Reimer'schen Hause), in der Wilhelmsstraße. Dort war das Centrum des militärischen Verkehrs. Oefters ging ich mit meinem Vater, oft auch nur mit meinen Spielkameraden dahin, um dem Treiben daselbst zuzuschauen. Der Vorhof, die Straße, glichen nicht selten einem halben Bivouac, weil die auf Abfertigung und Bescheid wartenden Truppentheile sich dort lagerten. Adjudanten kamen und gingen, einzelne Truppentheile rückten an, marschirten ab. Der Anblick war uns stets spannend, weil sich immer der Gedanke einmischte: was werden diese Reiter mit den Bärenmützen, was werden diese Batterien mit Geschützen nun noch unternehmen? Daß die Russen sich Berlin näherten, wußte man. Wird hier gekämpft werden? — Viel zu kindisch, um uns das wahrhafte schreckenvolle Bild eines Kampfes in der Hauptstadt vorzustellen, und alle die entsetzlichen Folgen, die sich daran geknüpft haben würden, hofften wir vielmehr darauf, und dachten sogar mitzufechten, wenn es zur Schlacht käme. Wir hatten unsere kindischen Waffen, dieser ein Terzerol, jener eine gebrechliche Vogelflinte; mindestens unsere Stöcke und Taschenmesser!

Nunmehr wurde auch das Wort freier. In den Schulen wurde das verhängnißvolle Ereigniß von den Lehrern besprochen, auf die Folgen desselben für das Vaterland hingedeutet.

Wir waren zwar noch in der Macht der Franzosen, aber ihre Macht war nicht mehr in ihrer Hand. Sie ertrugen Vieles, sogar von Einzelnen, und schienen froh zu sein, wenn sich nicht die Gesammtheit gegen sie richtete. — Es ist freilich nicht rühmlich, den hülflosen Feind zu verspotten, doch kann ich uns Knaben nicht davon freisprechen, mich selbst am wenigsten. Ich benutzte mein geringes Französisch vielfach, um den Soldaten, die bei uns im Quartier lagen, oder die ich sonst sah, die Schicksale ihrer Armee in Rußland vorzuhalten, und den Schrecken zu schildern, der die sonst so Unbesiegbaren ergriffen hatte. Das Alles war nicht löblich, allein aus der Stimmung der Zeit nur allzubegreiflich. Und wurde uns doch sogar das öffentliche Beispiel gegeben. Das namenlose Elend der großen Armee, welches man schon in den einzelnen Splitterchen davon nur mit Grausen gesehen, und das man freilich nie anders, als mit der menschlichen Theilnahme für menschliches Leid hätte besprechen und behandeln sollen, entging nicht dem bittersten Hohn. Man sah an allen Bilderläden, ja auf der offenen Straße selbst, in den damals üblichen Straßenbildergallerieen, wo die schlechten Kupferstiche und sonstigen Schildereien zwischen Bindfadenleinen an die Mauern der Häuser befestigt waren, eine Carrikatur-Abbildung des Schicksals der Armee in Rußland. Es war ein Trupp Soldaten dargestellt in dem elendesten Zustande. Ein Marschall auf einem nur noch in der Haut hängenden verhungerten Pferde ritt voran; ihm folgten Offiziere und Soldaten, alle mit erfrorenen Nasen und Ohren, in die abentheuerlichsten Kleidungsstücke gehüllt, in Judenpelze, Weiberröcke oder zusammengeraffte Lumpen, zwischen denen die militärischen Abzeichen und Uniformen durchblickten. An ein am Wege im Schnee liegendes gefallenes Pferd hatte sich die Schaar der Hungrigen gemacht, und hieb begierig die ekle Speise mit den Säbeln herunter.

Ueber der, trotz des Versuchs der lächerlichen Darstellung, grausenhaft blickenden Gruppe, schwebte ein hungriger Adler, aus dessen Schnabel ein Papierstreifen mit den Worten: Ça ira, Ça ira! hing. — Die Vorübergehenden blieben, und wir Schulknaben zumal, vor diesem Jammerbilde stehen, und weideten sich, manche sogar spottend, an der Gräßlichkeit des Elends. Ich konnte dasselbe nur mit Schauder betrachten. Und so mag es hoffentlich wohl den Meisten ergangen sein, die gaffend in dunkeln Gruppen vor dem Bilde standen, das natürlich reißend gekauft und verbreitet wurde.

In diese Ereignisse und Stimmungen fiel der Aufruf des Königs vom 3. Februar. Ein Blitzstrahl, der alle Herzen durchzuckte, daß die heilige Flamme lodernd aufschlug! Wie wurden die Gefühle, die Gedanken zur That! Ihr Jünglinge, Ihr Knaben der heutigen Zeit! Ein unendliches Gut ist Euch verloren gegangen, daß niemals in Eure Brust der Strahl einer so reinen, großen, erhebenden, allgetheilten Begeisterung gedrungen ist, als die jener Tage! Wir Jüngeren, die wir noch nicht reif waren, die Waffen zu führen, mußten zwar auch den großen Schmerz der Entsagung tragen; doch um Nichts in der Welt möchte ich dieser Erhebung der Seele, diesem erwachten Bewußtsein des Vaterlandsgefühls mit seinem glühenden Drang nach großen, rettenden Thaten, mit seinem hohen wahrhaften Opfermuth, Opfer d u r s t, darf ich sagen, — um nichts in der Welt möchte ich dieser Erinnerung entsagen! Welch ein anderes, reines Bewußtsein trug damals die Gemüther, als der wilde, wahnsinnige Rausch des Jahres 1848 war! Bei den Wenigen, die nur mit irrem Glauben, nicht mit bewußtem Trug sich in die wirbelnden Strömungen dieser neuen Zeit stürzten, wurde die Erscheinung um so trauriger, als sie nur die rasendste Verblendung darthat. Die Jahre 1813 und 1848 stehen einander gegenüber, wie Begeisterung und

Fanatismus, wie Gottesdienst und Götzendienst, Glaubensmuth und Wahneifer. Daher auch der völlige Gegensatz der Erscheinungen bei gleicher Gewalt der Strömungen. Die Jugend des Jahres 1813 war voll Treue, Liebe, Ehrfurcht, Hingebung, Aufopferung. Die von 1848 voll Dünkel, Haß, Uebermuth, Selbstsucht. Jene wollte darbringen, diese an sich reißen; jene verehrte Gesetze, Eltern, Lehrer, Vorgesetzte; diese zertrümmerte das Gesetz, trat in Zwiespalt mit den Eltern, höhnte die Lehrer, zerriß das Band des Gehorsams gegen Vorgesetzte. Alles in dem berauschenden Dünkel des übertriebensten Selbstbewußtseins! —

Doch zurück zu dem schönen, reichen, wundervollen Zeitraum jener Tage.

Wir, die Genossen eben meines Alters, Jünglinge im geistigen Bewußtsein, doch Knaben in der Unreife des Körpers, wir ertrugen tiefen, brennenden Schmerz gleichzeitig mit dem Aufschwunge der Begeisterung. Die Einzelberührung trifft immer schärfer, lebendiger, aufreizender als die allgemeine. Daß Tausende zum Kampfe eilten, mußte uns nur in den Strom der Begeisterung dieser Tausende mit fortreißen; allein daß wir unsere nächsten Gefährten, die Nachbarn auf der Bank in der Klasse, plötzlich aus dem herabdrückenden Schülerthum zu Männern emporreifen sahen, das machte uns die Bande, die unsere Kraft und Begeisterung umschnürten, schmerzlich fühlbar! Prima leerte sich fast ganz, Sekunda halb, aus Terzia traten doch Einige zu den Waffen. Die welche wir gestern noch mit der Schulmappe unter dem Arm, dem Gebot des Lehrers unterworfen gesehen, sahen wir heut mit der Büchse in der Hand, rühmlichem Gebot des Vaterlandes folgen! Wie groß, auf welcher Gipfelhöhe des Lebens erschienen sie uns! Die Schüler Terzias, die schon in dem kampffähigen Alter standen, waren bis dahin nicht der Ruhm der

Klasse, nicht die Geachtetsten. Jetzt plötzlich war ihre ganze tadelvolle Vergangenheit ausgelöscht, vergeben, vergessen, und sie standen im Glanz vor uns. Denn die säumig, die träg gewesen in den Pflichten der Schule, sie waren nicht säumig, nicht träg in den Pflichten gegen das Vaterland! Dieselben Lehrer, die ihnen sonst nur Tadel, Schmach sogar zuwandten, drückten ihnen jetzt die Hand, schlossen sie ans Herz, da sie in die Klassen traten, Abschied zu nehmen von den alten Schülern, die traurig zurückblieben! Thränen innerster Bewegung füllen mir noch heut das Auge, wo ich mit ergrautem Haar, der Neige des Lebens nahe, diese Zeilen der Erinnerung niederschreibe, an die schweren und doch so unvergeßlich hohen Stunden der Jugend- und Knabenzeit!

Mancher der Jugendgefährten, dessen Bild noch lebhaft vor meinen Augen steht, ist nicht heimgekehrt! Kurz war ihnen die Bahn des Lebens gewesen, aber das Ziel schön! Ihr Gestalten theurer Erinnerung aus der Knabenzeit! Ueber den breiten Strom langer Jahre hinweg, in unbekannte Zonen, in verhüllte Fernen, sende ich Euch meinen Gruß hinüber! Kann er Euch erreichen?

Sechszehntes Kapitel.

Einzug der Russen. — Zu Haus fand ich die Nachricht vom Tode meiner Schwester Caroline. — Benehmen der Franzosen. — Vertheidigungs-Anstalten. — Unvorsichtigkeit der Franzosen. — Das Schauspiel vom Gensdarmenthurm. — Einzug der Russen nach fünf Tagen.

Die bewegten Lebensbilder um uns her wechselten jetzt rasch. Immer dichter zogen sich die Trümmer des französischen Heeres in Berlin zusammen, denn immer näher rückten die Russen. Jetzt wußten wir sie diesseit der Weichsel — jetzt an

der Oder, — jetzt hörten wir schon von Landleuten und Anderen, die, zum Theil flüchtend in die Stadt kamen, daß sie die nächsten Gegenden Berlins umschwärmten, sich in einzelnen Dörfern gezeigt hatten. — Während unsere Freiwilligen nach schmerzlich schönem Abschied, zu Fuß, zu Roß, mit Post, oder sonst wie nach Breslau eilten, rückten unsere mit kaum noch zu bändigender Freude erwarteten Feinde den Mauern Berlins näher.

Eines Mittags, es war am 20. Februar, in der Stunde von 11 bis 12, trat der Direktor Bernhardi in unsere Klassen, und zeigte uns, mit geschäftlichem Ernst, dem sich Freude, dankbare Rührung so einmischten, daß sie schwer zu bekämpfen waren, an, „die Klassen müßten geschlossen werden, da die Russen in die Stadt gedrungen seien. Jeder müsse auf dem geradesten Wege seiner Wohnung zueilen, denn der Aufenthalt auf der Straße könne gefahrvoll sein, und die Sorgen der Eltern müßten möglichst abgekürzt werden."

Wie die Lunte in ein Pulverfaß fielen diese Worte zündend in die Klasse voll wilder, patriotisch begeisterter Knaben. Alles stürmte auf, über Tische und Bänke hinweg. Der Lehrer — es war der Schreiblehrer, eine Gattung, die sich nie einer übermäßigen Autorität erfreut — der Lehrer, Herr Cäsar mit Namen, wollte vergeblich die Schulordnung durch Abnehmen der Vorschriften und dergleichen aufrecht erhalten; er wurde von dem auseinander gesprengten Schwarm fast umgerannt und Alles stürzte tobend zur Thür hinaus, die Treppe hinunter. So ernst die Warnung und das Gebot des Direktors gewesen war, auf geradestem Wege nach Haus zu eilen, es war eine Unmöglichkeit es zu befolgen.

„Die Russen sind hier? Wo sind sie?" Das war die einzige Frage, die uns anging, und wir stürmten nach den verschiedensten Seiten auseinander, um sie zu finden. Inzwischen

wurden wir in anderer Weise an der Recognoscirung gehindert, indem die Franzosen schon viele Punkte der Stadt besetzt hatten und Niemand durchließen. Die Spree war gesperrt; an allen Brücken standen Mannschaften. So war denn unser Bestreben dem Feinde entgegen zu eilen, vergeblich. Es schien uns somit das Beste, der Weisung Folge zu leisten, und nach Haus zu gehen. Die Straßen waren außer von den Truppen auch von dem Volk bedeckt, das nicht minder aufgeregt, als wir Knaben, sich hier in dunkeln Haufen ansammelte, dort in schwarzen Strömungen einer Richtung folgte, zu der irgend eine Nachricht veranlaßt haben mochte. Russen mußten in der Stadt sein; es war nicht anders möglich! Aber Niemand sah sie, alle Welt suchte sie vergeblich. Natürlich, denn ihre Anzahl beschränkte sich auf die wenigen tolldreisten Kosaken des Czernitscheffschen Corps, welche, während dieses nur die nächsten Dörfer besetzte, in die Thore gesprengt waren, und die Straßen vereinzelt durchjagten.

Als ich zu Haus eintraf, erwarteten meiner ganz andere Empfindungen, als die, welche mich erfüllten. Ich fand meine Mutter und meine Geschwister ganz außer sich, in den bittersten Thränen. Die Ursach war die: Meine Schwester Caroline, die als Sängerin der Bühne in Breslau angehörte und dort die schönsten Erfolge gewonnen hatte, war seit einigen Wochen verlobt, und wollte die künstlerische Laufbahn aufgeben. Doch im Glück des bräutlichen Standes wurde sie von einem heftigen Nervenfieber befallen, und schon seit mehreren Tagen lauteten die Nachrichten im hohen Maaße gefährlich. Jetzt war ein Brief eingetroffen, der kaum noch eine Hoffnung ließ, das junge blühende Mädchen am Leben erhalten zu sehen! Ein zweiter, muthmaßlich mit der Entscheidung, wurde noch erwartet; er mußte schon in der Stadt sein, doch die Sperrung der Straßen durch die kriegerische Bewegung hatte die Aus-

gabe der Briefe unmöglich gemacht. Mein Vater war nach der Post geeilt, um den Versuch zu machen, diesen Brief so schweren Inhalts dort zu erlangen. In tödtlicher Angst harrte meine Mutter mit den weinenden Schwestern seiner Rückkehr. Die Bedeutsamkeit des großen öffentlichen Ereignisses verschwand gegen diesen tiefen Schmerz, diese Gewalt der mütterlichen Angst. Ich war noch zu sehr Knabe, weniger von diesen letzten Empfindungen bewegt, und zu sehr von dem was in der Stadt vorging, erfüllt; doch fühlte ich mich ganz betroffen, und meine freudige Wallung war zerstört.

Nach einiger Zeit kehrte mein Vater von seinem schweren Gange zurück. Allein schon seine Miene sagte nichts Gutes! Die Schwester war wirklich gestorben! Meine Mutter, von der äußersten Reizbarkeit, wie ich sie schon geschildert, war außer sich vor Schmerz, die Schwestern in ähnlicher Weise ergriffen; der Vater, der in dieser Tochter die schönsten künstlerischen Hoffnungen hatte auf- und nun so schnell verblühen sehn, beherrschte seine Thränen nicht mehr . . . . . so war denn plötzlich Alles so anders in meinem Innersten als vorher, daß ich die schnelle Verwandlung kaum fassen konnte! —

Nachdem so einige Stunden vergangen, das aufgetragene Mittagsmahl unberührt geblieben war, machte die Gewalt der öffentlichen Zustände ihre Rechte ebenfalls wieder geltend. Als begüterter Besitzer und als Beschirmer einer Familie, die, mich ausgenommen, nur aus weiblichen Mitgliedern bestand, sah mein Vater das Kriegsereigniß natürlich mit ernsteren Augen an als ich, und wenn er auch die Freude theilte, daß uns die rettende Hülfe so nahe war, so mußte doch die Katastrophe selbst, die bevorzustehen schien, ihn mit ernster Sorge erfüllen. — Noch schwebte das unsicherste Dunkel über dem was eigentlich geschehen war. Man hatte Kanonendonner und kleines Gewehrfeuer gehört, von einem Gefecht am Prenzlauer

Thor, das eine kleine Abtheilung Franzosen mit dem Vortrab der Russen gehabt hatte, und wobei auch einige Einzelne in die Stadt gedrungen waren. Doch noch wußte man nichts Näheres, nicht ob dort oder wo anders die Russen eingedrungen waren, nur das war unzweifelhaft, daß sie sich in der Stadt befanden, denn Viele hatten sie mit Augen gesehen. — Die französischen Truppen waren im ersten Augenblick wie gelähmt von dem Schrecken, daß die gefürchteten Kosacken ihnen nun selbst bis in die Hauptstadt Preußens nachgedrungen waren, aus den russischen Schneewüsten. Nicht alle der Berlin besetzenden französischen Truppen waren in Rußland gewesen, sie kannten die Kosacken nur vom Hörensagen, allein sie galten für das Entsetzlichste, was der Erdboden an furchtbaren Geschöpfen erzeugt habe. Keine Vorstellung kann man sich machen von der wahrhaft gespenstischen Furcht, die vor diesen ungethümen, unheimlichen Wesen in den Soldaten herrschte. Nur so war es zu erklären, daß diese sieggewohnte Armee, mit fast lauter Leuten, die in zwanzig Schlachten dem Tod ins Auge gesehen hatten, so gebannt war von Entsetzen. Berlin war von mindestens funfzehn bis zwanzigtausend, wahrscheinlich mehr Franzosen besetzt, und nicht zweihundert, nach Andern sogar nur etwa achtzig Kosacken, die wirklich in die Stadt gedrungen waren, hielten Alles von tödtlichem Schrecken gelähmt. Man erzählte sich Fabelhaftes davon in den nächsten Tagen. Ganze Wachtmannschaften hatten nicht gewagt auf einen einzelnen Mann zu feuern! Und Aehnliches mehr!

Ein Beispiel sah ich selbst mit an. Ich lag mit meinem Vater im Fenster, und wir überblickten die Straßen, die fast ganz leer, nur hie und da von kleinen Truppenabtheilungen durchzogen waren. Wenige Bürger ließen sich blicken. Es fielen näher und ferner vereinzelte Schüsse. Plötzlich sahen wir aus der Charlottenstraße hervor einen ganzen Trupp wohl-

berittener Cavallerie in grüner Uniform, — würtembergische Chasseurs, wenn ich mich recht erinnere, — sprengen, die in vollem Carrière von der Seite der Linden herkamen, an der Jägerstraße links einbogen und diese, am Schauspielhause und dem Gensdarmenthurm vorüber, hinabjagten. Wir glaubten, sie wollten irgend wo einen eiligen Angriff machen. Doch nein! Es war eine ganz überstürzte Flucht, denn dicht hinter ihnen, kaum funfzig Schritt davon, folgten zwei Kosacken auf ihren kleinen Pferden, mit eingelegter Lanze, windschnell nach. Die Zahl von mindestens dreißig Reitern flüchtete vor diesen zweien! — Dies waren die einzigen Kosacken, welche ich an diesem Tage gesehen habe! Ich betrachtete sie mit freudigem Staunen; aber zu entfernt und zu rasch flog das Bild an mir vorüber, um es recht fest ins Auge fassen zu können.

Von dem Ueberrest des Tages habe ich keine bestimmte Erinnerung; daß er uns in Schmerz und Spannung verging, ist begreiflich. — Abends wurde es ruhig. Man weiß, daß die wenigen Kosacken, die in der Stadt gewesen waren, schon Abends wieder daraus verschwunden waren, mit Ausnahme von etlichen, welche in dem tollen Unternehmen ihr Leben gelassen hatten. Andern Morgens hörte man von einzelnen Gefechten, die in verschiedenen Theilen der Stadt, unter den Linden, an der Wache beim Kupfergraben (wo jetzt die Königswache befindlich ist), in der Burgstraße u. s. w. vorgefallen waren. In der letzten war ein Kosack, durch Kartätschenkugeln, wie man erzählte, getroffen und fast zerschmettert worden. Seltsamerweise hatte das Volk sich über ihn geworfen, und seine Kleider, ja sein Fleisch schien in Reliquien vertheilt worden zu sein, denn lange nachher noch bot mir einer meiner Schulkameraden als Merkwürdigkeit ein Stückchen dünnes trockenes Fleisch an, das von jenem in der Burgstraße erschossenen Kosacken herrühren sollte.

Es war an einem Sonnabend gewesen, wo dieser in der Kriegsgeschichte ganz einzig dastehende Ueberfall stattfand, bei dem die Bestürzung und die Unkenntniß über die Stärke des Feindes und die Ausdehnung seines Angriffs alles jenes fast Unglaubliche erzeugt hatten. Am Sonntage hatten die Straßen aber schon eine ganz andere militärische Physiognomie. Man war zur Besinnung gekommen. Die Franzosen, obwohl im Ganzen der unterliegende Theil, fanden doch ihr Selbstbewußtsein, das Gefühl ihrer Pflicht wieder. Alle Hauptstraßen waren nach einem geordneten System durch Truppen besetzt; an den geeigneten Stellen Kanonen aufgepflanzt, Munitionswagen zur Verstärkung des Schießbedarfs in der Nähe. An der Hand meines Vaters durchwanderte ich, während die Mutter und Schwestern in ihrer tiefen Trauer daheim blieben, einen Theil der Stadt. Mir erschien alles nur merkwürdig, die jugendliche Phantasie beschäftigend; der reiferen Einsicht mußten ernste Sorgen aufsteigen. Die Hauptstadt stand, wie später im Kriege selbst, während der Schlacht von Großbeeren, nah am Abgrund der Gefahr. Eine kleine Wendung der Dinge anders, ein anderer Rathschluß des französischen Befehlshabers, und die Straßen konnten der Schauplatz des heftigsten und wichtigsten Kampfes werden. Das Wichtigste, was der Marschall Augereau jetzt für die Sache Napoleons thun konnte, war, daß er eine Stadt nicht aufgab, die gewissermaßen das Unterpfand für das ganze Land war. Allein zwischen einem glücklichen Ausgange der Katastrophe lagen noch viele Mittelstufen sehr naher Möglichkeit. Selbst im Kleinen war manches Unheil zu fürchten, das glücklicherweise nicht eintrat. So sah man die Franzosen, die überhaupt höchst leichtsinnig in ihrem Verfahren waren, selbst wo ihnen der nächste Schaden daraus entspringen konnte, mit der Tabakspfeife im Munde dicht um die Pulverwagen verkehren. Einen Freund meines

Vaters, den Geheimenrath Zenker (bald mein Vormund), sah ich mit Eifer auf einen französischen Artilleristen zustürzen, der mit der brennenden Pfeife einer geöffneten Pulvertonne nahe trat, ihn zurückreißen und rufen: „Otez la pipe!“ Der Soldat, im Bewußtsein seines Unrechts, gehorchte dem Befehl des berliner Einwohners. Dies geschah an der Ecke der jetzigen Schadowstraße und der Linden; das Haus gehörte Zenker. — — Die Volksmassen betrachteten die Vertheidigungsanstalten, meines Erinnerns, mehr mit Neugier, als mit sorglicher Empfindung. Im Allgemeinen herrschte nur die freudigste Stimmung, weil man die Retter vor den Thoren wußte. Da die Kosacken draußen schwärmten, drang ich in meinen Vater, einen Thurm mit mir zu besteigen, von wo aus wir sie mit Hülfe eines großen Fernrohrs vielleicht sehen könnten. Dasselbe war nach der alten Art eingerichtet, ohne achromatische Gläser, in pappdeckelner Röhre, aber sehr stark vergrößernd; mein Vater hatte es einem französischen Offizier abgekauft. Wir stiegen demnach auf den Gensdarmenthurm, wo sich auch schon eine Anzahl von Bürgern eingefunden hatte. Damals befanden sich außerhalb der Stadtmauer vor den meisten Thoren, namentlich in der Gegend wo die Russen standen, nur einzelne Häuser. Das andere waren Gärten, und der größte Theil kahles Blachfeld; bei der Jahreszeit ließ sich, weil alle Bäume unbelaubt waren, die ganze Gegend klar übersehen. So gewahrten wir denn auch mehrere Trupps der Russen, vorzüglich Kosacken, die in einzelnen Pickets an verschiedenen Stellen auf dem Felde hielten. Namentlich hatten sie den damaligen Galgen, eine Strecke vor dem Voigtlande gelegen, als einen höheren Punkt, der eine Umschau gewährte, besetzt. Einzelne sah man hin und her über Feld sprengen. Doch von einer Schlacht, einem Gefecht, so wie den Anstalten dazu, war nichts zu entdecken. Wir verweilten etliche Stunden, ohne daß

sich der Anblick änderte, und stiegen dann, ich doch sehr befriedigt, wieder hinab.

Von dem gesammten Zeitraum, in welchem Berlin damals gewissermaßen belagert war, hat sich meiner Erinnerung sehr wenig eingeprägt. — Ich weiß nur noch, daß wir ziemlich zahlreiche Einquartierung von französischer Infanterie hatten, die am Sonnabend, dem Tage des Ueberfalls, natürlich durch die Trommel zu den Waffen gerufen, ganz verschwunden war, und erst gegen den späten Abend sich wieder einfand. Unmuth, Niedergeschlagenheit, wenn nicht gar Hoffnungslosigkeit, hatte sich ihrer bemeistert. Aus dieser Stimmung der Einzelnen mag man auf die der Gesammtheit schließen. Sonst wäre die Capitulation über Berlin vielleicht doch nicht so schnell zu Stande gekommen, als es geschah.

Nach fünf Tagen — es war an einem Donnerstage — zogen die Franzosen ab, die Russen ein. Beides geschah bei nächtlicher Weile, so daß es die Einwohner so wenig als möglich merken sollten, vielleicht weil sie auch noch Angriffe, mindestens Beleidigungen, Verhöhnungen durch die Volksmassen fürchteten. Die Russen kamen bei hellem Vormittage und unter dem Zujauchzen und Jubelruf der herbeigeströmten Einwohner herein. Mir stehen nur noch lange Züge von Kosacken und Baschkiren lebendig vor Augen, welche die Friedrichsstraße vom Oranienburger Thor her herabmarschirten. Fast an jeden Steigbügel hingen sich ein paar Jungen, neben jedem Sattel marschirten als Seitentrabanten berliner Bürger mit lautem Jubelgeschrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen sie halb herab um sie zu küssen, und unablässig gingen die gefüllten Flaschen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere. — Daß die Bewohner der asiatischen Steppe nicht in der strengsten militärischen Haltung und Subordination in die preußische Hauptstadt einrückten, läßt

sich begreifen. — Komische Genrebilder vielfacher Gattung stellten sich dabei dem Auge dar. Mochte immerhin der Freudentaumel im Einzelnen in einen allzu physischen Taumel ausarten: im Großen und Ganzen war das Gefühl des Tages eines der unendlichsten Glückseligkeit, des erhebendsten Aufschwunges. In Erfüllung war nun gegangen, was wir sieben bittere Jahre erhofft und erseufzt hatten! Die Morgenröthe hatten wir freilich schon den halben Winter hindurch am Horizont geschaut, doch an diesem Tage erhob sich die Sonne selbst! Wir athmeten in ihren Erstlingsstrahlen die Lüfte der Befreiung! Und, auch das darf nicht vergessen werden, mit dem Augenblick des Einmarsches war auch zugleich die nächste Besorgniß und Gefahr verschwunden. Bis dahin konnte immer noch ein blutiger Kampf, eine furchtbare Zerstörung der theure Kaufpreis der Errettung sein! Jetzt war sie uns geschenkt, eine freie, göttliche Himmelsgabe! Das eine Gefühl machte Alle zu Brüdern! Die offene Straße wurde dessen Zeuge, hallte wider von dem allgemeinen Jubel. Die fremdesten Leute drückten einander warm die Hände, lagen sich in den Armen! So erzeugt der Vollgenuß des Glücks das Vollbedürfniß der Liebe! Glückselig die, welchen solche Tage der jugendlichen Erinnerung in ihr spätes Alter nachschimmern!

Siebenzehntes Kapitel.

Ball im Opernhause. — Meine Erregung dabei. — Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Silberner Hochzeittag meiner Eltern. — Waffenstillstand. — Tod meines Vaters. — Betrachtung seiner Stimmung. — Reise nach Freienwalde. — Spaziergang ins schwedische Lager. — Des Vaters Ende beim Gasthaus von Bellevue. — Nachricht davon zu uns. — Erschütterung meiner Mutter. — Begräbniß.

Ich eile jetzt über längere Zeiträume rasch hin, und verweile nur bei einzelnen Zügen, die sich mir von dem großen

Zeitbilde fester eingeprägt haben. — Zunächst war es der festliche Einzug der größeren russischen Truppenmassen, unter den Grafen Wittgenstein und Czernitscheff. Ich sah ihn in der Königsstraße aus den Fenstern des damaligen Gouvernementshauses mit an. Im farbenlebendigen, wenngleich in den Umrissen nicht mehr ganz sicheren Bilde sehe ich die beiden Heerführer noch vor mir, wie sie von lautem Jubel begrüßt, einrückten. Den General Wittgenstein charakterisirte ein lebhaftes Auge, das aus freundlichen Zügen hervorblickte. Czernitscheff aber war ein schöner Mann, wenigstens eine schöne Gestalt, gehoben durch romantische abenteuerliche Tracht, wie er denn z. B. um die schon imponirende Uniform einen türkischen Shawl halb als Mantel geschlagen hatte. Er war der Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit der Frauen, wenigstens hörte ich diese vielfach von seiner Schönheit, seinem prächtigen Costüm sprechen.

Man erinnert sich, daß die Stadt Berlin den russischen Gästen einen großen Ball im Opernhause gab. Es ist seiner Zeit viel darüber gescholten worden, daß die Heerführer, statt dem Feinde unabläßig auf den Fersen zu sein, und Schlag auf Schlag bis zum Rhein vorzudringen, sich in Berlin mit Lustbarkeiten aufgehalten hätten. Ich entsinne mich dieses damals laut ausgesprochenen Tadels sehr genau; die Gerechtigkeit desselben ist hier nicht zu prüfen. Nicht zu läugnen ist freilich, daß oft die kleinsten persönlichen Motive über große Weltangelegenheiten entscheiden.

Was den Ball in Rede anlangt, der mich zu dieser flüchtigen Seitenbetrachtung veranlaßte, so bildet er wenigstens eine glänzende Erinnerung aus meiner Jugend, und war ein Moment des allgemeinsten Interesses für die ganze Stadt. Es war kein gewöhnliches Fest, sondern die patriotische Begeisterung, ich darf sagen die Liebe, zu den Befreiern des Vater-

landes wog mit großem Antheil dabei. Es war ein Glück sonder Maaß, Zutritt zu dieser, übrigens auch im großartigsten Stil für damalige Zeit angeordneten Festlichkeit zu erhalten.

Ich meinerseits mußte mich mit einem geringen Maaß der Ansprüche und Hoffnungen begnügen. Daß ein Schulknabe von vierzehn Jahren nicht zu den Eingeladenen gehörte, war ein ziemlich naturgemäßer Gang der Dinge. Aber daß er sich dennoch seinen Antheil am Fest nahm, konnte ihm Niemand verwehren. Um es kurz zu sagen, ich stand bis Mitternacht vor dem Opernhause, an dem der Universität gegenüber gelegenen Eingang, und sah die Gäste vorfahren, mit einem Gefühl staunender Ehrfurcht, das nur ein feuriger Knabe nachzuempfinden vermag. Freilich blickte ich mehr nach den Männern als nach den Frauen; ich bebte vor freudiger Erregung, wenn ich irgend einen der höheren Führer in glänzender Uniform aus dem Wagen steigen und zwischen dem Spalier der Umzäunungen hindurchschreiten sah. Indessen, so leichten Herzens ich die vielen schönen, glänzend geputzten Damen vorüber schreiten sah — bei Einer war ich nicht gleichgültig! Es war eine Verwandte von mir, ein noch nicht voll sechszehnjähriges Mädchen, zu der sich mein Herz erhoben hatte. Freilich zu einer unerreichbaren Höhe, denn welch ein Abstand ist von einem vierzehnjährigen Terzianer zu einem reizend aufblühenden sechszehnjährigen Mädchen! Und ich hatte das unermeßliche Glück sie endlich wirklich aus dem Wagen steigen, und in ihrem in der That allgemein bewunderten Reiz erhöht durch die Sorgfalt der Ausschmückung, an mir vorüberschreiten zu sehen!

„Weil sie die Glückliche war, durft ich der Selige sein!“

Mehr von dieser romantischen Periode meines Knabenalters — beiläufig nicht die einzige — hier zu verrathen, halte ich nicht für angemessen. Ich sage nur, gewissermaßen um mit

mir selbst rücksichtlich meiner biographischen Pflicht zum Abschluß dabei zu kommen, daß sie sich einige Jahre später, wo mein Herz als Fähndrich der Garde-Artillerie noch immer sehr erregt, wenn auch nicht ganz ungetheilt, für sie schlug, verheirathete, und daß ich den Feierlichkeiten, die ihre Hochzeit umgaben, mit ähnlichen Empfindungen beiwohnte, wie ich als Ballzuschauer außerhalb des Saales gehabt. Wir haben uns später nur sehr selten, doch in freundlichster Erinnerung unserer gemeinsam verlebten Kindheit gesehen. —

Die Kriegserklärung Preußens war erfolgt, der offene Kampf hatte begonnen; die Schlacht bei Lützen war geschlagen. Die ersten Nachrichten, die uns darüber zugingen, waren, wie fast immer nach großen Schlachten, unbedingt glückliche. Alles jubelte über den Sieg, den wir erfochten, in dem die jugendliche Tapferkeit unserer freiwillig zu den Waffen geeilten Kämpfer sich so glänzend bewährt hatte. Doch! die trübe Wendung trat schnell genug ein. Noch sprach man nur von einem Siege, als schon die Nachricht anlangte, daß die Franzosen auf Leipzig marschirten. Das vertrug sich freilich nicht mit einer gewonnenen Schlacht. Allmälig wurde der Verlauf des Ereignisses genauer bekannt, und eine düstre Wolke zog über den glänzenden Himmel unserer Hoffnungen. Doch niedergeschlagen wurden die Gemüther nicht. Einstimmig waren die Berichte über den Muth, die Ausdauer, die Hingebung unserer Truppen. Man verglich diese Schlacht mit der von Jena, und ihr gegenüber blieb Lützen ein Sieg. Mindestens ein Sieg des Fortschrittes, der neuerwachten, bewußten Kraft, des muthigen Wollens. Freilich der weiter und weiter gehende Rückzug, auch nach der Schlacht von Bautzen, das Zusammendrängen der Armee in Schlesien — dies Alles belastete die Brust schwer, und die Hoffnungen fingen an zu sinken.

In diese Zeit fiel ein Familien-Ereigniß, das Herzen und

Blicke unseres häuslichen Kreises für den Augenblick einigermaßen von dem immer dunkler werdenden Horizont der öffentlichen Zustände abzog. Es war die silberne Hochzeit meiner Aeltern. Mein Vater wollte in der ernsten Stimmung der Zeit, belastet von Sorgen, daß der Tag, den er sonst hoch in Ehren hielt, und jedesmal durch irgend eine freudige Veranstaltung bezeichnete, so still als möglich vorübergehe, was ihm von der wahrhaft inneren Theilnahme daran nichts geraubt haben würde. Meine Mutter theilte diese Ansicht, oder fügte sich ihr; ich weiß es nicht mehr. Beides war ganz der bescheidenen Weiblichkeit ihres Sinnes entsprechend. Indessen hatten wir, mein Vater auch durch seine musikalische Fähigkeit Anderen, zumal älteren Freunden, so oft bei ähnlichen Anlässen durch kleine Veranstaltungen unsere Theilnahme ausgedrückt, und namentlich war meine Mutter in allen unseren Kreisen so geliebt, daß trotz des Ernstes der Zeiten man doch den Tag nicht unbezeichnet vorübergehen lassen wollte. Und so lud denn der langjährige Freund meines Vaters, Geh. Rath Zenker, zur Feier des Festes am 21. Juni, unsere näheren Freunde und Verwandte in sein Haus, das noch den, bei der sommerlichen Jahreszeit so großen Vortheil genoß, einen kleinen zierlich gehaltenen Garten zum Aufenthalt darzubieten. Das aber ist auch Alles was ich von diesem Tage bewahrt habe; keine einzige besondere Erinnerung. Ja, seltsam genug, nicht einmal ein lebendiges Gefühl der Stimmung, die ihn beherrschte, habe ich bewahrt. Aeußerliches darüber, das ohnehin für den Leser von geringfügigstem Interesse sein würde, den Mittheilungen Anderer (was mir leicht möglich wäre) zu entnehmen, möchte ich nicht. Ich war wohl noch zu sehr Knabe, um den Werth der Feier eines so langen Lebensbündnisses zu empfinden. Allein erwähnen mußte ich desselben doch, weil es mir je später, je bedeutsamer erschien, zumal da das Schick-

sal den ernsten Grenzstein dieses Bundes so nahe an den Punkt der Bahn stellte, wo die Feier seines Glückes und seiner Treue und Dauer begangen wurde! Denn einige Wochen später war er gelöst — für immer!

Der Waffenstillstand kam. Mit äußerster Spannung richteten sich jetzt die Blicke auf Oestreich. Dort, das fühlte Jeder, selbst das unreife Urtheil des Knaben, lag die Entscheidung. Inzwischen deuteten alle Schritte und Veranstaltungen, selbst bei den Einzelnen, mehr auf Furcht, als auf Hoffnung. Viele Familien flüchteten aus Berlin. Ein Theil war nach Schlesien gegangen, und dort noch in härtere Bedrängniß gerathen, weil der Kampf sich immer tiefer in dieses Land hineinzog; von einer Stadt zur andern fliehend, wurden zuletzt die böhmischen Grenzorte der Aufenthalt der Flüchtigen. Mehrere Verwandte und Freunde meines älterlichen Hauses waren nach dieser Richtung geflohen. Die Besorgniß, daß der Feind Berlin besetzen könne, rückte näher. So geschahen denn auch im Hause meiner Eltern einige Schritte, die auf diese Furcht deuteten. Meine nächst älteste Schwester, Amalie, folgte der Aufforderung einer befreundeten Familie nach einem in Pommern belegenen Gute, damals entschieden die ruhigste, gesichertste Zufluchtsstätte. Drückte schon diese Trennung, die nicht ohne das tiefste Herzeleid, meiner Mutter zumal, möglich war, unsere häusliche Stimmung tief herab, so wurde dieselbe durch ein anderes Ereigniß, das erschütterndste was eine Familie treffen kann, noch unendlich schwerer belastet. Es war der plötzliche Tod meines Vaters, am 19. August des Jahres 1813.

Hier verwachsen die öffentlichen Ereignisse zu dicht und innig mit denen unseres häuslichen Kreises, um sie in einer Schilderung, welche die Rückspiegelungen der Zeit auf indivi-

duelle Zustände zum Hauptgegenstande hat, von einander zu trennen.

Mein Vater war durch den Druck der Zeit vielleicht mehr belastet, als durch ihren Schwung gehoben. Viele Umstände erklären dies so natürlich, daß seinem Andenken in mir wenigstens kein Nachtheil dadurch erwächst. Als reiferer Mann, er zählte vier und funfzig Jahre, konnte er die jugendliche Begeisterung, die nicht ohne einen gewissen Leichtsinn, über die Schwierigkeiten und unglücklichen Möglichkeiten hinwegsieht, nicht in dem Grade empfinden, wie ich selbst. Er sah überhaupt die Verhältnisse in unserem Staat, und mit wohlbegründetem Recht, wie sich besonders später erwies, nicht mit so zufriedenem und beglücktem Auge an, als sie sich dem Blick des Knaben darstellten. Er hatte die Zustände getragen, die schon mit dem Alter Friedrichs des Großen in Preußen begannen, sich unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten nach anderen Richtungen fortsetzten, und der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten eine Fäulniß vieler Dinge vererbten, welche den furchtbaren Einsturz von 1806 mit, und zwar hauptsächlich verschuldeten; er hatte unter diesen Staatsverhältnissen den Kern seines Lebens zugebracht. Mittelst eines, durch eigene, beharrliche Thätigkeit errungenen, wohl verdienten Wohlstandes, konnte er dieselben allerdings leichter ertragen, als Andere, und sich von Mancherlei unabhängig machen, was diese drückte: nichtsdestoweniger hatte er Urtheil genug, die Unwürdigkeit vieler Verhältnisse zu erkennen, und Herz genug sie zu empfinden, auch wo sie ihn nicht persönlich drückten. So war er in einer beharrlichen inneren Opposition geblieben, gegen die meisten Maaßregeln und Ansichten, welche als öffentliche und allgemeine, aber auch als Grundsätze gewisser Kategorien der Gesellschaft geltend gemacht wurden. Die schroffe Stellung des Adels zu dem Bürger z. B., ferner

die des Militärs, das zu seiner Zeit in der That eine bis zur Barbarei gehende Willkühr übte, ein Verhältniß, welches sich hervortretend in Berlin in dem Uebermuth der Offiziere des Regiments Gensdarmen ausprägte: erfüllten ihn mit gerechtem Unwillen und weckten seine entschiedene Gegnerschaft, die er, sein ganzes Leben hindurch, so weit es zu jener Zeit möglich war, durch sein unabhängiges Zurückhalten von Allem, wo man nicht völlige Gleichberechtigung zugestand, thatsächlich durchführte. Sein Wohlstand war durch die Kriegsjahre zerrüttet; der jetzige Kampf mit seinen Anstrengungen drohete ihn zu vernichten. Für das hochreife Mannesalter meines Vaters konnte die Hoffnung einer späteren Wiederherstellung desselben nicht mehr von Einwirkung sein. Dies Alles schwächte zugleich sein Vertrauen auf eine glückliche Zukunft. Er hatte den Uebermuth und Dünkel des Militärs vor dem Jahre 1806 zu lange gekannt und erfahren, um zu glauben, daß die Lehre jener Unglückszeit eine vollständig durchgreifende gewesen wäre. So mißtraute er auch den Maaßnahmen von oben her. Das Geschick, die Einsicht der französischen Generale hielt er für so überwiegend, daß er seine vorzüglichste Hoffnung auf den Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, der jetzt mit seinen Truppen dicht bei Berlin stand, setzte, und höchstens noch von ihm und Moreau die Rettung erwartete.

Wie schmerzlich es sei, so muß ich es doch bekennen, daß diese Stimmung und Gesinnung meines Vaters, die ich jetzt in vielem Betracht als eine sehr gerechtfertigte erkennen muß, mich öfters mit ihm in einen offenen, ja bis zu einer von meiner Seite ungegründetsten Heftigkeit des Zwiespalts führte. Ich hatte bisher wenig gethan, um mir seine Liebe zu verdienen; im Gegentheil, ich verdiente seine ernste Strenge und Mißbilligung reichlich. Diese mochte er auch auf meinen an sich löblichen patriotischen Enthusiasmus übertragen, und dem-

selben mit deshalb entgegentreten, weil er darin, ganz mit Unrecht, eine Ursach, halb sogar einen Vorwand erblickte, mich den nächsten Pflichten, die mir oblagen, zu entziehen. Ich wollte mit Gewalt schon jetzt für das Vaterland kämpfen; eine knabenhafte Thorheit, indem ich noch kaum das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Da das Gesetz mich nicht vor dem siebenzehnten im Heere zuließ, wollte ich wenigstens zum Landsturm treten, der mir vom funfzehnten, welches ich aber auch noch nicht erreicht hatte, offen stand. Mein Vater hielt sehr vernünftiger Weise dafür, daß es mir viel heilsamer sei, meinen Pflichten als Gymnasiast zu genügen, als zum Schanzengraben hinaus zu gehen, was mir nun wieder, wiewohl es für mich fast nur ein kindisches Spiel gewesen wäre, als eine glorreiche That fürs Vaterland erschien. Denn zu den Schanzen und flüchtigen Festungswerken, mit denen Berlin damals umgeben wurde, mußten auch Frauen durch ihre Arbeit mitwirken, oder Stellvertreter schicken, was denn natürlich geschah; aber diese Lösung des Schanzzettels war eine persönliche Verpflichtung. — Alles dies brachte eine Mißstimmung zwischen mir und meinem Vater hervor, die nicht selten die heftigsten Scenen erzeugte, und mir jugendliche Thränen der äußersten Aufregung kostete. Ein beglückender Trost ist es mir jedoch immer geblieben, daß auch diese Zeit nicht ganz ohne aufgelöste Dissonanzen zwischen uns war, und seine Liebe zu mir, wie die meinige zu ihm, doch in anderen Richtungen zu einer ewig unvergeßlichen Geltung kam.

Um die gedrückte Stimmung seiner sorgenden Seele etwas aufzurichten, unternahm er mit mir in dem Sommer dieses Kriegsjahres während des Waffenstillstandes eine kleine Fußreise nach Freienwalde und der Umgegend. Es lag in diesem kleinen Unternehmen eben der Ausdruck der innigen Anhänglichkeit an die Gaben und Erquickungen der Natur, die ich

schon als eine seiner schönen Eigenschaften geschildert, als zugleich der Beweis seiner noch frischen, männlichen Rüstigkeit, die einen so nahen Abschluß des Lebens nicht vermuthen ließ. Einen Moment dieser Reise will ich herausheben. Wir besichtigten die Allaun-Bergwerke bei Freienwalde. Es war in einen ansehnlich tiefen Schacht einzufahren. Ich habe die Zahl der Lachter nicht behalten, allein ich berechnete mir, daß es eine bedeutendere Tiefe sei, als unsere Thurmhöhen. Mein Vater scheute die Mühseligkeit, wollte aber doch mir die Freude nicht versagen. Ich mußte denn mit dem Steiger allein hinunter, der auf der Leiter vorfuhr, während ich im Eimer mit einem Fuße stehend, den anderen frei heraus, hinabgelassen wurde. Ein wenig schauerte michs doch, da ich in die schwarze Tiefe blickte, in welcher das Grubenlicht des Steigers schon fast verschwand, obwohl es noch lange nicht die Sohle erreicht hatte. Ich wurde an dem Hauptseil noch überdies, gegen Schwindel oder Zufälligkeit, mit einem dünneren Seil leicht angebunden, und nun ging die Fahrt vorwärts. Ich hatte die Weisung erhalten, wenn der Eimer etwa der engen Schachtwand zu nahe streifen sollte, mich mit dem Fuße leicht abzustoßen. Dies that ich, allein etwas zu stark, der Eimer schlug an der entgegengesetzten Seite an, setzte auf eine Leitersprosse auf, und ich gerieth dadurch plötzlich in eine schräge Lage, die mich stark erschreckte, da ich mit dem Oberkörper schon sehr seitwärts überhing. Ich that einen unwillkührlichen Schrei, hielt aber doch fest, und faßte als geübter Turner sogleich den Entschluß, mich mit beiden Füßen um das Seil zu klammern. Doch bevor ich dies ausführen konnte, glitt, der natürlichen Schwere und Richtung folgend, der Eimer wieder ab von der Sprosse, die er gefaßt hatte, und kam mit einem ziemlich starken Ruck und einigen nachfolgenden Schwankungen wieder in die richtige Lage. Das Alles war die Sache von vielleicht

drei Sekunden, allein der Schreck war nicht nur mir etwas in die Glieder gefahren, sondern auch die Männer, die droben am Haspel dreheten, und die Störung wahrnehmen mußten, hatten etwas gestutzt, und dadurch auch meinen Vater beunruhigt. Bald gelangte ich indessen glücklich unten an, besichtigte den Bau und kehrte sodann zu Tage zurück. Als ich jetzt, nach ein oder zwei Stunden vielleicht, das Licht wieder begrüßte, und von dessen Helle fast geblendet war, durchdrang mich ein nicht zu schilderndes Gefühl des Glücks, des Danks, der Rührung. Ich sprang über die Schachtmündung, und mein Vater, in dem, als er mich aus der Tiefe zurückkehren sah, etwas Aehnliches vorgehen mußte, zog mich, was mir seit langer Zeit nicht begegnet war, an die Brust, und küßte mich herzlichst. Mir drangen die Thränen ins Auge. Ich fühlte nach langer erkältender Trennung, und manchem heftigen Auftritt offenen Zwiespalts, plötzlich wieder die ganze, väterliche Liebe. Ich empfand, daß im tiefsten Grunde der Brust Vaterherz und Sohnesherz noch mit der Innigkeit der natürlichen Neigung aneinander hingen! Wer hätte in diesem Augenblick wo die Möglichkeit, daß der Sohn dem Vater plötzlich geraubt werde, ernst berührend an uns vorüber gestreift war, gedacht, daß — die umgekehrte Trennung so nahe lag! — Aber gerade, weil diese so schnell eintrat, ist mir der eine Moment wahrhaften, herzlichen Wiederfindens von unschätzbarem Werth für das ganze Leben gewesen, und hat mir die Bürgschaft dargeboten, daß unsere Spaltung uns doch lange nicht so weit auseinander geführt hatte, als es zuweilen schien. Das Leben würde nach diesen vorübergegangenen Entwickelungen uns auf das Innigste zusammengeführt haben!

Einige Tage nach der Rückkehr von dieser kleinen Ausflucht, die etwa um die Mitte des Augusts stattgefunden haben mochte, machte mein Vater zu Fuß einen Spaziergang um

das zwischen Charlottenburg und Spandau im Lager stehende schwedische Corps, wohin viele Tausende von Berlinern wanderten, zu beschauen. Ich war in der Regel sein Begleiter auf weiteren Spaziergängen, und bei diesem hätte schon die Merkwürdigkeit des Zieles mich mit hinausführen sollen; allein wegen einer Verabredung mit einigen meiner Schulgefährten, zum gemeinsamen Verbringen des Nachmittags, war ich gerade diesmal nicht der Begleiter meines Vaters. Soll ich es eine Wohlthat oder ein Unglück nennen? Denn von diesem Wege kehrte er nicht lebend heim! Er hatte wohlgemuth und rüstig das Ziel erreicht; mehrere seiner Bekannten hatten ihn im Lager gesprochen; er trat auch den Rückweg zu Fuß an, und verschmähte es sogar, von Charlottenburg aus mit einem der vielen Thorwagen zu fahren. Ein Beweis, daß er sich bei den besten Kräften fühlen mußte. An dem jetzt sogenannten Stern, wo der Garten von Bellevue an die Chaussee streift, ein Platz, der damals wegen einer Anzahl von halbverstümmelten Sandsteinbildsäulen, die ringsum an dem Eingange der Allee standen, so allgemein „die Puppen" genannt wurde, daß ich den trivalen Volksausdruck durch gar keinen anderen Namen zu ersetzen wüßte — an diesem Platz schlug er, wahrscheinlich um dem Staube auszuweichen, den Seitenweg zu seiner Linken, nach dem Schloß Bellevue an der Spree zu, ein. Noch bevor er das kleine, zu den Wirthschaftsgebäuden des Schlosses gehörende Gasthaus, welches noch jetzt dort Kaffeegäste aufnimmt, erreicht hatte, sank er leblos zu Boden. Sein Tod muß augenblicklich erfolgt sein; denn zwei Herren (die Instrumentenmacher Grießling und Schlott, damals eine berühmte Firma) ritten desselben Weges, ihre Pferde stutzten, sie sahen einen Menschen mitten im Wege liegen, und stiegen ab. Dieses Anhalten machte eine Frau aufmerksam, die eben, in der entgegengesetzten Richtung vorübergegangen

war, und sich noch so nahe befand, daß sie in dem sommerlichen Halbdunkel den Vorgang wahrnehmen konnte. Sie kehrte um, trat hinzu, und rief aus; „Der Herr ist mir ja so eben noch ganz wohl begegnet.“ So schnell war der Uebergang vom Leben zum Tode gewesen! Denn als man mit Hülfe einiger Hinzugekommenen den bereits starr werdenden Körper in ein Zimmer des gedachten Wirthshauses trug, wo zufällig ein Chirurgus anwesend war, der ihm eine Ader schlug, floß schon das Blut nicht mehr, — der Tod war erwiesen! Die Rettung wäre gewiß unmöglich gewesen, denn die schnellste Hülfe, die in solchen Fällen nur gewährt werden kann, war sogleich bereit, und befreundete Sorgfalt wandte sie mit allem Eifer an. Eine meinen Aeltern bekannte Familie hatte eine Sommerwohnung im Schloß Bellevue inne; es war die des Predigers Moliere von der französischen Colonie. Die Gattin desselben, die von dem Vorfall hörte, kam herzu und erkannte meinen Vater, that also natürlich alles Mögliche, was zur Rettung führen konnte. Es hat uns somit bei dem Andenken an diesen Trauerfall stets die zwiefache Beruhigung begleiten können, daß einmal kein zufälliger Umstand, keine Versäumniß dabei eingetreten ist, durch welche der Tod herbeigeführt oder nur beschleunigt worden wäre, und zweitens, daß derselbe so schnell und ohne quälende Kämpfe erfolgt ist, wie er selten einem Menschen zu Theil wird.

Wir erfuhren alle diese Umstände natürlich erst später. Die Art, wie wir von dem uns in so schwerer Zeit so schwer betreffenden Unglück unterrichtet wurden, wird mir nie aus dem Gedächtniß schwinden.

Es war Abends gegen neun Uhr. Wir waren sämmtlich zu Haus, auch ich schon von meinen Spielgefährten zurück. Es schellte ziemlich stark. Zwei fremde Herren fragten nach meinem Vater. Es wurde ihnen die Antwort, er sei auf einem

Spaziergange, und wahrscheinlich nachher noch ins Theater gegangen, von wo er bald zurückkommen werde. Die Fremden erwiederten hierauf, sie müßten, uns bedauernd, nur die Meldung machen, daß der Vater auf seinem Spaziergange unwohl geworden sei, und sich krank in Bellevue befinde. Dieses Wort durchzuckte meine Mutter mit der, ich darf kaum sagen Ahnung, mit wahrhafter Ueberzeugung der Wahrheit, so gewaltig wurde sie in ihrer reizbaren Natur davon ergriffen. Sie rief aus: „Er ist todt! Sagen Sie die Wahrheit!" Die fremden Herren aber blieben dabei, er sei nur ernstlich erkrankt, Hülfe nicht unmöglich. Unsere erfahrungslosere Jugend schenkte dem scheinbaren Trost Glauben, und wir Geschwister hefteten unsere Hoffnung an das Wort. Nicht so meine Mutter! Sie war, wie ein halbes Jahr zuvor bei dem Tode ihrer Tochter Caroline, auch jetzt ganz hingerissen von dem Schmerz, und hatte keinen Augenblick der Hoffnung. Unsere Bestürzung war natürlich trotz jener leisen Hoffnung außerordentlich groß, und im ersten Augenblick waren wir Alle rathlos. War es Zufall oder auf einer früheren Verabredung begründet, ich weiß es nicht mehr, allein wie ein tröstender Helfer vom Himmel erschien in diesem Augenblick der alte innige Freund meines Vaters, der Prediger Catel, der eben aus dem Theater kam, und erfuhr, was geschehen sei. Er erklärte, daß er sogleich selbst hinaus wolle, um den Kranken hereinzuschaffen, während ich zu unserm Hausarzt Heim gesendet wurde, damit dieser seine Hülfe gleich hier anwenden könne. Ich lief in meiner Angst und Verwirrung, für die ich keine schildernde Worte habe, zu Heim, der zum Glück nicht sehr entfernt, an der Ecke der Kronen- und Markgrafenstraße wohnte, eine Wohnung, die er bereits über zwanzig Jahre inne hatte, und in der er, über zwanzig Jahre später, selbst starb. Ich traf ihn gerade beim Entkleiden. Ich wollte ihm erzählen was vorgefallen war,

allein ich hatte Fassung und Sprache so verloren, daß ich trotz seiner gutmüthigen Fragen nichts hervorbringen konnte, als die Worte: „Mein Vater, mein armer Vater! — O kommen Sie doch zu uns!“ Er beauftragte mich einen Wagen zu holen; da ich aber in meinem angstvollen Zustande selbst dazu nicht recht fähig schien, rief er gutmüthig seinem im Zimmer anwesenden Kutscher zu: „Fahre nur rasch vor, daß wir bald fortkommen.“ Ich hatte mich indessen doch wieder gefaßt, und lief zu einem gegenüber wohnenden Fuhrmann, der aber, da er mich nicht kannte, und ich ihm nicht das Geld vorauszahlen konnte, sehr zögerte, anzuspannen. Während ich noch unterhandelte, fuhr Heims Wagen schon heraus und ich eilte diesem vollen Laufs nach zum älterlichen Hause. Eben, als ich vor die Thür gelangte, wollte ein anderer Wagen halten. Es war der, in welchem unser Freund, später mein Vormund, Catel die Leiche meines Vaters hereinbrachte. Als er ausstieg, und ich meinen Vater im Wagen zurückgelehnt erblickte, rief ich mit dem gemischten Ton der Angst und Hoffnung: „Lebt er!“ Doch der redliche Freund drückte mir die Hand und sagte leise: „Nein, er ist todt!“ — Nun strömten meine Thränen und von den nächsten Vorgängen weiß ich nichts mehr, als daß ich meine Mutter in Thränen fand, vor dem Körper meines Vaters, der auf einen Tisch gelegt war, Heim stehen sah, welcher den mit Fragen in ihn Dringenden, ob man nicht noch einen Aderlaß versuchen solle, mit Entschiedenheit antworten: „Nein! Er ist völlig todt. Da ist nichts mehr zu thun.“

Wie der Abend endete, wie wir die Nacht zubrachten, weiß ich nicht mehr. Nur daß andern Morgens, schon von den frühesten Stunden an, Freunde des Hauses und Andere erschienen, die von dem Fall gehört hatten, noch zweifelten, und sich überzeugen wollten, ob dem wirklich und wahrhaft so

sei. Denn der Unglücksfall erregte in doppelter Beziehung Aufsehn und Theilnahme, sowohl durch seine Plötzlichkeit, als weil mein Vater einer der gekanntesten Männer der Stadt, und in seiner regen, eifrigen, auf Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung begründeten Thätigkeit als musikalischer Beurtheiler allgemein geachtet war. Viele hatten ihn kurz zuvor in Fülle der Gesundheit, Einige noch am Abende seines Todes gesehen.

Das Wohlthuende einer so allgemeinen und tiefen Theilnahme, worin sich zugleich die Hochachtung vor dem geliebten Hingeschiedenen ausdrückt, empfindet sich mitten in der Gewalt der Schmerzen. Ich sah in diesen Tagen Freunde und Bekannte wieder, die Jahr und Tag unser Haus nicht betreten hatten, und alle waren sie von tiefer Trauer bewegt. — Meine Mutter war vom Weinen und fieberhafter Schmerzenswallung fast erschöpft. Unvergeßlich wird mir der tiefe Ausdruck der Wahrheit sein, mit dem sie in ihren Thränen rief: „O hätte ich ihn doch nur noch einmal wiedergesehen, ihm nur einmal sagen können, wie sehr ich ihn geliebt, wie ich ihm dankbar bin für alle Treue und Sorge, die er für mich und meine Kinder gehabt!" —

Das Begräbniß geschah am nächsten Montage, am 23. August, zugleich der Tag der Schlacht von Großbeeren. Feierliche Bestattungen waren zu jener Zeit überhaupt nicht so in der Sitte, — vielleicht in der eitlen Sitte – als jetzt, vollends aber in den Tagen schweren Ernstes. Jeder hatte zu viel um sein Haus auf Erden zu sorgen, als daß er für die hätte sorgen sollen, die — Manchen schien es beneidenswerth — sicher gebettet wurden, unter der Erde, vor den Stürmen auf dieser! So war denn die Bestattung ganz einfach, wie mein Vater auch selbst gewünscht hatte; wir lasen dies später in seinem Testamente. Wahrscheinlich auch hatte er es der Mutter oft mündlich gesagt. Nur drei Wagen folgten dem Sarge des

viel gekannten und geachteten Mannes. Im ersten befand ich mich, begleitet von einem treuen und liebenden Freunde unseres Hauses, des als Jugendschriftsteller weit gekannten und verehrten Predigers Wilmsen, der auch meine Geschwister eingesegnet hatte, bei dem ich selbst den Religionsunterricht genoß, und der jetzt auch die Pflichten des geistlichen Amtes bei der Beerdigung unseres hingeschiedenen Vaters übte. Im zweiten Wagen folgte mein Vetter Wilhelm Häring, als nächster Verwandter, Schwestersohn des Verstorbenen; ihn begleitete der oben erwähnte treue Freund meines Vaters, der Prediger Catel. In dem dritten zwei Verwandte, der Stallmeister Schur und der Brunnenmacher Siegel. Der Schlacht wegen mußten die Todten so eilig als möglich begraben werden an diesem Tage. — Es war ein trüber regnichter Morgen, der Himmel grau, verhüllt wie die Zukunft. Auf dem Parochialkirchhofe, innerhalb der Stadt dicht an der Kirche, nahe der Mauer, die ihn östlich begrenzt, war der Begräbnißplatz. Nur vier Männer und zwei Knaben standen an der offenen Gruft, meine heißen Thränen flossen; das die Kindesbrust überwältigende Schmerzgefühl bildet meine ganze Erinnerung von diesem Augenblick. Vom Einzelnen weiß ich nichts mehr, nichts von der gewiß, dem innersten Herzen entquollenen Rede des Predigers, den ja nicht nur sein Amt, sondern auch der nächste persönliche Antheil an unserer Familie auf diese Stelle führte. —

Der Sarg wurde vollends eingesenkt, wir warfen den üblichen Zoll der Erde hinab, der Todtengräber begann sein Werk — das unsrige war vollbracht! —

Achtzehntes Kapitel.

Schlacht bei Großbeeren. — Aengstliches Erwarten der Entscheidung. — Unsere Lage während der Schlacht. — Meine Erkundigungen. — Trauerfälle. — Erbeutete Feldschmiede. — Anblick der Gefangenen. — Andere Nachrichten. — Turnfahrt nach Heiligensee. — Schlacht bei Leipzig.

Daß die Bewohner Berlins am 23. August des Jahres 1813 sich in einem Zustande der äußersten Aufregnng und und Spannung befanden, und Gemüth und Blicke nur auf das Schlachtfeld von Großbeeren richteten, bedarf keiner Erklärung, denn das Schicksal der Stadt hing an einem Faden und das Damoklesschwert der Plünderung, ja der Vernichtung schwebte über eines Jeden Haupt. Doch ich muß, ehe ich fortfahre von den Eindrücken dieses denkwürdigen Tages zu reden, noch einige Zustände schildern, die unmittelbar vorhergingen. Der Feind stand zwei Meilen weit von den Thoren der Stadt, die, wie ich schon oben angedeutet, nach der Südseite rings mit Verschanzungen umgeben war. Den Hauptpunkt derselben nahm der Kreuzberg ein, gewissermaßen die vorgeschobene Citadelle der großstädtischen Festung. Die Gräben und Wälle zogen sich vom Cottbusser Thor nach dem Hallischen, Potsdamer u. s. w. Genau weiß ich die befestigten Linien nicht mehr anzugeben. Die Bewohner strömten schon seit den letzten Tagen vielfach vor diese Thore hinaus, theils um die Vertheidigungsanstalten im Ganzen zu beschauen, an deren einzelnen Stellen die meisten mitgearbeitet, theils um dort die ersten Nachrichten von dem Heer in Empfang zu nehmen. Jeder Reiter, jede Ordonnanz wurde angehalten und befragt, selbst jeder Bauer, der aus der Gegend kam. Die Theilnahme war allerdings eine für das Ganze; oft aber auch eine ganz bestimmte für die Einzelnen, denn viele Mütter und Väter zählte die Stadt, die ihre Söhne draußen wußten, wo der entscheidende Kampf ausgefochten werden sollte, und viele Schwestern

hatten nach ihren muthig aufopfernden Brüdern zu fragen und zu forschen! Es war eine Zeit der großartigen Erhebung in Liebe und Schmerzen.

Noch eines anderen Gefühls muß ich gedenken, das sich in diesen Tagen allgemein geltend gemacht hatte, es war das des äußersten Unwillens, ja der Empörung gegen eine abscheuwerthe Handlungsweise, die man Einzelnen schuld gab. Da nämlich im Lager die Bedürfnisse groß, bisweilen die Lebensmittel sehr karg waren, so sandten die Bewohner Berlins was sie nur irgend aufbringen konnten hinaus zur Erquickung der Vertheidiger des Vaterlandes und jetzt der häuslichen Genossen selbst. Brot, Fleisch, Fässer mit Bier und Branntwein, Tabak, Wäsche, Strümpfe, genug, was nur das nächste Bedürfniß stillen mochte, wurde in zahlreichen Wagenladungen hinaus gesandt, so daß bei gewissenhafter und richtiger Vertheilung unmöglich Noth herrschen konnte. Dennoch war dem in einzelnen Fällen so und zwar in Folge eines nichtswürdigen Betruges; denn man erfuhr, daß diese freiwilligen Gaben der Liebe und des patriotischen Eifers auf das schändlichste zu niedrigen Preisen verkauft wurden, statt sie denen zuzuführen, denen sie bestimmt waren. Reiche Lieferanten und Spekulanten sogar sollten sich auf diese Weise in Besitz von Lebensmitteln und Gegenständen gesetzt haben, die sie alle zu den theuersten Preisen den armen Bedürftigen im Lager verkauften. Darüber natürlich erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens. Es mag sein, daß einzelne Fälle dieser Nichtswürdigkeit vorgekommen sind, doch allgemein kann der Unterschleif wohl kaum gewesen sein. Allein das Aufsehen war desto allgemeiner, und fast mehr als die Sorge um die drohende Zukunft, beschäftigte diese Erbitterung gegen solche Schandthat, die Einwohner Berlins. In den Schulen sprachen die Lehrer, in den Kirchen die Prediger davon, und selbst in dem Religionsunterricht

sprach Wilmsen, der edeldenkende, hochbegeisterte Mann seinen Abscheu über solche That aus. Indessen so weit ich mich erinnere ist doch kein Fall zur wirklichen Untersuchung und Bestrafung gekommen.

Aeußerlich war der Anblick der Stadt gleichfalls ein sehr bezeichnender. Die Landleute aus der Umgegend waren größtentheils nach Berlin geflüchtet, und täglich sah man noch Wagen, beladen mit den besten Habseligkeiten der Unglücklichen, durch die Straßen fahren. Oftmals lagen auch Kranke darauf in Stroh und Betten. Kindbetterinnen mit dem Neugeborenen im Arm, schauten bleichen Antlitzes, erschöpft aus den tiefen Kissen hervor. Wiegen mit kleinen Kindern sah man auf den Leiterwagen stehen! Auch geflüchtetes Vieh wurde in die Stadt gebracht. Fast in jedem Hause hatte irgend eine auf diese Art ausgewanderte ländliche Familie ein Unterkommen gefunden. In dem meiner Aeltern befand sich eine aus Großbeeren, deren Habseligkeiten zum Theil auf dem Hofe standen, während das Vieh in Ställen, die Menschen in den freistehenden Wohnungen untergebracht waren.

Das waren die Tage und Bewegungen der Schlacht. Am Schlachttage selbst gab es nur ein Interesse, das, zu erfahren, wie der Kampf stehe. Nachdem ich von dem Begräbniß meines Vaters zurück gekehrt war, und die treuen Freunde, die uns bei dieser ernsten Feier zur Seite gestanden, uns Lebewohl gesagt, begab sich unsere ganze Familie zu einer Freundin meiner Mutter, um dort den Tag zuzubringen. Es war die Gattin unseres Vormundes (von den drei durch meinen Vater testamentlich erwählten Vormündern werde ich später mit innigstem Dank zu sprechen haben) des Geh. Hofkammerath **Hübner**, die uns aufnahm. Sie war in diesen schweren Augenblicken gleichfalls ohne den Beistand ihres Mannes, indem derselbe in seinem Amtsberufe, in Diensten des Prinzen August, von Ber-

lin abwesend war. Doch wohnte ein Verwandter, ein junger Militair bei ihr, der in der Schlacht bei Lützen durch den Fuß geschossen, und noch nicht wieder felddienstfähig war, im Fall einer Vertheidigung der Stadt aber, sich doch derselben angeschlossen, und gethan haben würde, was in seiner Lage möglich war. Da ich schon seit dem Tode des Vaters das Gymnasium nicht besucht hatte, geschah dies auch jetzt noch nicht. Ich wurde daher von Zeit zu Zeit ausgesandt, um in der Stadt zu erkunden, wie die Lage der Dinge sei, was man zu hoffen und zu fürchten habe. Ich lief vor das Hallesche Thor hinaus, wo sich viele Hunderte von Menschen befanden, auf dem Wege, der der Richtung von Teltow und Großbeeren zuführte, weit hinaus zerstreut. Einzelne Militairs sprengten im Galopp über Feld, doch sie hielten den Fragern nicht Stand, sondern eilten nach der Kommandantur oder wohin sonst ihre Ordre lautete. An Gerüchten der verschiedensten Art jedoch fehlte es nicht, die aus Absicht oder Leichtgläubigkeit in Bewegung gesetzt wurden. — Der Himmel war grau bewölkt, der Regen fiel fast unaufhörlich, wenn auch selten stark. Der dumpfe Kanonendonner, den wir schon seit dem frühen Vormittag vernahmen, setzte sich ununterbrochen fort. So kam der Mittag heran. Wir aßen unter trübem Gespräch zusammen. Es wurde hin und her berathen, was man am geeignetsten zu thun habe, wenn die Franzosen einrückten, wenn der äußerste Schreckensfall, die Plünderung, einträte! Meine Mutter wurde durch ihren tiefen Schmerz vor dem ganzen Gewicht der Sorgen gedeckt, ich durch meine Jugend, die zum Glück nicht so überlegt. Doch erinnere ich mich, daß die beiden Männer am Tisch (außer dem jungen Militair auch noch ein Bruder der Wirthin) die Sache als eine sehr nahe Möglichkeit in's Auge faßten. Der erste war schnell mit sich fertig; der ihm angewiesene Posten war der Punkt wo er jede

Entscheidung des Schicksals abzuwarten hatte. Der Bruder, ein älterer Mann, war der Ansicht, es sei das gerathenste sich gemeinsam an einen großen öffentlichen Ort zu begeben, sich nicht der Gefahr und Mißhandlung im Einzelnen, in den Häusern blos zu stellen. Eine gräßliche Niedermetzelung oder Mißhandlung im Großen sei zu barbarisch, und dem Feinde zu nutzlos, um sich dadurch zu beflecken; und eher sei dort eine Sicherstellung der Personen durch die Menschlichkeit, ja durch die Vorsicht, zu erwarten. Etwas mehr als das Leben zu retten, könne man bei solchem Schicksal nicht verlangen noch erwarten; was von beweglichem Eigenthum nicht durch Versteck gesichert sei, müsse als verloren betrachtet werden. Daß dieser letztere Schutz in Betreff alles baaren Geldes, Silbers und Goldes, und was sonst den Blicken zu entziehen war, angewendet wurde, hatten wir schon thatsächlich erfahren, denn schon mein Vater selbst hatte in mehreren abgelegenen Wohnungstheilen und sonstigen Verstecken verborgen, was nur möglich war.

So stand in diesen Tagen die Möglichkeit der Zukunft vor den Bewohnern der Hauptstadt.

Nachmittags wurde ich wieder ausgesandt, als Kundschafter unserer Trauerversammlung. Ich nahm die alte Richtung. Dieselbe nur noch gesteigerte Bewegung herrschte in der Stadt. Die Nachrichten widersprachen einander. Wagen mit Verwundeten kamen herein, man umdrängte sie, ihnen Erquickungen zu bieten, und sie über den Stand der Schlacht zu befragen, deren dumpfe Donner noch immer aus der nämlichen Ferne, wie es schien, zu uns herüber schallten. Hier gab es manche rührende Erkennungsscene! Es wurden später viele Einzelnfälle erschütternder Art erzählt. Ein Vater, der mit seinem wohl mit Erquickungen bepackten Wagen hinausfährt, um sie den Bedürftigen zu spenden, trifft einen Wagen mit Verwun-

deten, er fährt heran, und erkennt seinen Sohn, — dem beide Füße weggeschossen sind! Zwei junge Mädchen ziehen vor's Thor um Nachrichten von der Schlacht und wo möglich von einem freiwilligen Kämpfer zu empfangen, der der Bruder der einen der Bräutigam der anderen ist. Auf dem ersten Wagen mit Verwundeten dem sie begegnen, treffen sie den Gesuchten, allein so tödtlich getroffen, daß er ihnen nur noch zulächeln kann, und dann das Auge für immer schließt.

„Wer zählt die Opfer, zählt die Thränen!" — —

Der Abend sank allmälig herab, und in gleichem Maaß stieg die Hoffnung; wenigstens für diesen Tag war das äußerste Geschick abgewendet. Auch liefen schon, freilich unverbürgte Nachrichten durch die Stadt, daß die Franzosen im Rückzuge seien, da sah ich, auf der Heimkehr zu den Meinigen, etwa zwischen sechs und sieben Uhr, eine französische Feldschmiede transportiren. Das war ein Siegeszeichen! Die Franzosen mußten wenigstens an der Stelle, wo ihnen diese Feldschmiede genommen werden konnte, gewichen sein. Mit dieser Nachricht, — dem Oelblatt, das ich in die Arche hinein trug — eilte ich zu den Meinigen. Die Botschaft erregte große Freude, doch war sie freilich nicht ganz genügend; allein gleich darauf lief auch durch einen Hausgenossen, — denn natürlich theilte jeder gleich dem andern mit, was er erfuhr — die Nachricht ein, es seien Couriere eingetroffen, die Schlacht sei auf allen Punkten gewonnen. Die Franzosen in vollem Rückzuge. Unsere nach Hause zurückkehrenden Männer bestätigten dieses schönste Evangelium, was uns werden konnte. Und jetzt schlug selbst in den bekümmertesten Herzen, selbst in die Nacht tiefster Trauer, eine helle heilige Flamme der Freude auf, und ein Jubel erfüllte die Brust, den nichts in der Welt zu schildern vermag. O wie sah jetzt schon, — denn die Freudennachricht flog mit ihren zündenden Funken gleich einem Lauffeuer von

Mund zu Mund, — die Straße anders aus! Zuvor gedämpfte Stille, — in den schwarzen Gruppen ein leises düsteres Murmeln, — ein vereinzeltes, schauerliches Ziehen der Gestalten; jetzt überall rasches Leben, fröhliche, strömende Bewegung hin und her; die Begegnenden umarmten einander, es erschallte lauter Jubelruf, es ertönten Freudenschüsse! — Nun wurde mit dankbarem Herzen auch der Pflichten gedacht, die uns zunächst gegen die Tapfern, die für uns gekämpft, oblagen. Zu Hunderten zogen die Wagen hinaus, um Erquickungen hinauszuschaffen, Verwundete hinein! Wer irgend ein Gespann besaß, verwandte es zu diesem Zweck, mußte es dazu verwenden. Kein anderes Verbot als das der öffentlichen Stimme untersagte für diesen Tag, es war der 24. August, das damals noch im lebendigsten Schwunge übliche Volksfest des Stralauer Fischzuges. Alle Wagen, die frohe Menschen dort hinaus geführt hätten, mußten die Leidenden, deren Blut für die Rettung der Hauptstadt geflossen war, zu dieser hinein führen. Mit neuem Leben, neuer Thätigkeit erfüllten sich die schönen Vereine der Frauen zur Pflege der Verwundeten; freilich waren sie schon seit dem Ausbruch des Krieges thätig, jetzt aber sahen sie plötzlich ihre Kräfte unmittelbar in Anspruch genommen durch eine große blutige Schlacht. Kein Haus, keine Familie, in der nicht Alles was Hände zu rühren hatte, Charpie zupfte, Bandagen bereitete. Wir Kinder waren dabei erzogen, denn schon vom Jahr 1806 an hatten die Lazarethe zu Zeiten diese Thätigkeit in Anspruch genommen. Jetzt wurde sie mit verdoppeltem Eifer, verdoppelter Liebe geübt.

Ein Weniges kam uns auch auf der offenen Straße von den Schrecken der Schlacht zur Anschauung, von den Schrecken ihrer Nachwehen, oft noch furchtbarer als die der zerstörenden blutigen Gegenwart. Trupps von vielen Hundert Gefangenen wurden durch die Stadt geführt. Welch einen Anblick gewähr-

ten diese, den verwundeten Söhnen des Vaterlandes gegenüber! Während die letzten, selbst unter den Schmerzen der Wunden, freudige Blicke und Züge zeigten, von allen Seiten mit Liebe umringt, begrüßt, erquickt, beschenkt wurden, zogen jene in langen stummen Reihen, die tiefste Niedergeschlagenheit in den Zügen, ermattet bis zum Tode, viele verwundet und unverbunden, — denn die Kräfte dazu genügten oft nicht für die Freunde — in abgerissener Kleidung, die Straßen hinunter, begleitet von Bewaffneten, die sie überwachten. Viele hatten blutige Tücher um die Stirn gewunden, statt der Kopfbedeckung; klaffende Hiebwunden zerrissen das Gesicht; ich sah einen Unglücklichen mit halb weggehauener Nase, das getrennte Stück hing noch in der Haut und an dünnen Fleischfasern, aber schon schwarz, halb verdorrt, mit geronnenem Blut umgeben. Nur einige Minuten der Hülfe im rechten Augenblick, und das schaudervolle Schicksal des ganzen Lebens war abgewendet! — Die Gestalten waren überdies meist abgezehrt, fieberbleich; die Meisten mochten selbst von Hunger erschöpft sein. So zogen diese Opfer in die Hauptstadt ein; wie nahe lag es aber, daß dieselben Männer Tags zuvor anders, mit herrischer Gewalt, Alles ertrotzend, nichts schonend, eingedrungen waren! Ein schwerer Wechsel der Geschicke uns zum Heil, ihnen zum Verderben! — Konnte sich diesen Leidenden auch nicht jenes freudige Mitgefühl zuwenden, das die Unsrigen empfing, tröstete und erquickte, so blieb der Zustand ihres Elends doch nicht unempfunden, zumal in dem Dankgefühl, das alle Bewohner der Hauptstadt durchdringen mußte. Es öffnete sich auch ihnen manche mildthätige Hand, und kein Blick, kein Wort der Umstehenden kränkte sie, sondern mit schonender Theilnahme sah man die Reihen der bleichen Gestalten vorüberziehen.

Ich kann nun wieder mit raschen Schritten in der Zeit

vorwärts gehn. In der Schlacht von Großbeeren waren uns die Kriegsereignisse am nächsten getreten; den heilvollen Wendepunkt, den sie hier nahmen, gewannen sie, wie man weiß, auch auf den andern Schauplätzen des Kampfes. Schlag auf Schlag trafen die Siegesnachrichten ein, von der Katzbach, von Culm; dem Sieg von Großbeeren folgte fast unmittelbar der von Dennewitz, und wenn auch das wechselnde Kriegsglück einzeln rückwärts schwankte, wie bei Dresden, im Ganzen und Großen schwang sich jetzt die Kugel um, und endlich reifte die Stunde der Erlösung. Deutlich erinnere ich mich noch, mit welchem erschütternden Schauer über den Riesenschritt der rächenden Weltgeschichte, in jenen Tagen man es in Betrachtung zog, daß die Schlacht von Dennewitz, wo der berühmte kühne Ney unsern Waffen weichen mußte, fast auf den Jahrestag der ungeheuren Schlacht von Mosaisk fiel, die der nämliche Feldherr wesentlich mit zum Siege entschied, ein Sieg durch den Europa dem Machtspruch des gigantischen Corsen nun für immer unterworfen zu sein schien! Und jetzt, in einem einzigen Jahre, welch' eine Gewalt der Ereignisse! Eine Schlachtenbahn von der Moskowa bis zur Elbe, mit hin und her schwankenden Siegen und Niederlagen! Wer hätte am Abend des 6. September 1812 dem Marschall Ney zu prophezeihen gewagt, daß und wie er, am 7. September 1813 vierhundert Meilen von dort den Sieg mit der Niederlage vertauschen werde! — —

Selbst in solcher erhebenden Freude kann eine Art Uebersättigung eintreten, die Anspannung der Nerven durch das höchste Glück führt eben so zur Abspannung und Abstumpfung durch das Zuviel, wie die durch jede andere leidenschaftliche Erregung. Es wurde unmöglich die immer neuen Botschaften von Siegen und Fortschritten der Heere mit der gleichen Freude zu empfinden, wie im ersten frischen Erlösungseindruck. Die Freudenzeichen waren allerdings dieselben. Nach jeder Sieges-

nachricht, die die Zeitungen durch Extrablätter, welche Hunderte von Knaben zum Verkauf austrugen, verkündeten, wurde die Stadt beleuchtet, und ein ununterbrochenes Pelotonfeuer von Freudenschüssen hallte in den schönen Sommernächten oft bis an den dämmernden Morgen durch die Straßen.

Ernstere, besonnenere Leute sahen indeß wohl ein, daß noch lange nicht Alles entschieden sei. Als sich die Heeresmassen immer dichter und dichter um den Knotenpunkt bei Leipzig zusammenzogen, erhöhete sich auch die Spannung der Zweifel und Besorgnisse wieder. Das fühlte jeder, daß hier die Würfel des Verhängnisses fallen mußten. — Wie eine jüngst vergangene Stunde ist mir die gegenwärtig, wo diese alle früheren Siegesnachrichten mit Sturmflügeln überbietend, zu mir drang. Mit einigen Schulgefährten hatten wir die Michaelisferien benutzt, um eine Wanderfahrt zu machen nach den Dörfern, Tegel und Heiligensee. Die Lust am Baden, Schwimmen, hatte uns früher dort versammelt, jetzt zog die am Wasserfahren uns dorthin. Wir hatten uns den Tag über schiffend auf der Havel umhergetrieben und waren sogar ernstliche Gefahr gelaufen, (für uns Schwimmer keine bedeutende, aber für einen Kameraden der nicht schwimmen konnte, eine sehr ernstliche) von einem großen Havelschiff, das im kräftigen Herbstwind mit vollen Segeln herankam und dem wir nicht zeitig auswichen, in den Grund gesegelt zu werden. Nur die Aufmerksamkeit der Schiffer, die uns mit ihren rasch ergriffenen Ruderstangen zurückstießen, bewahrte uns vor diesem Schicksal. Abends kehrten wir zu Fuß, noch rüstig und wohlgemuth aber doch stark ermüdet heim. Da tönte, als wir noch das Oranienburger-Thor nicht erreicht hatten, uns der ferne Widerhall von Schüssen entgegen; es wurde stärker und stärker. Einzelne Häuser vor dem Thore waren erleuchtet. Die Leute strömten eilig zur Stadt, wir fragten und

erhielten die Kunde: „Es ist eine so große Schlacht gewonnen, wie noch keine zuvor! Die Franzosen sind vernichtet, auf der Flucht! Vierzig tausend Menschen sind geblieben! Aber wir haben gesiegt! Zweihundert Kanonen erobert.“

Wo war nun die Müdigkeit geblieben! Es war als ob eine neue Seele den Körper durchströmte! Wir jauchzten auf! Wir strömten in die Stadt! Da quoll uns ein blendendes Lichtmeer entgegen, und der Hall der Gewehre schien die Schlacht zum zweitenmale zu liefern. Alles jubelte laut, Tücher weheten, die Fremdesten fielen sich in die Arme vor Freude, eine Seligkeit, ein erhebendes Dankgefühl erfüllte Alle, Alle! Kein Hüttchen, kein noch so ärmliches Dach- oder Kellerfenster, an dem nicht eine Freudenlampe strahlte. Die Sonne der Errettung war blutig aber herrlich aufgegangen bei Leipzig!

Es ließe sich leicht ein Buch füllen mit den einzelnen Schilderungen des Glückes der belebten Hoffnungen, die jetzt Aller Brust erfüllten. Die schweren Kämpfe von Lützen, Bautzen hatten gezeigt, daß der kühne Attila des Westens noch Kräfte genug besitze, die Welt zu zermalmen. Es schienen doch nur die Elemente gewesen zu sein, die ihn besiegt hatten. Die Völker vermochten ihm nicht zu widerstehen. Nun aber hatten auch diese ihn geschlagen! Jetzt war es nicht die grimmige Umarmung des Winters gewesen, die seine Kräfte erstarrte und brach, es war das Schwert der todesmuthigen Söhne des Vaterlandes, es war das Schwert der Nemesis, von der Verzweiflung der Völker gehoben, dem Eintracht die unwiderstehliche Siegesgewalt verlieh, wodurch er fiel!

Unmöglich vermag, wer die ganze schwere Zeit nicht mit durchgelebt, den düstern Druck der sieben pharaonischen Jahre des Unheils nicht seufzend getragen, sich zu der Gewalt der Empfindung heiliger, weinend jubelnder Freude zu erheben, die in jenen Tagen die Herzen beseligte. Nur einen Schmerz

gab es für die Jugend, die männliche Jugend, den, nicht mitgekämpft, nicht mitgeblutet zu haben für diesen Siegespreis. Aber die Siegesfreude drang dennoch in unser Herz. Es war als habe die Zeit den lastenden Grabstein gesprengt, und die Auferstehung zum beseligenden Himmelreich beginne.

So lange, so ewig lange, — denn sieben Jahre der Duldung sind eine Ewigkeit, — hatte nur die Trauer ihre schwarzen Schleier über uns gebreitet, hatte jeder Tag, jede Stunde Opfer gefordert. Nun leuchtete die Opferflamme der Freude! Nun brachte jeder Tag neues Glück, neue Segnungen! Die Nacht des Jahrhunderts war vorüber, — ein rosiger Morgen tagte, — und Heil dem, in dessen Jugend diese Jugend der Zeit fiel, denn die Schwingen wuchsen zugleich mit denen, die sie allbelebend, segnend regten! Solche Freude erhob die Gesinnung, adelte die Brust, reinigte das Herz! Nach der Kerkerluft athmeten wir die des Eden, nach den Ketten, die uns niederdrückten, fühlten wir uns von Geisterflügeln getragen! Nochmals Heil denen, die dieses Glück empfunden, in seiner ganzen Frische und Wärme, wie es der Verfasser dieser Zeilen empfand, dem der Dank dafür unerlöschlich bis an den letzten Tag seines Daseins in der Brust leben wird.

Neunzehntes Kapitel.

Meine Vormünder. — Theodor Körner. — Reise nach Schwedt. — Jagdbelustigungen. — Einnahme von Paris. — Erste selbstständige Reise nach Neustadt und Freienwalde. — Professor Barthold. — Regenwetter bei der Rückkehr. — Friedensfest. — Fest zur Bewirthung der Russen.

Eines Umstandes will ich hier gedenken, der mein und meiner Geschwister nähere Verhältnisse berührt. Es ist die

Ernennung unserer Vormünder. Drei Männer hatte mein Vater zu diesem mühseligen Amt erwählt. Zuerst den unserm Hause so vielfach befreundeten Professor und Prediger Catel, der sein Amt stets mit der größten Liebe, besonders in Beziehung auf mich, ausübte, und dem ich hier den höchsten und innigsten Dank dafür zolle. Er hatte die Erziehungs-Angelegenheiten zu verwalten, und so fiel der schwerste Theil seiner Arbeit auf mich. Ueberall war er ein guter Rathgeber, wohlwollender Lehrer; endlich verdankte ich seiner Vermittelung auch das Amt der Redaktion der Vossischen Zeitung, so daß ich mich seiner Wohlthaten bis an's Ende erfreute. Zweitens hatte mein Vater den ihm sehr befreundeten, hoch in Ehren stehenden Geheimenrath Zenker, zur Verwaltung der Geldangelegenheiten, gewählt, der des Berufs treulich gegen meine Mutter wahrte, bis der Tod ihn im Jahre 1827 plötzlich ereilte. Als Gehülfe, da der Krieg ihn im Anfang von Berlin entfernt hatte, war für ihn der Geheimerath bei der Seehandlung, Herr Mayet, sein Schwiegersohn, mit wahrer Freundschaft eingetreten. Auch er ist längs dahin gegangen! Mit den Kindern des Geheimrath Zenker, sechs Töchter, haben wir stets in naher und entfernter Verbindung gelebt. — Der dritte Vormund endlich, den mein Vater erwählt, war der Geh. Regierungsrath Hübner, ein Freund, den er erst kurz vor seinem Tode gewann, der meiner Mutter in vielen Rechtsangelegenheiten redlich zur Seite stehen sollte. Er erfüllte sein Amt mit der außerordentlichsten Treue und Tüchtigkeit, so daß ich auch bis in mein sechszigstes Jahr mit ihm verbunden blieb, und den würdigen Mann, der erst 1859, in dem hohen Alter von fast 80 Jahren die Welt verließ, noch zuweilen einen Besuch an seinem Krankenbett abstatten konnte. Einige Momente meines Leben's dürften vielleicht später Veranlassung werden, auf ihn zurückzukommen.

Nun will ich zu den öffentlichen Ereignissen zurückkehren und was meine Jugendgeschichte ferner begleitet.

Von jetzt ab war der Krieg fast nur eine Kette von Triumphen, zwar einzeln durch unglückliche Wendungen unterbrochen, aber doch im Ganzen nur voller Botschaften der Freude, für das Ganze. Denn der Einzelne mußte auch noch manchen bitteren Schmerz erdulden. Selbst wir Knaben hatten den Tod manches wackern Kameraden zu betrauern. Doch die Zeit trug und hob mit mächtigen Flügeln, und veredelte jede innere Kraft. Der gefeierte Held der Jugend war Theodor Körner. Es war wenig, daß jeder Gymnasiast im Besitz seiner Gedichte war, jeder Freiwillige sie im Tornister führte: aber Alle trugen sie im Kopf und Herzen. Auf unseren Spaziergängen und Turnfahrten wurden sie mit Pathos citirt, oder, wo sich eine Melodie damit einen wollte, mit Feuer gesungen. Webers Compositionen aus Leyer und Schwert drangen erst einige Jahre später in's Publikum; aus jener Zeit erinnere ich mich nur einer einzigen, der des Schlachtengebets „Vater ich rufe Dich" von Himmel, das allüberall gesungen wurde, doch mit Begleitung des Pianoforte gesetzt war. Mein jugendliches Gemüth war entzückt von all den feurigen Liedern, und es kostete noch später große Mühe, mich von dieser idealen Verehrung des Heldenjünglings loszusagen, und ihm eine minder hohe Stellung als Dichter anzuweisen. Aber die unwiderstehliche Macht der Wahrheit die, wie Hegel sagt, Niemand wieder los wird, der sie einmal geschaut, zwang mich dazu. Ich kann Körner als eine Jugendgeliebte betrachten, in der man alle Vollkommenheiten vereint sieht, wenn es auch nur der frische Reiz der Jugend und der Herzensverwandtschaft ist, der den goldenen Traum der Täuschung um die erfreuende, selbst schöne, aber nicht außerordentliche Wirklichkeit webt.

Wurden die ferneren Siegesnachrichten auch mit immer neuem Jubel empfangen, so lag es doch in der Natur der Sache, daß sie nicht einen solchen Eindruck machen konnten, wie die ersten, daß sich eine Wirkung wie die der Schlacht von Leipzig so wenig wiederholte wie die Schlacht selbst. — Dennoch war die Einnahme von Paris wiederum eine Losung für große Aufschwünge des Danks und der Hoffnungen.

In den Tagen wo sie in Berlin eintraf, hatte ich mit einem später sehr bekannt gewordenen Schulgenossen, Louis Crelinger, (der als Advokat der Polen in dem großen Verschwörungs-Prozesse des Jahres 1847 eine Rolle spielte, und sich überhaupt als praktischer Jurist ausgezeichnet hat) eine Ausflucht nach Schwedt an der Oder gemacht, wo ich Verwandte besaß, die mich bei sich aufnahmen. Crelingers Oheim, der Kaufmann P...., welcher in Schwedt ansäßig war, hatte uns beide mitgenommen; mich aus freundlicher Gefälligkeit für meine ihm bekannten Verwandten, eine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, und meine Schwester Johanna, die dort eine Schulanstalt mit jener gemeinsam besaß. Wir verlebten dort sehr heitere Tage, durchstreiften die anmuthige Landschaft nach allen Richtungen und machten namentlich unsere Erstlingsversuche als Jäger, indem wir auf einem Nachen auf der weit über ihre Ufer getretenen Oder den Wald durchfuhren, begleitet von den Söhnen eines dortigen Unterförsters. Daß ich keine Anlage zum Jäger besaß (meine Kurzsichtigkeit ganz abgerechnet) hätte jeder Kenner schon damals wahrnehmen müssen, denn mich beschäftigten unendlich mehr der Wald in den ersten Frühlingsknospen, der blaue Wasserspiegel, die schönen hüglichten Ufer, Licht, Sonne, Himmel, als die armen Sperlinge, Elstern, oder andern Thierchen, die wir aus den hohen Baumgipfeln herunterschossen. Unter wir, verstehe ich den geübten Jägersohn, einen Knaben von etwa 15 Jahren, der

für uns sah, und für uns schoß. Wenn wir, was abwechselnd geschah, die Flinte nahmen, knallte es allerdings eben so, aber es fiel kein Vogel herab! — Als wir eines Tages von einer solchen Jagd-Morgenparthie nach Haus kamen, waren wir erstaunt unsere Schüsse, die wir im einsamen Walde hatten ertönen lassen, auch in den Straßen der Stadt zu vernehmen. Es war die Nachricht von der Einnahme von Paris eingetroffen! Am 10. April! Nun erlebte ich auch den Jubel über ein solches Ereigniß in einer kleinen Stadt, aus anderem Maaßstabe als ich es bisher gewohnt war. Doch die Herzen waren nicht minder freudig und die Hoffnungen eben so frisch als bei uns. Es war ein schönerer Frühling in dem schönen! — Denn nun wandte sich das Herz von den Triumphen und Siegen ab, und richtete sich auf die beseligende Gestalt des Friedens. Wir, das heißt meine Altersgenossen hatten ihn eigentlich noch n i e gekannt. Vor dem Jahre 1806 waren wir zu jung, um Unterschiede zwischen Krieg und Frieden zu empfinden, und selbst jener Frieden war kein ächter, denn er war stetig mit der Besorgniß vor dem Kriege erfüllt. Der von Tilsit war ein Ereigniß der Trauer und Schmach, und seine Folgen keine Segnungen, sondern nur die schweren Nachwehen der Kriegserschütterungen; fast noch schwerer als diese, da sie ohne ihre Erhebungen blieben. Die Kämpfe rings in Europa und zunächst in Deutschland habe ich schon als solche geschildert, die wir im Geist förmlich mitdurchfochten; das Gefühl des Friedens, seine Hoffnungen und Erfüllungen kamen daher nicht eine Minute über uns, in den Jahren bis 1812 wo der wirkliche Krieg auch für uns wieder begann. Nun aber war auch dieses Ziel erreicht, und jedes Herz empfand die milde Sonne dieses Gefühls! Glückselig waren wir uns der errungenen Freiheit nun erfreuen zu dürfen und ihrer süßen Früchte.

Für meine besonderen Verhältnisse erwuchs daraus noch keine erhebliche Veränderung. Nur daß die Hoffnung, daß nunmehr die schweren Kriegslasten nicht länger drücken, entwerthete Grundstücke und Geldpapiere wieder steigen würden, und schon stiegen, genug alle äußerlichen Verhältnisse ein neues Leben gewinnen müßten, auch in solcher Hinsicht einige freiere Bewegungen gestattete. Man wollte nun auch sich des sorglich zusammengehaltenen Geldes und Gutes einmal erfreuen, während es bis dahin nur zur Befriedigung des Nothwendigen verwendet worden war. Meine Mutter, welcher die schwierige Aufgabe zugefallen war, das nachgelassene Vermögen meines Vaters unter so bedrohlichen Verhältnissen zu verwalten, hatte sich dem mit einer Treue und Umsicht unterzogen, die selbst Männer, wie unsere Vormünder, in Erstaunen setzten. Ihr Wohlwollen wandte auch mir einen Antheil von dieser freieren Behandlung der Geldverhältnisse zu, indem sie mir die Mittel zu einer kleinen Fußreise, die erste selbstständige, die ich unternahm, gewährte. Sie wurde, in der Erinnerung an das Schöne und Merkwürdige was ich mit meinem Vater ein Jahr zuvor gesehen, — auch liebte ich es stets alte Plätze aufzusuchen, und die Reize einer Reise durch Erinnerungen zu erhöhen — nach Neustadt und Freienwalde gerichtet. Ein Schulgefährte, mit dem ich viel verkehrte, und den ich auch schon genannt, Barthold, (verstarb in Greifswald als Professor der Geschichte) begleitete mich dabei. Er schlief die Nacht zuvor bei uns, damit wir vor vier Uhr, zusammen aufbrechen könnten. Wir besuchten am ersten Tage das Dorf Buch, dessen merkwürdiges Grabgewölbe, wo sich die Leichname als natürliche Mumien seit Jahrhunderten wohl erhielten, uns sehr wichtig war. Auch die schöne Kirche und der Schloßgarten erfreuten uns. Von dort nahmen wir den Weg nach Bernau, um auf dem Rathhause die berühmten Hussitenpfeile zu beschauen und

setzten unsern Weg noch bis zu den dicht aneinander liegenden Dörfern Sydow und Grünthal fort, in welchem letzteren damals die treffliche Bierbrauerei, deren Erzeugnisse es später so berühmt gemacht haben, noch nicht bestand. Der zweite Tag wurde den Merkwürdigkeiten von Neustadt Eberswalde, der Papiermühle von Spechthausen, dem Messingwerk u.s.w. gewidmet, der dritte und vierte Freienwalde und seinen anmuthigen Umgebungen, und am fünften kehrten wir heim. Wir hatten als rüstige Fußgänger und Turner darauf gezählt, den Weg von fast acht Meilen nach Berlin in einem Tage zurückzulegen, und hätten es auch entschieden ausgeführt. Allein es trat Regenwetter ein, dessen wir Anfangs freilich nicht achteten, aber dessen überlegene Gewalt wir doch bald anerkennen mußten. Schon eine Meile von Freienwalde waren wir gezwungen auf einem Dorfe Schutz zu suchen, und traten in das Haus des Gutsbesitzers ein. Wir hatten bescheidentlich nur die Hausflur zum Obdach gegen den strömenden Regen betreten; doch der freundliche Besitzer lud uns ein näher zu kommen, und bewirthete uns mit einem Frühstück. Eine Gastlichkeit die unserer erschöpften Reisekasse sehr zu Gute kam. Der Regen ließ nach, wir wanderten weiter. Doch immer wieder kehrten die kalten Schauer zurück, und allmählig empfanden wir trotz der raschen Wanderung doch ein höchst unbehagliches Frösteln. Der Wind that auch das Seinige, um die bis auf die Haut durchnäßten Wanderer noch gründlich abzukühlen. Wir setzten daher fast unser Alles an ein warmes Mittagbrot in einem Dorfwirthshause, machten uns jedoch, weil die Zeit allmählig drängte, alsbald wieder auf, denn wir hatten Werneuchen noch nicht erreicht. Am Wege standen lange Strohhütten oder Schuppen; sie hatten den gefangenen Franzosen zum Aufenthalt gedient, die an der im Bau begriffenen Chaussee arbeiten mußten. Regen und Kälte trieben uns eine

Zeit lang in einer derselben Schutz zu suchen. Doch unseres Bleibens konnte freilich auch hier nicht sein, und so kämpften wir denn mühsam weiter. Lebhaft entsinne ich mich noch, daß ich auf diesem Wege keinen höheren Wunsch kannte, als den, die Sonne möge plötzlich hervorbrechen, und mit solcher Glut brennen, daß wir nur endlich wieder trocken würden. Ich konnte mir kein seligeres Gefühl vorstellen, als Wärme. Jetzt verstanden wir die Zeile Körner's:

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmes Pfeifen wachend vollbracht!

Endlich gegen fünf Uhr Abends erreichten wir ein Dorf, eine Meile jenseits des Städtchens Werneuchen, das die Wegemitte bildet. Wir hatten noch drei Meilen bis Berlin zurückzulegen, allein unsere Kräfte waren erschöpft, und wir mußten uns entschließen, in den Krug einzukehren. Nicht seine märkische Armseligkeit, Unrüstigkeit und Unsauberkeit erschreckten uns; ein Obdach vor dem Regen, wo wir uns am Feuer erwärmen, unsere nassen Kleidungsstücke mit den trocknen im Tornister wechseln konnten, dünkte uns ein Zauberpalast. Aber .... unsere Baarschaft war zu Ende! Ich besaß noch einige Groschen, die allenfalls für ein spärliches Abendessen und Nachtlager gereicht hätten, mein Gefährte aber war schon mein Schuldner geworden! In solcher Lage waren wir noch nie gewesen, und wußten uns keinen Rath. Vor Frost klappernd und hungernd saßen wir am Schenktisch, und wagten nicht uns ein Nachtlager zu bedingen und etwas zu Essen zu begehren. Ich hegte immer die Hoffnung, die Abendsonne werde noch durchbrechen, und wir dann bei Nachtzeit den Rest des Weges unter klarem Sternenhimmel zurücklegen. Dazu fühlte ich mir Muth. Doch der Himmel blieb bezogen und ergoß seine, wenn auch etwas milder gewordenen Ströme, fort und fort. Da erschien uns ein Rettungsengel in Gestalt zweier Berliner Fleischer, die

mit ihren offenen Wagen des Weges kamen, und Abends noch die Stadt erreichen wollten. Mit ihnen wurden wir einig. Sie nahmen jeder einen von uns neben sich auf den Sitz, und so wurden wir aus unserer peinlichen Lage erlöst. Aber erfreulich war die jetzige auch nicht. Wir hatten nicht durchweg trockene Kleidungsstücke anziehen können; der Regen fiel, wenn auch leise, noch immer; halb erstarrt waren wir schon vor Frost. Im Gehen erwärmte man sich doch ein wenig; auf offenem Wagen und nassem Sitz wurde die Kälte fast unerträglich. In dieser Noth war ein Feldfläschchen mit Rum, das ich nach der damaligen allgemeinen Wandersitte an einer Schnur über die Schulter trug, meine Zuflucht. Ich nippte, aber nur tropfenweise, von Zeit zu Zeit daraus. Es schien mir Pflicht meinem Nachbar auch etwas von dieser Erquickung anzubieten, der sie aber, auf gut berlinisch und fuhrmännisch, in anderen Dosen zu sich nahm als ich, und meinen Vorrath, der mir noch auf drei Tage gereicht hätte, mit zwei Schlucken dergestalt verminderte, daß selbst für meine bescheidenen Ansprüche so gut als Nichts in der Flasche blieb. Der gute Nachbar hatte nach seiner Meinung und nach gewöhnlichem Maaßstabe, allerdings nur ein ganz kleines Schlückchen genommen und war wohl der Meinung gewesen, ich biete ihm eben den Rest an! Aber mir war traurig zu Muthe! Kaum daß der gelbliche Rest noch beim Umkehren der Flasche sich in einigen Tropfen für meine Zunge sammelte! Indeß ich benetzte diese doch noch einigemal, begnügte mich nachher mit dem kräftigen Geruch. Der Regen hörte auf, Berlin rückte näher und näher und endlich hielt ich Abends gegen 11 Uhr glücklich vor meinem älterlichen Hause, wo mir — noch waren die Meinigen nicht zu Bett, da sie mich erwarteten, aber freilich schon so gut wie aufgegeben hatten, — der herzlichste Empfang zu Theil wurde. Man löste mich bei meinem Wagen-

wirth aus, es wurde mir auf der Stelle noch eine warme Speise bereitet, deren Kraft meine Mutter noch durch ein Glas Wein erhöhete, besorgt, daß der schreckliche Regentag und die achtzehnstündige Erkältung üble Folgen haben könnten. Sie hatte indessen nur die bei solcher Jugend und frischen Kraft gewöhnliche, daß ich die Nacht hindurch desto besser und anderen Morgens eine Stunde länger schlief, als gewöhnlich. Das war die ganze Krankheit, die ich zu überstehen hatte, und nichts verkümmerte mir diese schöne erste Frucht des Friedens, dieses heitere Reisebild, das mir aus der frühen Jugendzeit noch so hell nachschimmert über das sechste Lebensjahrzehend hinaus! —

Endlich kam der Friede wirklich und mit ihm das Friedensfest. Es war voll seliger Trunkenheit. Lebendig steht mir der Augenblick vor der Seele, wo der König Friedrich Wilhelm der Dritte als ruhmgekrönter Sieger, umjauchzt von der Liebe seines treuen, muthigen Volkes, heimkehrte nach Berlin! Er kam von Charlottenburg. Der Weg vom Brandenburger Thor bis zum Schloß war in eine lange Triumphstraße verwandelt. Weiße Candelaber, in Gips geformt, standen, durch Kränze verbunden, auf beiden Seiten der Linden und sollten Abends zur Illumination*) dienen. An der Brücke des Kupfergrabens, die Opernbrücke genannt, waren zwei hohe, runde Thürme, die in Abstufungen emporstiegen, aus Waffen errichtet, dergestalt, daß die unteren Absätze als die tragenden, von aufrecht stehenden Kanonenröhren gebildet wurden, während die oberen mit Gewehrläufen, Lanzen, Säbeln und dergleichen bekleidet waren. Fahnen weheten von allen Abstufungen herab

---

*) Die genauere Beschreibung derselben ist in dem Aufsatz für das Schinkelfest vom Jahre 1857 enthalten, vom Baurath Knobloch zusammengestellt.

und zierten die Thurmspitzen. Schinkel hatte die Zeichnungen dazu gemacht. Vor dem Brandenburger Thor war ein Halbrund von Säulen gebildet, auf dem die Gestalt der Victoria (die so berühmt gewordene Figur Rauchs) stand. Kränze und Festons schmückten und verbanden die schlanken Säulen. Alle diese Einrichtungen erschienen mir zauberhaft, prachtvoll! — Rohe Nichtswürdigkeit bethätigte sich aber auch hier, indem man noch vor dem festlichen Tage die Candelaber beschädigte, die Fußgestelle zerschlug und dergleichen mehr! — —

Doch an dem Festtage selbst vergaß sich dies Alles. Als der König, umgeben von Hunderten von Offizieren, in seine Hauptstadt einritt, nach so langer Entfernung, nach Kämpfen und Gefahren, als der Jubelruf des Volkes die Lüfte theilte, alle Glocken läuteten, die Kanonen — nicht mehr dumpf, schauerlich wie am Tage von Großbeeren, sondern mit prachtvollem Donner — die Lüfte erschütterten, da war kein Herz, das nicht in Entzücken, kein Auge, das nicht in seligen Thränen schwamm. — Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige glänzende Lampenfronten wetteiferten miteinander. Allein den Sieg über Alles gewann die Beleuchtung der katholischen Kirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das sonst unbeleuchtete Gebäude im Dunkel dem Auge entschwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu schweben schien mit seinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott selbst aufgerichtet zu haben schien in seinem reinen Himmel.

Wer hätte geglaubt, daß diese Friedensfeier nur einer so kurzen Dauer gelten würde, daß schon im nächsten Halbjahr wieder ganz Europa in lohen Kriegsflammen aufleuchten sollte!

Ein zweites Fest, was nur den Charakter einer Volksbelustigung und Freudenveranstaltung, keinen der Erhebung des

Gemüths trug, war aber doch eigenthümlich genug. Es wurde den in ihre Heimath zurückkehrenden Russen gegeben. Man bewirthete sie. Im Lustgarten und die ganze Strecke der Linden entlang waren gedeckte Tische aufgestellt, mit Speisen und Getränken im Ueberfluß, wo der Soldat nach Belieben zulangen konnte. Der Anblick war charakteristisch und überaus heiter. Die weißen Tischtücher glänzten unter den grünen Bäumen; die Soldaten in ihren Glanzuniformen bewegten sich bunt durcheinander, das Volk zog in Schwärmen jubelnd daneben und dazwischen her. Musik erschallte überall; es wurde getanzt, auch Schaukeln waren, als ein Lieblingsvergnügen der Russen, errichtet. Der Gesang ihrer Nationallieder ertönte. Dennoch veranlaßte dies Fest viele traurige Folgen. Daß der Russe, wo ihm geistige Getränke unentgeltlich in beliebiger Weise gespendet wurde, nicht nüchtern blieb, so wenig wie es der Deutsche, der Preuße, der Soldat aller Nationen geblieben wäre, liegt nahe. Man hatte zwar manche Vorsichtsmaaßregel getroffen, um dem Uebermaaß des Genusses zum eigenen Besten der Leute zu wehren: allein die Aufseher mochten wohl selbst bald die Fähigkeit der Beaufsichtigung verloren haben, genug, es trat ein Zustand der Trunkenheit ein, der sich bei Vielen bald bis zur völligen Bewußtlosigkeit steigerte. Sie wurden in Häuser und Höfe getragen oder sonst untergebracht. Man hätte sie gern den grausamen Mißhandlungen und Strafen entzogen, doch es war wenigstens nicht überall möglich. Die Trunkenheit hatte aber auch einen entsetzlichen Grad erreicht. Ich sah einige Gemeine in einen Hof unter den Linden tragen. Sie waren völlig bewußtlos. Der Unteroffizier, der ihnen folgte, war wüthend. Sie wurden unter den Brunnen gelegt und Ströme Wassers über sie ergossen; sie rührten sich nicht. Erbittert zog der Unteroffizier das Seitengewehr und hieb zwar flach, aber mit rasender Wuth

auf die am Boden liegenden ein, so daß sie ein gräßliches Jammergeschrei ausstießen, nichts desto weniger bewußtlos starr blieben, oder sich in wilden Schmerzzuckungen wälzten. Die Umstehenden wollten solchen Qualen Einhalt thun, doch der Wüthende ließ sich durch nichts abhalten, schleppte mit Hülfe einiger nüchternen Kameraden die Trunkenen immerfort wieder einen nach dem andern unter die unaufhörlich bewegte Wasserpumpe und begann ebenso immer auf's neue die furchtbare Mißhandlung durch Schläge mit der flachen Klinge. — Solche Schlußscenen, wenn auch vereinzelt, mußten den Gesammteindruck des Festes natürlich sehr verderben, und es konnte, wie heiter und freundlich der Anblick anfangs, wie herzlich der herrschende Ton eine Zeit lang war, doch keinen erhebenden Gesammteindruck machen und keinen guten Nachklang hinterlassen. —

Zwanzigstes Kapitel.

Flucht des Kaisers aus Elba. — Mein Entschluß den Kampf mitzumachen. — Eintritt in Colomb's achtes Husarenregiment. — Einmischung des Stallmeisters Schur. — Unterredung mit Colomb. — Rücktritt. — Tiefster Schmerz.

Ich schweige von den Interessen, Hoffnungen, Entwürfen, welche die Gemüther nach einigen Siegen erfüllten, da sie dem Knabenurtheil so fern standen. Ich berühre aus gleichem Grunde nicht die Stimmung und die Urtheile, welche der Congreß zu Wien hervorrief, und die sich in tausendfacher Vervielfältigung, mündlich wie in Broschüren und Journalen, verbreiteten. Solche Zusammenstellung wäre die Sache des Geschichtsschreibers, nicht die des Biographen. Ich bleibe immer nur so viel als möglich bei den persönlichen Eindrücken, die ich empfing, und die mir fest geblieben. Dahin gehört

denn natürlich auch der der Katastrophe, wodurch der Congreß aufgelöst wurde, die Flucht Napoleons aus Elba. Es war im ersten Augenblick, als sei die ganze Welt durch einen electrischen Schlag plötzlich erstarrt, als habe jeder gleichzeitig auf eine Klapperschlange getreten, deren Anblick ihm Fuß und Glieder lähmte. Das Wort: „Napoleon ist wieder in Frankreich" war ein Medusenhaupt, vor dem die Welt sich in Stein verwandelte. Doch nur im ersten Augenblick. Im zweiten erkannte man, daß hier entweder gar keine Gefahr walte, da der einzelne Mann gegen das einige Europa nichts vermochte, oder die größte, falls ein Heer um ihn aufstehe, und es ihm gelinge, sich wieder an die Spitze Frankreichs zu stellen. Daß in diesem letzten Falle nur das schnellste und einigste Handeln Rettung bringen könne, war eine Wahrheit, die zu leuchtend in's Auge sprang, um nicht bei Allen sofort zur That zu werden. Die Zwietracht, welche bis dahin den Congreß spaltete, wurde daher plötzlich zur energischen Eintracht. Und wer weiß, ist dieser colossale Schlag von außen nicht das heilsamste Mittel gewesen, den innern Wurmfraß der Fäulniß und Vergiftung — woran besonders die Gewandtheit Talleyrands, die sich von seinem Standpunkte auch wohl rechtfertigen läßt, ihren Antheil hatte — zu vernichten, der vielleicht nachhaltig schlimmere Folgen gehabt hätte, als die, womit der vereinte und erneuerte Krieg nur irgend drohen konnte.

Daß er indessen von aller Welt als ein fast zermalmendes Schrecknis empfunden wurde, daß sich sogar eine gereizte Erbitterung darüber ausströmte, ist nur allzu begreiflich. Nach zwanzigjähriger Anstrengung war der schwere Marmor des Sisyphus von den arbeitenden Völkern endlich die Höhe hinan gewälzt worden, und jetzt plötzlich entrollte er wieder den Händen, nicht ohne leichtfertige Schuld, und drohete Alles zu zer-

schmettern! Kaum hatte man aufgeathmet von dem ehernen Druck, kaum die ersten Knospen und Sonnenblicke eines neuen Weltfrühlings geschaut, und plötzlich war der Himmel wieder voll schwarzer Gewitter und alle Luftschlösser der seligsten Träume und Hoffnungen stürzten zusammen unter einem schmetternden Blitz. Europa mußte diesen Schlag mit doppelter Gewalt und Entmuthigung empfinden, denn

. . . . „Unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein!"

Das Loos wäre zu furchtbar gewesen! Deshalb entflammte auch jedes Männerherz der Entschluß, jede andere Empfindung wegzuwerfen, jeder Klage und Anklage, wie gerecht sie sei, zu entsagen, und nur den Arm nochmals und mit zwiefacher Kraft zur Rettung zu erheben.

So war die That. Daß sich die Gefühle und Urtheile immerhin in Bitterkeit, und zuweilen in der schärfsten, aussprachen, darf man vergeben. Sogar von Blücher wurde ein Wort der Art erzählt. Als von höheren Staatsmännern und Führern der öffentlichen Angelegenheiten über die neuen Opfer und unerschwinglichen Summen gesprochen wurde, die der abermalige Krieg kosten müsse, soll er gesagt haben: „Wenn Ihr auf mich gehört hättet in Paris, ich hätte die Kriegskosten mit einem Groschen bestritten, denn mehr hätte der Strick nicht gekostet, um den zu hängen, der uns jetzt zum Kampfe nöthigt." Die geschichtliche Wahrheit des in Umlauf gesetzten Wortes bleibe dahingestellt; einige Wahrscheinlichkeit hat es aber, wenn man an die Weise des alten Helden überhaupt und an seinen Eifer gegen das allzu milde Verfahren der Mächte im ersten Frieden gegen Frankreich denkt, was besonders der Kaiser Alexander veranlaßte. — Andere drückten sich anders in Formen und Wort, doch ähnlich im Gedanken, über diesen zweiten Krieg aus.

Daß er aber den Flammen eines sechszehnjährigen Jünglingsherzens als ein Ereigniß höchsten Glückes erschien wird man ihm wohl vergeben, zumal wenn das Unrecht der subjektiven Empfindung so bestraft wird, wie es für mich der Fall war.

In dem Augenblick, wo die erneute Aufforderung zum freiwilligen Dienst im Heere erschien, hatte ich mich auch dazu gemeldet. Es war der 1. April des Jahres 1815, wo ich mich im damaligen Tauentzien'schen Palais (das jetzige des Prinz-Regenten), wo die Meldungen angenommen wurden, stellte. Ich wurde sofort zum Dienst verwendet, freilich nicht zu dem angenehmsten, noch einem, der den Ehrgeiz besonders stacheln konnte, nämlich als Ordonnanz.

In der Kaserne am Kupfergraben, welche jetzt die Artillerie inne hat, war ein Bureau errichtet. Dorthin sandte man mich mit einer Meldung, und ich begann die Laufbahn des Ruhmes damit, von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Mittags vor der Thür des Palais zu stehen, um Briefe zum Austragen oder sonstige ähnliche Aufträge zu empfangen. So wenig dies meinen Erwartungen und meiner glühenden Phantasie von Kampf und Schlachten entsprach, so fügte ich mich doch darin und vollzog willig, was mir geboten wurde. Es mochte auch wohl schon an Leuten fehlen. In ungleich höherem Grade widerstrebten mir aber die sehr rohen Formen, mit denen dort verkehrt wurde, und wovon man sich in dem heutigen, so viel gebildeteren und humaneren militairischen Verkehr, schwerlich einen Begriff macht. Daß man auch gar nicht wußte oder daran dachte, mit einem Jüngling aus gebildetem Stande, der es weder in der Vergangenheit, noch in der Perspektive hatte, Thürsteher zu sein, auch vorläufig noch zu nichts verpflichtet war, auf gebildete Weise umzugehen, sondern roher mit ihm verfuhr, als mit einem Haus-

knecht, das war mir doch selbst für den Rausch der Begeisterung etwas zu viel. Vielleicht mochte etwas von der Geringschätzung gegen die Freiwilligen, die viele Offiziere des stehenden Heeres, und auch zuweilen nicht ohne Grund, hatten, sich einmischen. Genug, der erste Dienst-Tag, wo ich meine Kräfte dem Vaterland widmete, war kein aufmunternder. Meine Absicht war, in das Brandenburgische Husaren-Regiment zu treten; in den nächsten Tagen fanden sich viele meiner Kameraden, die dasselbe wollten. Was eigentlich in jener Zeit Alles mit uns geschehen, ist mir nicht genau erinnerlich, doch weiß ich, daß wir von einem Kasernenhof auf den andern, von einer Parole zur andern bestellt wurden, und oft halbe Tage lang warten mußten, bevor wir irgend einen Bescheid erhielten. Niemand konnte uns recht Auskunft geben, was wir eigentlich zu thun hätten, um am nächsten zu unsern Zwecken zu gelangen. Es trat daher eine wahre Noth und Besorgniß bei mir ein, ob die geschehenen Schritte auch wirklich zum Ziele führen würden; und Anderen ging es nicht besser. Da brachte mir eines Tages mein Vormund, der Prediger Catel, die Nachricht, daß der schon von den früheren Feldzügen her als Partheigänger so ausgezeichnete Major von Colomb (verstorben als General der Cavallerie), ein Schwager Blüchers, in Berlin sei, und sich ein neues Regiment organisire, in welches er namentlich freiwillige junge Leute aufnehmen wolle. Mein Vormund schlug mir vor, da alle die anderen Schritte so ermüdend und scheinbar vergeblich waren, mich dort zu melden, wenigstens anzufragen. Ich war sogleich bereit. Der Vormund nahm indeß schon vorläufig Rücksprache mit Colomb und brachte mir die Nachricht, daß derselbe trotz der Bedenken, die über mich geltend gemacht wurden, bereit sei, mich in sein Regiment aufzunehmen. Diese Bedenken waren, erstlich: Er ist noch nicht sechszehn Jahre (ich wurde

es erst am 13. April). Die Antwort darauf lautete: „Das ist zwar ein Fehler, aber einer, den er täglich verbessert.“ Zweitens: „Er ist kurzsichtig! Das ist übel! Für einen Husaren, der immer auf Vorposten sein muß, doppelt übel!“ — Inzwischen die Vorstellungen meines Vormundes, der meinen brennenden Eifer kannte, das Auskunftsmittel eine Brille zu tragen und dergleichen, milderten die Bedenken. Ich durfte mich also vorstellen und wurde angenommen! Jetzt war ich auf dem Gipfel des Glücks! Mit fürsorgender Einsicht wies Colomb, der mich überhaupt ebenso durch seine Freundlichkeit, wie durch den Ernst seiner militairischen Haltung gleich ganz gewonnen hatte, mich an, wie und wo ich mir die nöthige Equipage zu beschaffen hätte. Für Alles Einzelne nannte er mir tüchtige Handwerker oder Verkäufer, die ich mir notirte, und die er schon angewiesen hatte.

Ich war — dies mag auch zu der willigen Aufnahme, die ich trotz meiner allerdings großen Mängel fand, beigetragen haben — sein erster Freiwilliger. Voll von meinem Glück eilte ich sogleich zu meinen Schulgenossen und angehenden Kriegskameraden, die sich alle in derselben ermüdenden Unsicherheit und Rathlosigkeit befanden, wie ich noch gestern, erzählte ihnen, was mir begegnet war, schilderte Colomb's Persönlichkeit mit den feurigsten Farben, und bestimmte dadurch die meisten, zu meiner Fahne überzutreten. Am andern Morgen erschien ich mit der ganzen Schaar bei meinem neuen Chef, und Alle wurden bestens aufgenommen. Nun wußten wir, woran wir waren und was wir zu thun hatten! Nichts glich unserer Freude, unserer Begeisterung. Für mich erhöhete sie sich noch dadurch, daß mein alter Jugendfreund Eduard Ludolff sich demselben Truppentheil zugesellte. — Auch mein Vetter Häring, mein Freund Benecke ergriffen die Waffen, diese bei Jägerdetachements zu Fuß. Keiner meiner Jugendgenossen

blieb zurück; der Eifer, zum Kampf zu eilen, war fast noch größer als 1813, denn jetzt ließ sich das nachholen, um was uns das Schicksal zwei Jahre zuvor betrogen hatte. — Nun begann jene jugendlich freudige, noch mit kindischer Lust gemischte Thätigkeit in der Beschaffung der Waffen, der Uniformstücke und, der Hauptsache, des Pferdes. Dieses letztere war nicht leicht. Ein naher Verwandter meiner Mutter war der Königliche Stallmeister Schur; er stand mir mit Rath zur Seite bei diesem Kauf, allein er schien mir viel zu bedenklich, und ich mußte wohl fünfzig Pferde besehen, ihm zuführen lassen, oder er begleitete mich dahin, und immer verwarf er sie aus diesem oder jenem, gewiß triftigen Grunde. Ich hätte frisch darauf losgekauft, um mich nur auf irgend ein Pferd schwingen zu können. Endlich war eines gefunden, das alle Bedingungen erfüllte, zu denen bei mir noch die sehr schwierige kam, daß ich es nur einigermaßen reiten konnte, denn — so waren die jungen Kämpfer zur Zeit beschaffen — ich hatte noch niemals ein Pferd bestiegen! Das Reiten sollte ich also erst lernen, und zwar in der Königlichen Reitschule unter Aufsicht meines Vetters selbst. Doch von hier aus keimte mir ein Unheil, auf das ich nicht vorbereitet und kaum fähig war, es zu überdauern. Es ging nicht gut mit meinem Reiten; ich hatte wohl kein besonderes Geschick dazu; allein hauptsächlich waren auch die Schüler mit so geringer Vorübung allzu selten, als daß nicht übler über mich geurtheilt worden sein sollte, als ich es angeblich verdiente. Hauptsächlich aber war es meine große Kurzsichtigkeit — und eine Brille trug ich zu Pferde damals noch nicht — die meinem Lehrer und Verwandten das äußerste Bedenken erregte, da ich mehrmals in den Uebungen dadurch grobe Verstöße gegen die Mitreiter beging. Er begab sich daher eines Tages zu meiner Mutter und erklärte ihr, er könne es mit seinem guten Gewissen und

mit dem Antheil an ihr und mir, nicht vereinigen, zu einer Angelegenheit zu schweigen, in der er doch ein sachkundiges Urtheil habe. Es sei unverantwortlich, mich jetzt als Husar eintreten zu lassen. Meine Ungeübtheit im Reiten und meine Kurzsichtigkeit bildeten Hindernisse, die nicht nur für mich, sondern auch für Andere die größte Gefahr brächten. Ueberdies habe ich ja noch nicht eimnal das gesetzliche Alter. Ich würde nichts sein für die Armee als eine Last. Damit könne dem Staat nicht gedient sein. Er als Freund und Verwandter und Sachverständiger in einem Fach, das die ganze Grundlage des Husaren- und Cavalleriedienstes überhaupt bilde, er müsse reden, um Unrecht und Unheil zu verhüten. Und selbst meine Vormünder dürften nicht zugeben, daß ich vor der gesetzlichen Zeit mich unverständig, Niemandem zum Nutzen, vielleicht Allen zum Nachtheil, Preis gebe.

Im Grunde hatte er vollkommen Recht. Meine Mutter, die ohnehin nur meinem heißen Drängen nachgegeben hatte, fühlte sich auch so beunruhigt durch diese Vorstellungen, daß sie mir erklärte, sie könne es nicht auf sich nehmen, mir jetzt, wo noch keine gesetzliche Pflicht mich fordere, den Schritt zu gestatten, wenn nicht Colomb selbst ihr die Versicherung gebe, daß die Bedenken unerheblich seien. Ich wehrte mich mit äußersten Kräften gegen das Rückgängigmachen eines bereits zugelassenen Schrittes, und Jedermann wird es begreifen, daß ich in solchem Fall dem glühenden Gefühl das Alleinrecht der Entscheidung gab, gegen alle Gründe des besonnenen Urtheils. Indeß meine Mutter, die den Opfermuth gehabt hatte, ihren einzigen Sohn dem Dienste des Vaterlandes zu weihen, obwohl sie noch schmerzlich an den frischen Wunden blutete, die ihr in so rascher Folge der Verlust einer geliebten Tochter und meines Vaters geschlagen hatten, sie hatte auch den Muth der Pflicht, in das richtige Geleise zurückzukehren, aus dem sie

meinetwegen gedrängt worden war. Noch heut rührt mich diese Doppelgröße der Liebe und des Pflichtgefühls im Tiefsten.

So kam denn nach einer nicht zu schildernden aufgeregten Nacht der Morgen heran, wo sie mit mir zu Colomb ging. Sie sprach sanft, liebevoll, klar, einsichtig; sie wolle mir, war ihre schließliche Erklärung, meinen Wunsch, wenn auch mit Sorge und Bekümmerniß, gewähren, wenn ihr Colomb die Versicherung gebe, daß sie kein Unrecht damit begehe. Und siehe, diese Versicherung gab er ihr nicht, konnte er ihr nicht geben. Er bekannte frei, im ersten Augenblick zu willfährig gegen mich gewesen zu sein. Unmöglich sei es freilich nicht, daß ich mit zu Felde ziehe; doch es sei nicht räthlich, nicht vernünftig. Er stellte mir mit väterlichem Ernst vor, daß, je feuriger meine Begeisterung sei, es mich um so tiefer schmerzen würde, vielleicht gerade in den wichtigsten Fällen meinen Pflichten nicht genügen zu können. Mit militairischer Einsicht führte er mir alle die Fälle an, wo von der Schärfe meines Auges das Schicksal aller meiner Kameraden, vielleicht das eines ganzen Corps abhängen könne. Wie er gezwungen sein werde, mich von solchen Dienstverrichtungen zurückzuweisen, und wie es mir behagen würde, wenn er genöthigt sei, mich am Tage der Schlacht vielleicht zur Deckung des Trains zu commandiren. Die Thränen standen mir in den Augen. Ich fühlte die Wahrheit seiner Worte und hatte nicht die Kraft sie zu tragen. Er sagte mir geradehin, selbst so junge Soldaten seien mehr eine Last als ein Vortheil für das Regiment, in zehn Fällen gegen einen sei ihr Platz im Lazareth, statt vor dem Feinde, da sie die Beschwerden nicht ertragen könnten. Ich führte zwar dagegen an, daß so mancher mit Kurzsichtigkeit Behaftete dennoch eingetreten sei, allein er erwiederte: „Gut, so warten Sie das gesetzliche Alter ab! Dann fordert es Ihre Ehre, nicht zurückzubleiben und wäre

es Ihr sicheres Verderben, dann verletzt auch Ihre Mutter die Pflicht gegen Sie nicht, wenn sie den Schritt zuläßt. Allein jetzt darf ich Sie, streng genommen, nicht einmal annehmen. Der Staat hat das siebenzehnte Jahr als die äußerste Grenze festgesetzt. So erwarten Sie denn das!" —

Dies war die Endbescheidung. Ich war wie vernichtet! Ich sah ein, daß man im vollen Recht gegen mich war, allein ich empfand die Ausübung desselben als die höchste Grausamkeit, als die Zerstörung meines ganzen Lebens. Unter solchen Umständen erklärten natürlich nun auch meine Vormünder, ihre Pflicht gestatte es nicht, mich selbst bei einem anderen Truppentheile eintreten zu lassen, vor der gesetzlichen Zeit. Und so waren mit einem Schlage alle meine Hoffnungen vernichtet, die Luftschlösser meiner Ruhm- und Thatbegierde zerstört, und es schien mir, als könne ich mich nie wieder von diesem zermalmenden Schlage aufrichten. Wer den Sturm jener großen Zeit empfunden hat, wen ihre mächtigen Strömungen getragen haben, wem je ein begeistertes Herz in jugendlicher Brust schlug, der wird mir nachfühlen! Ich hatte den Verlust meiner lieben Schwester tief beweint, der Tod des Vaters hatte mich schwer erschüttert, doch das waren leichte Stichwunden gegen diesen Dolchstoß mitten in's Herz! —

Meine Mutter, deren ächte, heilige, wahrhafte Liebe zu mir, vereint mit dem ehrwürdigsten Pflichtgefühl, allein ihre Handlungsweise bestimmt hatte, empfand meinen Schmerz in innerster Seele mit.

Von da an wurde ich stille, in mich gekehrt. Ich sah meine nächsten Freunde und Altersgenossen hinziehen in den freudigen Kampf und mußte daheim bleiben! Meinem Vetter Häring gab ich noch am Tage des Ausmarsches das Geleit, brachte die erste Nacht in Potsdam mit ihm zu, und ging den folgenden Morgen noch bis Baumgartenbrück mit. Mit welchem

Gefühl ich hier das Lebewohl sagte, von dem Offizier des Detachements, den Kameraden (es waren noch manche Schulgefährten darunter) Abschied nahm, das drücken Worte nicht aus. In träumerischer Schwermuth, oft in Thränen ausbrechend, ging ich allein, die Einsamkeit der Waldfußpfade suchend, den weiten Weg nach Haus zurück. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meine Einsegnung. — Fahrt nach dem Grunewald. — Vorstellung meiner Seelenkräfte. — Gespräch mit meiner Mutter. — Rückkehr in's Gymnasium. — Ferienreise nach Schlesien. — Aufforderung zum Besuch der Kriegsschule. — Zeugniß Bernhardi's. —

Nun war Alles still und einsam um mich her; alle meine Kameraden waren fort, mein schönes Pferd hatte ich einem anderen Freiwilligen verkauft; ich ging, unfähig zu jeglicher Arbeit, stumm, in mich gekehrt, umher. Am 20. April war die traurige Wendung für mich eingetreten; auf den 3. Mai fiel meine Einsegnung. Unter solchen innern Bewegungen vermochte ich für diesen so ernsten Akt des Lebens nicht die innere Sammlung zu gewinnen, die er gefordert hätte. Mein würdiger liebevoller Lehrer Wilmsen hatte die mildeste Einsicht in meinen Zustand, und gedachte ehrend in den Worten, die er an mich richtete, der Kraft der Entsagung, die ich in einem schweren inneren Kampfe geübt habe. Auch sprach ich das Glaubensbekenntniß im Namen Aller, dennoch war ich weit von der Stimmung, in der ich hätte sein sollen! — Ich glaube man wird es mir vergeben!

Mein Einsegnungstag war zugleich der des Ausmarsches meines Freundes Benecke. Ich wollte ihn noch am frühen

Morgen am Sammelplatz aufsuchen, eine Strecke begleiten; meine Mutter gestattete es nicht, mit Recht, weil mich eine solche Bewegung noch weiter von dem Ereigniß des Tages abgezogen haben würde. Dennoch störte auch dieser Umstand natürlich die Ruhe des Gemüths im Tiefsten. —

Nachmittags, an dem schönsten Frühlingstage, hatte meine Mutter, da sie meine Neigung zu Wald und Feld kannte, eine Spazierfahrt nach dem Grunewald angeordnet. Die Erde grünte im reizendsten Schmuck, der Wald prangte im hellen Grün der Erstlingsblätter, der Himmel leuchtete blau dazwischen. Wald und See waren sonst mein Entzücken; sie blieben diesmal nur kalte Bilder, deren Schönheit ich mit dem Verstande anschaute, von denen aber nicht der leiseste warme Hauch in mein Inneres drang! — Es war vergebens durch irgend etwas meinen Antheil zu erregen; von dem einzigen Gefühl dumpfer Niedergeschlagenheit war meine ganze Brust erfüllt, und nichts Anderes hatte Raum darin! —

Obwohl ich jetzt an eine kindische Vorstellung meiner Seele, an einen knabenhaften Traum streifen muß, den ich über meine Kräfte hegte, so glaube ich doch, daß eine Annäherung an die Wahrheit darin verhüllt ist. Ich hatte nämlich bis dahin den innern Stolz, Hochmuth möchte ich es nennen, daß mir nichts unmöglich sei; ja, wie ich von Mansfeld gelesen, daß er durch die Willenskraft dem Tode trotzen wollen, und stehend gestorben sei, so war ich nahe daran, anzunehmen, dies sei doch wohl in der Möglichkeit, und es habe ihm zuletzt dennoch nur die ernste Kraft gefehlt. Dies war entschieden ein Spiel der Phantasie bei mir, da ich nie und nirgend einmal recht energische Willenskraft gezeigt habe, im Gegentheil, das leichte Ermatten derselben mir zum Vorwurf gemacht werden konnte, und noch heut gemacht werden muß, wo ich mich immer wieder aufzustacheln habe, daß ich nicht diesem

unerschöpflichen Hang des behaglichen Gehenlassens nachgebe. Allein ich fühlte meine geistigen Kräfte; ich vermochte es, einen starken Anlauf zu nehmen und im kühnen Sprunge etwas zu erreichen, was vielen Anderen zu hoch sei; darauf gründete sich dies täuschende Selbstbewußtsein. Im übermüthigen Dünkel wähnte ich oft, wenn ich nur so und so viel Monde oder Jahre daran setzen wolle, müsse ich es in diesem oder jenem Gegenstande des Wissens (wo ich kaum das Mittelmäßige leistete) meinen Lehrern gleich thun, genug, ich müsse jedes noch so hohe Ziel erreichen können. Und deshalb hatte ich auch bei meinem Eintritt in den Kriegsdienst die abenteuerlichsten Ziele vor Augen, von unglaublichen Thaten, die ich vollbringen würde. Wie gesagt, dieses stolze Bewußtsein gründete sich nur auf die Lebhaftigkeit meiner Phantasie, die sich Luftschlösser als erstürmte dachte. Mein Vertrauen war aber dadurch in einzelnen Fällen, kleinen Unternehmungen, Gefahren, ein fast unbedingtes, und — es rechtfertigte sich. Es kann dir nicht mißglücken, dachte ich, empfand ich sogar, und meine kleinen Bestrebungen glückten, meine kleinen Bedrohungen gingen vorüber. Allein von dem Tage an, wo ich bei diesem, mir damals höchstem Lebensziele, im Angesicht desselben völligen Schiffbruch litt, von dem Tage an verlor ich dieses Vertrauen gänzlich. Ist dir das fehlgeschlagen — so fühlte ich's in mir, — so wird dir nichts glücken! Vielleicht, hätte ich ein solches kühnes Vertrauensgefühl bewahrt, so würde ich Größeres im Leben erreicht haben, als mir gelungen ist. In diesem Sinne kann ich, wenn auch nur vermuthend, sagen, daß mit jenem schweren Schlag das Mark meines Lebens geknickt war, und ich mich nie davon erholt habe! —

So waren meine inneren Zustände. Meine Mutter hatte lange, liebende, einsichtige Geduld mit mir gehabt. Jetzt aber mußte auch endlich etwas geschehen. Sie sprach sanft mit mir

darüber; ich sah es ein, so konnte es nicht bleiben. So hart es mir ankam, vorläufig mußte ich in's Gymnasium zurück. Es kommt einem Jünglinge, der sich schon in den Sattel eines kriegerisch gezäumten Rosses geschwungen hat, hart an, sich wieder auf die Schulbank zu setzen. Das klingt kindisch; aber das Gefühl hat sein unumstößliches Naturrecht. Die einzige Hoffnung gab mir Kraft, daß das Jahr endlich doch vorübergehen, und mir dann dasjenige als Recht werden müsse, was man mir als ein Glück nicht gewährt, als ein freiwilliges Opfer zurückgewiesen hatte. — So besuchte ich denn nach langer, langer Unterbrechung, denn ein schweres Nervenfieber hatte mich schon in den Wintermonaten seit dem Januar zurückgehalten, die Klasse wieder. Ich darf sagen, ich war von jetzt an ernstlich fleißig. Ich hatte es einen Augenblick versucht, ein Mann zu sein; ich wollte nun durchaus nicht wieder ein Knabe werden. Mit Dank muß ich es erkennen, meine Lehrer kamen mir dabei sehr wohlwollend, sehr hülfreich entgegen. Ohne Zweifel war ihnen von meinen Begegnissen etwas kund geworden, und sie beurtheilten den Eindruck, den sie auf mich gemacht, richtig, obwohl ich mich Keinem anvertraut hatte. Das fühlte ich zumal, wo es mir noch nicht gelang, meinen Vorsätzen mit der That nachzukommen; denn man wird nicht sogleich ein guter, ein tüchtiger Schüler, aus einem gerade in den schwierigsten und ernstesten Gegenständen vernachlässigtem. So fiel es mir trotz meines Gedächtnisses sehr schwer, die Homerverse auswendig zu lernen, weil ich es früher stets lässig betrieben. Ich lernte unablässig, dennoch stockte ich bei der Prüfung, und verlor den Preis der Anerkennung, den ich schon sicher gewonnen zu haben glaubte. Doch Spillecke, sonst sehr streng in solchen Fällen, ging nur zu meinem Nachbar über und sagte nichts weiter, als: „Sie haben durch das lange Fehlen noch manche Lücke auszufüllen.“ In der nächsten

Stunde war ich sicher, und bewies es. Was man gründlich lernt, sitzt fest; denn die Verse, die ich damals inne hatte, weiß ich zum größten Theil noch auswendig.

So gestaltete sich mein Schulverhältniß besser, als ich zu hoffen gewagt. Meine Mutter, die theils diese innere Wendung mit scharf beobachtendem mütterlichem Auge erkannt hatte, sie mit Freuden sah, und sie belohnen wollte, theils mir eine Art Entschädigung zuzuwenden gedachte für meinen großen Schmerz, war so liebevoll mir eine größere Reise in's schlesische Riesengebirge anzubieten, die ich allein, selbstständig unternehmen sollte. Mein romantischer Sinn zog mich stets nach fernern Gegenden (damals hielt man diese schon dafür) besonders nach Gebirgen, und für das Riesengebirge zumal, hatte ich eine, meine ganze Phantasie anregende Vorliebe gewonnen, durch Zöllner's Reise, die sich in der Bibliothek meines Vaters befand, und die ich auch schon als Knabe viel gelesen und die Abbildungen von Schreibershau, den Schneegruben und andern Gegenden staunend betrachtet hatte. Meine Mutter hatte das, was mir das Liebste war, liebevoll herausgefunden, und in mein jugendliches Gemüth fiel, trotz seiner inneren Trauer, doch ein Ereigniß, ein Genuß dieser Art, wie ein heller Sonnenblick. Meine ganze Seele erhob sich wieder daran, und ich war schon erquickt durch die Hoffnungen auf das bevorstehende Glück. Es knüpften sich zugleich verwandtschaftliche Beziehungen und Verpflichtungen an diese Reise; ich sollte dem Bräutigam meiner in Breslau verstorbenen Schwester Steinberg, der uns einen Winterbesuch gemacht hatte, den Gegenbesuch abstatten, und mich zweien Oheimen, den Brüdern meiner Mutter, Wilhelm und August Richter, der erste Landwirth, der andere Buchbindermeister und Kaufmann in Rudolstadt bei Kupferberg, vorstellen. Beziehungen auf die ich mich gleichfalls sehr freute.

Mit den Hundstagsferien begann ich diesen ersten, ganz selbstständigen, gewissermaßen über das Knabenthum hinausgewachsene Rechte anerkennenden Ausflug in die Welt. Ich will ihn hier nicht schildern, so reichen Stoff der Erinnerung er mir bietet, so mannichfaltige Phasen der Entwickelungen und Lebenswendepunkte, im Guten und Uebeln sich daran knüpften, von denen ich des Hauptsächlichsten sogleich näher gedenken werde. Ich bemerke nur, daß die kleinen Begebenheiten und Abenteuer, so wie die Bilder der Landschaft sich so bestimmt in mir einprägten, daß ich nicht nur nach fünfzehn Jahren, wo ich einen Theil der Reise wiederholte, sondern noch nach zwei und dreißigen, wo ich andere Gebiete derselben wieder berührte, mit sicherster Genauigkeit meine mich begleitende Familie auf Einzelnheiten der Landschaft, die der Weg sogleich darbieten würde, aufmerksam machen konnte, z. B. auf ein romantisch gelegenes Haus, einen sich abzweigenden Fußsteig, einen Felsblock an der Straße und dergleichen mehr. Selbst einen meiner Oheime, den Buchbinder, (der Landwirth war inzwischen gestorben) erkannte ich, als wir uns seiner Wohnung näherten und er uns zufällig begegnete, an Haltung und Sprache sogleich wieder, obgleich ich ihn in der Zwischenzeit nie mehr gesehen. (Er ist nun auch, in den achtziger Jahren, dahin gegangen.) So fest hafteten die Jugendeindrücke, während ich jetzt, trotz vielfältiger Wiederholung, die Anschauungen, selbst des Unentbehrlichsten, des Wichtigsten in Personen, Namen, Thatsachen, Bezeichnungen, vergeblich festzuhalten trachte, und dadurch häufig in die übelsten Verlegenheiten gerathe.

Jener hervortretendste Wendepunkt, der sich an diese Reise knüpfte, und dessen ich oben gedachte, war folgender: Während ich noch bei meinem Oheim, dem Bergmann und Landwirth, einem sehr gebildeten, unterrichteten wohlwollenden Manne in Rudolstadt verweilte, erhielt ich einen Brief von meiner Mut-

ter, der mir die wichtige Meldung brachte, daß nach einem Erlaß des Kriegsministeriums, es auch jungen Leuten, die noch nicht in den Militairstand eingetreten waren, gestattet sein sollte, nach besonderer Prüfung die Kriegsschule zu besuchen, und sich auf solche Art theoretisch zu dem Stande vorzubereiten, den sie nach vollendetem Cursus praktisch ergreifen wollten. Ich hatte nämlich, einmal von der Zeitströmung ergriffen, darauf beharrt, Soldat, und nichts anders als Soldat zu werden. Selbst der zum Heil der Welt durch die Schlacht von Belle-Alliance so rasch beendete Feldzug hatte diesen Entschluß nicht geändert; denn wir jungen Brauseköpfe wehrten uns hartnäckig und thöricht gegen den Gedanken, daß Napoleon, wenngleich gefangen und nach St. Helena abgeführt, auf immer vom Schauplatz abgetreten sein werde. War er einmal von Elba zurückgekehrt, so würde er auch von dort den Rückweg finden; wir hofften sogar darauf und wünschten seine neue Erhebung, nur um ihn selbst nochmals zu bekämpfen und zu stürzen. Auch konnte man sich, nach einem Jahrzehend ununterbrochenen Krieges nicht überreden, daß von nun an die Welt auch im Frieden bestehen werde. Der romantische Traum, daß der gigantische Kriegsheld noch einmal irgend wie in wunderbarer Weise von Neuem auf den Schauplatz der Weltgeschichte erscheinen, und neue staunenswerthe Thaten verrichten werde, spukte übrigens selbst mehrere Jahre nachher noch in manchem älteren Gehirn und sogar der Tod des Kaisers wurde mit jenem Hang zum Mystischen und Wunderbaren, der nie aus der Welt und Menge verschwinden wird, oft bezweifelt, und die abenteuerlichsten Sagen darüber verbreitet, wie er heimlich entkommen sei, im Orient lebe, nächstens mit den Türken gegen Europa aufbrechen werde und dergleichen mehr. Was Wunder also, daß ein sechszehnjähriger Phantast wie ich, nicht gleich in den ersten zwei Monaten nach der erneuten Besiegung

Alles für abgeschlossen und beendet halten wollte, wo sogar noch manche Thatkraft in Frankreich in Bewegung gesetzt wurde, den Kampf zu erneuern. Diese Kriegshoffnung, die mir Gelegenheit zu äußerlichen Thaten geben sollte, war es, wie ich später einsah und jetzt klar weiß, die mich in die Laufbahn des Soldaten drängte; an und für sich war ich für nichts weniger geeignet als für diese und meine Neigungen, selbst der größte Theil meiner Fähigkeiten lagen in ganz anderen Richtungen. Diese falsche verfolgte ich aber nun einmal mit höchstem Eifer. Meine Mutter, der im Soldatenstande nur das Element der Unbildung, die bloß körperliche Richtung, der geistige Müßiggang mit Recht zuwider war, willigte in dem Brief in diese Laufbahn für mich, aber nur auf dem wissenschaftlichen Wege, der sich mir jetzt eröffnete. Ich ergriff das Dargebotene mit feuriger Begierde, sofort antwortete ich voller Dank und Freude, bat meine Mutter, die einleitenden Schritte zu treffen, und beeilte mich, dem Briefe so schleunig als möglich selbst zu folgen. Kaum ließ ich mich von meinem Oheim überreden, noch einer Fahrt beizuwohnen, die er freundlich mit dem Bruder und all den Seinigen veranstalten wollte, um mich einen Theil des Gebirgs, den ich noch nicht bereist hatte, Schreibershau, Zacken- und Kochelfall u. s. w., kennen zu lehren. Salzbrunn, Fürstenstein, Altwasser, Waldenburg, Adersbach, die Schneekoppe selbst, hatte ich schon besucht. Ich war von der Sorge getrieben, zu spät zu dem festgesetzten Termin der Meldung und Prüfung in Berlin einzutreffen; doch mein Onkel überzeugte mich, daß ich volle Zeit habe, die Zwecke meiner Reise zuvor ganz zu erfüllen, und so machten wir denn die gedachte Fahrt in froher Gemeinschaft, obgleich uns das Wetter nur in Hinsicht der Wasserfälle begünstigte, da es fast unaufhörlich in Strömen regnete. In Hirschberg nahm ich Abschied von meinen Verwandten, und eilte mit der

Post, deren damalige Schreckens- und wahrhafte Marterzustände ich schon auf der fünf Tage und fünf Nächte dauernden Fahrt nach Breslau kennen gelernt, nach Hause zurück. Hier, wo bei dem minder frequenten Gebirgspasse nur unbedeckte Wagen in Gebrauch waren, litt ich auch, von dem entsetzlichen Regen besonders die Nächte hindurch und um so mehr, als ich, ein Fußreisender und miles expeditus, keinen Mantel hatte, sondern nur ein dünnes Sommerröckchen über das andere zog. Ich borgte mir einmal, da es gar zu arg war und mir die Zähne vor Frost und Nässe zusammenklappten, eine alte Pferdedecke von einem Postillon gegen ein Trinkgeld, und hüllte mich in diese. — Doch die Jugend überwindet dergleichen leicht, ohne alle Folgen. Ich langte rechtzeitig und gesund in Berlin an, und beeilte mich sogleich die nothwendigen Schritte zu thun, wozu zunächst eine Meldung bei dem Inspekteur der Kriegsschule, dem damaligen Obrist-Lieutenant von Steinwehr, erforderlich war, und demnächst die Beschaffung eines Schulzeugnisses über meine bisherigen Leistungen und meine Führung. — Dieses letztere machte mir doch einige Sorge; denn die wenige Wochen angestrengten, aber noch nicht erfolgreichen Fleißes konnten die lange nicht allzulöbliche Vergangenheit doch meines Erachtens nicht auslöschen, noch aufwiegen. Und ein nachtheiliges Zeugniß hätte mich vielleicht ganz von der Bahn ausgeschlossen, die ich einschlagen zu dürfen hoffte. Nie werde ich daher das Gefühl des Dankes vergessen, welches mir des Direktors Bernhardi eben so einsichtiges, als wahrhaft würdiges und edles Verfahren einflößte. Ich zeigte ihm meine Absicht, das Gymnasium zu verlassen, an, und unterrichtete ihn von dem erforderlichen Zeugniß. Er war ernst aber freundlicher als ich erwartete. Nach einigen anderen Fragen that er mir auch die, wie es komme, daß ich mich seit einiger Zeit so zurückgezogen, so finster, so mürrisch (er legte entschieden

absichtlich einen tadelnden Accent auf das Wort, um meine Verantwortung herauszufordern) ganz meinen sonstigen zu leichtsinnigem und vorlautem Wesen entgegen gezeigt habe? Da ich mich bisher Niemandem mitgetheilt, entschloß ich mich schwer, mein Schweigen über die innere Seelenstimmung, die mich beherrschte, zu brechen. Doch ich überwand mich, und that es; ich vertraute ihm, daß keineswegs eine gehässige Empfindung irgend einer Art gegen Lehrer oder Mitschüler die Ursach sei, sondern nur die Trauer, die ich noch immer nicht zu überwinden vermöge, daß ich von dem Kampf für das Vaterland, in den alle meine Altersgenossen und nächsten Freunde gezogen waren, ausgeschlossen worden sei. — „So? Also das ist es?" sagte er mit eigenthümlichem Ton der Stimme. „Nun, ich werde Ihnen das verlangte Zeugniß ausstellen!" — Er setzte sich und schrieb; ich erwartete kein günstiges. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich es so gefaßt fand, wie es nur dem trefflichsten aller Schüler gegeben werden konnte. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, ich faßte warm die Hand des sonst so strengen Mannes: „Nun, sind Sie zufrieden?" fragte er mich. Ich vermochte nichts zu antworten. Er aber umarmte mich und sagte: „Sie haben früher Manches versäumt, aber ich weiß es, auch von Ihren Lehrern, Sie haben sich zum Guten umgewendet, und Ihre Gesinnung macht Ihnen Ehre! Sein Sie glücklich in Ihrem neuen Stande! Gott mit Ihnen!" — Und so entließ er mich, mit solcher Anerkennung, solcher Erhebung meiner selbst, mich, der ich es so wenig verdient hatte! Es bethätigte sich aber in diesem Verfahren nicht nur die würdigste, liebevollste Gesinnung, sondern auch der klarste pädagogische Blick. Denn dieses Zeugniß erhob meine ganze Seele, gab meinen erschlafften Willenskräften neue Spannung, erfüllte mich mit Muth und wurde mir ein edler Sporn, zu verdienen, was ich als ein so großmüthiges Geschenk empfing.

Und ich darf sagen, für die Zeit, die ich auf der Kriegsschule zubrachte, habe ich wenigstens redlich dem Vertrauen entsprochen, durch welches das Schulzeugniß mich so hoch ehrte, aber auch so heilig verpflichtete.

Ich bestand die vorgeschriebene Prüfung glücklich, und besuchte vom September des Jahres 1815 an die Kriegsschule. Damit darf ich meine Knabenzeit als beschlossen betrachten. —

Dem gegenwärtigen Bande sei jetzt noch ein Anhang hinzugefügt, der den Zusammenhang meiner inneren Entwickelungen in jener Periode umfassen soll, die Geschichte meiner Seele und meines Herzens, die ich nicht wohl geben konnte, ohne zuvor die Erlebnisse und Thatsachen als den äußerlichen Rahmen hingestellt zu haben, welcher diese inneren Richtungen begrenzte und bedingte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Rückblick. Liebe zu Eltern und Geschwistern. Henriette. Ihre Nervenkrankheit. Meine Freunde Ludolf, Magnus, Häring. — Liebesregungen. — Schluß.

Im Einzelnen habe ich, was dieses Kapitel enthalten wird, schon in dem Vorhergehenden mehrfach berührt und angedeutet. Das Herzensverhältniß meinem Vater und meiner Mutter gegenüber, das zu meinen Geschwistern, die ersten ahnungsvollen Keime der Liebe, im eigentlichen Sinn des Wortes, die sich fast immer schon früh, in der Seele des Kindes mit tiefer Lebenskraft, wenn auch dem Leben selbst gegenüber nur als ein träumerischer Anhauch, entwickeln; endlich Einiges über meine Altersgenossen, die Neigung und Freundschaft zu diesen.

Doch dies Alles knüpft sich zu einem psychischen Gesammtgewebe, in welches ich noch die Fäden der geschwisterlichen und sonstigen verwandtschaftlichen Beziehungen einzuflechten habe, deren ich im Bisherigen nur leichthin berührend gedachte. —

Ich besaß ein weiches, und ich darf wohl sagen ein reiches Herz; ich vermochte nach allen Richtungen mit wärmster Innigkeit zu lieben und empfand tiefen Schmerz, wenn diese Liebe zurückgestoßen oder verkannt wurde. Ich liebte meinen Vater warm, aber ich fürchtete ihn doch mehr; er war sehr heftig, hatte stets redliche, ehrenhafte Zwecke und Ziele für uns Kinder im Auge, verfolgte sie aber auch mit zu eifriger Erregung, und verlor dadurch wohl öfters das richtige Maaß in der Art und Weise, wie er uns darauf hinleitete und nach Umständen drängte; vorzüglich meinem starren Sinn und lebhaftem Selbstbewußtsein gegenüber. Daher vermochte er ungleich weniger über mich als meine Mutter, die mit großer Energie des sittlichsten Wollens zugleich die weichste Liebe verband. Wenn ich meine schlechten Zeugnisse nach Haus brachte, lasteten die Thränen meiner Mutter viel schwerer auf meiner Seele, als die Furcht vor der strengen Bestrafung durch den Vater. Meine Liebe zu ihr wuchs in dem Maaße, wie ich heranreifte, während sich die Spaltungen zwischen mir und dem Vater stets erweiterten. So schmerzlich ich daher auch seinen Tod empfand, so fühlte ich mich doch dadurch, wie wenig rühmlich auch das Bekenntniß für mich sei, von einer Fessel, einem Druck befreit, der oft meine wärmsten Seelenaufschwünge gehemmt hatte. Von dieser Seite betrachtet habe ich keine ganz glückliche Jugend gehabt; wie auch das Verhältniß zu der Mehrzahl meiner Lehrer in dieser Hinsicht sich entwickelte, habe ich bereits erzählt.

Wir Geschwister lebten einig untereinander, und liebten

uns mit natürlicher Empfindung. Mit den Jahren schloß sich das Band immer inniger, und ist mir eine Wohlthat geworden, die mich, ich erkenne es mit wärmstem Dank, durch mein ganzes Leben begleitet hat. Nichts als der Tod hat seine lösende Kraft daran geübt. In dem Unverstand der Jugend, unter den geistigen Entwickelungsprozessen, die ich durchging, blieb indessen das Verhältniß doch nicht so ungetrübt. In den kindischen Jahren fügte meine wilde Unart den Schwestern manche Unbill zu. Ich war der einzige Knabe im Hause, alle Schwestern, bis auf eine, älter als ich. Mit diesen älteren, deren Herrschaft, die ihnen zuweilen sogar ausdrücklich übertragen wurde, ich nicht dulden wollte, war ich öfters im Kampf. Die jüngere dagegen, Henriette, liebte ich schon als Kind vorzugsweise. Nicht in diesem Abschnitt meines Lebens aber ist es, wo ich so von ihr sprechen will, wie mein Innerstes mich drängt; von ihr, die als eines der reinsten Ideale edler Weiblichkeit vor mir steht, in der das tief empfindende Herz sich der Klarheit des Geistes gleichstellte, beide auf seltenster Höhe. Wir schlossen später einen Verein der Seele, so innig, wie er selten gefunden werden mag; allein auch schon als Kinder gehörten wir innig zusammen durch freie Neigung, wie durch das Verhältniß des Alters. Henriette theilte fast alle meine Spiele, und ward schon in diesem ersten Lebensabschnitt der Gegenstand jenes brüderlichen Stolzes, den eine hold aufblühende Schwester zu wecken pflegt, und der damit verknüpften zarteren Aufmerksamkeit. Ein für uns wichtiges Ereigniß, das ich oben übergangen habe, weil es sich nicht wohl in die Kette der sonstigen und der öffentlichen Begebenheiten einfügt, hatte uns einander besonders nahe geführt. Es war eine schwere Krankheit, die uns beide traf. Im Beginn des Winters von 1815 hatte sie ein heftiges Nervenfieber, das damals überhaupt sehr ausgebreitet war,

auf's Krankenlager geworfen. Der rührende Anblick des lieblichen, vierzehnjährigen Mädchens, das mit von der Krankheit gerötheten Wangen und irr blickenden Augen in schweren Fieber-Phantasieen lag, und aus dessen Seele selbst in diesen schweren, verworrenen Träumen nur Bilder der Unschuld und Holdseligkeit auftauchten, denen sie mit anmuthigem Wort Gestalt gab, ergriff mich in innerster Tiefe. Die Krankheit wurde so schwer, daß Heim täglich dreimal, zuletzt immer am späten Abend kam. Ich hatte damals schon in früher Morgenstunde bei meinem Vormund Catel Unterricht im Französischen, und ging bei Dunkel und Schnee um sechs Uhr Morgens bis zum französischen Hospital am Oranienburger Thor, von wo ich um acht Uhr schon im Gymnasium sein mußte. Auf dieser Wanderung durch die noch ganz einsamen Straßen, wo ich mir den Weg durch den tiefen Schnee meist erst selbst bahnen mußte, war mein Auge oft voll Thränen, und mein Herz voller Gebete für die Kranke! —

Da warf mich das Uebel selbst darnieder. Nicht so schwer wie die Schwester, doch war ich so krank, daß Gefahr befürchtet wurde. Indessen ging Henriette der Genesung entgegen. Wir waren Wochen lang in verschiedenen Zimmern gebettet, von einander getrennt. Wir hörten aber von einander, sandten uns durch die Mutter Botschaften, und diese saß öfters in der Thür um beiden Kranken zugleich vorzulesen. Der Augenblick aber, wo wir uns auch wieder sahen, war ein mit unbeschreiblicher Macht ergreifender für mich. Es dünkte mich, als habe der Himmel uns beide für einander gerettet! Da traf meine Schwester ein Rückfall. Jetzt schien sie ohne Rettung verloren! Denn wie sollte der erschöpfte Körper des noch halben Kindes das Uebel ertragen können? Herzzerschneidend war der Anblick der lieben Leidenden, wenn die Eisumschläge, oder ähnliche unerläßliche Verordnungen, ihr ein Jammerge-

schrei auspreßten, das, wenngleich bewußtlos ausgestoßen, doch das Ohr mit zerreißendem Laut traf. Der treue scharfblickende Arzt Heim hatte die jugendliche Kranke lieb gewonnen; er widmete ihr die ausdauerndste Sorgfalt, und so gelang es ihm, sie zum zweitenmale der Genesung zuzuführen. Durch das mondenlange Krankenlager war ihr schönes Haar so in Verwirrung gerathen, daß der Versuch es allmälig zu entwirren und zu ordnen, den gereizten Nerven so unerträglich wurde, daß es abgeschnitten werden mußte. Das Köpfchen behielt seinen lieblichen Ausdruck. Noch heut fühle ich, wie in jenen Tagen die Liebe zu meiner Schwester wuchs! Zu meinen glückseligsten Stunden und Erinnerungen, obwohl sie in die Zeit meiner tiefen Niedergeschlagenheit fielen, zähle ich die, welche ich, da endlich im Frühjahr die Schwester zur Förderung ihrer Kräfte eine Gartenwohnung mit der Mutter beziehen konnte, dort mit ihr zubrachte. Der Garten in der Kommandantenstraße, den jetzt die Freunde der Wasserheilkunde besitzen, war es, der diese reine Blüthe der Geschwisterzärtlichkeit sich entfalten sah! —

Nun meine jugendlichen Freunde. Zwei darf ich so nennen; die anderen waren mehr Spielgefährten, mit denen mich bald diese bald jene Vergnügungsrichtung zusammenführte oder von ihnen trennte. Indeß hingen wir doch mit Treue aneinander, und wie es zu gehen pflegt unter Knaben, einige liebten mich viel mehr und bedeutender als ich sie. Ein Paar Nachbarssöhne, Louis L.... und Eduard N...., entfernten die Lebensverhältnisse später ganz von mir. Mit den anderen, die zu meinem näheren, fast täglichen Umgange gehörten, bin ich, auch erwachsen, noch in freundlichen Verhältnissen geblieben, obgleich uns das Leben früher oder später nach verschiedenen Richtungen zerstreute. Jene zwei, für die ich das ganze heiße Gefühl der Knabenfreundschaft hegte,

waren die schon bei einzelnen Anlässen genannten Eduard Ludolff und Eduard Magnus. Den letzten kennt die Welt als einen der trefflichsten Künstler; den ersten deckt das Grab schon seit vielen Jahren. Er war der ältere Freund; von der frühesten Jugend an waren wir, da die Wohnungen unserer Eltern dicht nachbarlich aneinander grenzten, Genossen gewesen; in der Messow'schen Schule, auf dem Werderschen Gymnasium, in allen unseren Spielen. Das Haus seiner Eltern, die bei weitem wohlhabender waren und demgemäß lebten, als die meinigen, zog mich mächtig an, durch Glanz und Wohlbehagen. Mehr aber noch dadurch, daß ich immer freundlich empfangen war. Die schönsten Kindestage verlebte ich dort. Lange waren wir beide unzertrennlich. Doch als ich etwa das zwölfte Jahr erreicht hatte, entstand, wie ich schon oben gelegentlich angedeutet, ein Bruch dieser Freundschaft, der mich mit Leid und Eifersucht erfüllte. Mein Vetter Häring hatte das Herz meines Freundes mehr gewonnen als ich; sie und einige andere, sonst gleichfalls meine näheren Gefährten, trieben ihre Spiele gemeinsam, sonderten sich von mir ab, und schlossen mich sogar von manchen Dingen absichtlich aus. Sie hatten, wie Knaben pflegen, eine Art Orden, ein Bündniß gestiftet, zu dem ich nicht gezogen wurde. Dies verletzte und bekümmerte mich tief. Mein Freund Ludolff wurde dadurch schon von mir getrennt; vergeblich fragte ich oft in seinem Hause nach, — er war stets bei diesen bevorzugten Genossen. — Die Pein, die ich dadurch erlitt, konnte aber, eine eigenthümliche Vergeltung, später auf meinen Freund kommen. Und zwar dadurch, daß ich mich, durch die nachbarlichen Sommerwohnungen unserer Eltern veranlaßt, näher an Eduard Magnus anschloß. Als ich, ohne die Absicht Freund Ludolf zu verlassen, fast nur mit diesem lebte und verkehrte, wandte sich die Liebe des älteren Freundes mir wieder

zu. So machten schon die Knaben unwillkührlich die Erfahrung, daß die verschmähete, oder vielmehr nicht beachtete Neigung zu höherer Flamme auflodert. Lebhaft erinnere ich mich eines Sommernachmittags, wo ich, ich weiß nicht wie veranlaßt, Freund Ludolff, der mit seinem Lehrer und Hofmeister in der Stadt wohnte, dort vom Thiergarten aus besuchte. Ich wurde so herzlich empfangen wie nie zuvor. Er erwies mir die eifrigsten Dienste und Gefälligkeiten, sorgte für meine Freude auf jede mögliche Weise. Deutlich empfand ich es in meiner Seele, daß ich als ein Wiedergekehrter begrüßt wurde und nun erwachte auch meine Neigung mit aller Stärke wieder. Ich warf mir innerlich mein Mißtrauen vor, und schloß mich seit jenem Tage dem älteren Freunde wieder näher an. Dennoch war das Band zwischen ihm und meinem Vetter das dauernde, welches sie auch bis in die männlichen Jahre in enger Verknüpfung erhielt, während mich andere Verhältnisse und Persönlichkeiten näher anzogen. In befreundeten herzlichen Verhältnissen aber sind wir, Ludolff und ich, geblieben, bis der Tod den Freund nach mancherlei traurigen Schicksalen abrief. — In ähnlicher Weise bildete sich mein Verhältniß zu E. Magnus weiter aus, und hat sich bis zu der Stunde, in welcher ich dies schreibe, wenn auch nicht als eines der steten innigen Gemeinschaft, doch als eines der wärmsten Achtung und Neigung erhalten. Ich darf wohl sagen, daß es eins meiner ältesten und empfundendsten Freundschaftsbündnisse ist.

Mit meinem Vetter Häring stand ich im Ganzen gut, doch blieb unser Zusammensein, wie dies unter Knaben noch kaum anders möglich, nicht ohne Reibungen. Unsere Individualitäten waren höchst abweichend, einander oft geradezu widerstrebend. Mein Vetter, nur unter einer weiblichen Erziehung aufgewachsen, war lange nicht so wild, roh, aber auch nicht so keck als ich; deshalb dünkte ich mich oft weit

über ihn, und machte ihn zum Ziel meines Spottes. Er dagegen siegte auf viel bedeutenderem Felde über mich; er war fleißig, von den Lehrern geliebt, brachte nur gute Zeugnisse, Prämien sogar, ich von alle dem nichts, sogar das Gegentheil! Er wurde mir stets als Vorbild hingestellt, und ich hielt ihn auch in meinem Innern dafür. Diese von mir verschuldeten, für mich so nachtheiligen Unterschiede, erzeugten natürlich öfters auch Erbitterung. Dabei glaubte ich mich nicht nur körperlich, sondern auch geistig ihm überlegen, und war ersteres auch unbedingt, letzteres in gewissen Beziehungen, z. B. durch meine überaus glückliche Gedächtnißkraft. Ich lernte leicht, spielend, was ihm große Mühe kostete. Um so größer mußte meine Beschämung sein, mich von ihm überflügelt zu sehen. Er saß anfangs eine Klasse unter mir im Gymnasium; bald war er mir gleich, und in Kurzem war ich um eine Klasse zurück! Er ging aus Prima ab zum Feldzuge, ich habe das Gymnasium überhaupt aus Sekunda verlassen! Doch vergab ich ihm alle diese Siege leichter, als die auf dem Felde des Herzens. Hier war ich mehrmals tief verletzt, doch ohne seine Schuld. Einmal durch das oben erzählte Verhältniß zu meinem Freunde Ludolf, auf den ich ein älteres Recht zu haben vermeinte; dann aber auch, und hier viel tiefer, dadurch, daß meine Schwester Henriette ihm eine Zeit lang den Vorzug gab, mich gegen ihn im Herzen zurückstellte. Das ertrug ich schwer. Es war aber nur ein vorübergehender Zeitraum im eigentlichsten Knabenalter.

Trotz der kleinen Spaltungen indeß, deren ich hier erwähnt, hielten wir doch im Herzen zusammen; Verwandtschaft, gemeinsames Aufwachsen unter einem auf unsere Einigung gerichteten älterlichen Einfluß, webten ein natürliches Band, das immer inniger, zu einem der Treue, der Achtung und der Theilnahme wurde und geblieben ist, bis heut. — —

Nun zu jener zartesten und heiligsten aller Empfindungen, die in einem ahnungsvollen Vorfrühling der Zukunft oft schon in den jüngsten Herzen die Blüthen entfaltet; Blüthen, aus denen freilich keine Frucht für das Leben reifen kann, und die somit, trotz ihres Duftes, ihres holden Farbenschimmers, als taube betrachtet werden müssen. Nein, doch nicht! Denn sie erziehen das Herz; sie füllen es mit Ahnungen, Träumen, die auf die spätere Verwirklichung vorbereiten. Und sie sind so reine, heilige! — Wenn auch die Sinne, das Auge zumal, das die Gestalt, die Züge des geliebten Gegenstandes auffaßte, wie bei allem, was den Menschen berührt, dabei thätig sind, so sind sie es doch nur in einem untergeordneteren Verhältniß, nur als die äußeren Werkzeuge, mittelst deren die Seele die Erscheinungen aufnimmt. —

Jede Jünglingsbrust ist die Stätte dieser süßen, heiligen Erregungen; jedes Herz, das zum Leben heranreift, legt seinen Weg durch diese Traumwelt zurück, die wie ein rosiger Morgenschimmer sich um die Tage der Jugend breitet. Es bedarf keiner Schilderung dieser Zustände!

Einige leichte Andeutungen habe ich gegeben, von diesen frühesten Strahlen, die von der dem Leben später so beschützend aufsteigenden Sonne in die Kindesbrust fallen. Ich könnte vielleicht Näheres, könnte Einzelnes nicht ohne Interesse darüber erzählen, wenn ich jemals das Glück genossen hätte, ein Gefühl der Erwiederung zu wecken. Doch meine Liebesregungen blieben viel zu schüchtern, verbargen sich viel zu tief in ihren Knospen, um nur erkannt, geschweige erwiedert zu werden. Natürlich mußte ich manchen tiefen Schmerz dabei durchkämpfen, allein er war nicht verbitternder, nicht herabdrückender Art, sondern veredelnd und erhebend. Er lähmte, er brach nicht die Schwingen der Seele, sondern er trieb sie zu höherer Entfaltung. Dieser jugendliche Kummer, diese Thränen sind

der netzende Thau und Regen, der den von der flachen Alltäglichkeit der Lebenssonne ausgesogenen Boden neu erfrischt, seine Triebkräfte mächtig erweckt. Vorsätze, Entschlüsse, Hoffnungen, Lebensziele, Alles erhöht sich unter diesem Segen! Auch ich habe ihn empfunden! Und Dankbarkeit dafür füllt noch jetzt am späten Lebensabend mein Herz, trotz der Schmerzen, die seinen frühesten Frühling eben dadurch oft gewitterschwer verhüllten und erschütterten! —

Mit diesem Wort schließe der Blick auf meine Jugend ab! Die Entwickelung des Jünglings mit ihren stürmischen Bewegungen, die Ergebnisse und Erfahrungen des reiferen Mannes, in ähnlicher Weise öffentlich darzulegen, sei die Pflicht folgender Abschnitte.

Vierter Abschnitt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Besuch der Kriegsschule. — Lehrer derselben. — Meier Hirsch. — Eintritt in die Brigade. — Bardeleben und v. Holzendorf. — Ludwig Bergers erste Bekanntschaft. — Minna Wagner und meine Harmonika. — Ludwig Devrient. — Verhältniß zur Brigade.

Es eröffnete sich jetzt diejenige Zeit meines Lebens, die ich die der reiferen Jugend nennen muß, welche ganz der Periode des Militärlebens anheim fällt. Es ist die, in der sich Alles zusammendrängt, was meine jugendlichen Triebe gereizt, und sie zur späteren, schriftstellerischen Thätigkeit entwickelt hat.

Ich besuchte, nach glücklich bestandener Prüfung, die Kriegsschule. Die gebildeten Jünglinge, die sich dem Kriegsstande widmen wollten, denen man die Aufnahme gewährt hatte, ohne daß sie bereits Soldat waren, fanden sich selten vor. Der einzige mir davon lebhaft erinnerliche war ein Herr von Rohr, von dessen späteren Verhältnissen ich ganz abgeschieden worden bin. Der Besuch des Instituts war für uns, die wir noch keine Art der praktischen Vorbildung gehabt hatten, in vieler Beziehung ein äußerst schwieriger. Wir mußten die militärischen Wissenschaften erlernen, ohne die Grundbegriffe inne zu haben, auf deren Anwendung sehr

Vieles beruhete, wie namentlich bei der Artillerie und Fortification, wo oft die Ausdrücke uns sogar ganz fremdartige waren. Indessen guter Wille, das Beispiel der Kameraden, einzelne Handbücher und Fragen halfen mit, und in Kurzem darf ich sagen waren diese Schwierigkeiten überwunden. Dagegen liefen andere mit auf dieser Bahn, die in der Bewältigung eine größere Anstrengung forderten. Es mußten mehrere Wissenschaften als ganz neu betrachtet werden, deren Anfänge nicht als leicht angesehen werden konnten. Dies waren einmal Artillerie und Fortification, und dann alle diejenigen, welche zwar nicht unbedingt zum Militärstande, aber doch wesentlich zu dessen wissenschaftlicher Begründung gehörten. So wurde die Mathematik aus ganz anderen Standpunkten durch den alten Hobert, der Professor derselben war, aufgefaßt, die Naturwissenschaften durch Erman (den Vater des später berühmten Reisenden) und mehrere Andere. Das fühlte ich wohl nach den ersten Tagen des Versuchs schon, daß sich mir hier eine ganz andere, schwierigere Aufgabe zu lösen stellte, als diejenige, welche ich bisher in dem Gymnasium gehabt hatte. Ich konnte nichts Anderes thun, als meine ganze Kraft zusammennehmen, und that es wirklich in redlichster Weise. Nur gerieth ich in den Fehler, die bisher eifrig verfolgten Studien etwas zu sehr hintenan zu setzen, und die Vorträge in deutscher Sprache, Geschichte und andere zu vernachlässigen gegen die der eigentlichen Militärwissenschaften. Namentlich gegen den Lehrer der Geschichte, Professor Woltmann, dem ich nachträglich so Vieles schuldig geworden, habe ich damals mehrfach gefehlt, was mich denn auch einem verdienten Tadel Preis gab. Im Uebrigen fiel meine Prüfung am Schluß des Vortrages, der mit dem April des Jahres 1816 eintrat, gut aus, und mußte mir von vornherein einen wissenschaftlichen Ruf bei dem Eintritt ins Militär begründen.

Bevor ich aber zu diesem komme, habe ich noch Einiges aus dieser Uebergangsperiode zu erwähnen. Die Lehrer, denen ich meine erste Ausbildung für den nunmehr festgewählten Stand dankte, waren folgende: In der Artillerie und Fortifikation ein Major Wehrmann, ein Mann, der das militairische Talent kurzen, deutlichen, klaren Vortrags im hohen Maaße hatte. Er schied im Laufe des Cursus aus andern Gründen aus, und wurde durch den Hauptmann Decker (späterhin als General-Lieutenant verstorben) vollständig ersetzt. Ein Lieutenant der Ingenieurs hatte außerdem noch die Funktion uns im Zeichnen zu unterrichten und richtete für zwei Nachmittage zu Privat-Uebungen für uns ein. Seinen Namen habe ich leider vergessen. — In der Taktik war es der Obrist Rühle von Lilienstern, der späterhin einige Vorträge derselben hielt. In der Geographie empfingen wir den Unterricht des Professor Stützer, der zugleich diese Wissenschaft am Kadettencorps lehrte, eines alten würdigen Mannes. In der Mathematik war es der Professor Hobert, ein sehr geschätzter Lehrer, der den Unterricht in derselben leitete. Allen diesen bin ich zu hohem Dank verpflichtet, da sie die Vorträge sämmtlich mit kundigem Wissen und sicherem Eifer belebten. Des Geschichtsvortrages durch Woltmann habe ich schon gedacht; nur noch eines Lehrers aber muß ich Erwähnung thun, weil er der einzige war, der auch schon früher auf meine Studien gewirkt hatte, Professor Spillecke. Er lehrte deutsche Sprache und Literatur. Es war mein Lieblingsgegenstand. So wenig derselbe auch mit dem neuen Berufe paralell lief, so mächtig fesselte er mich doch, und ich enthüllte bald genug, wohin meine eigene innerste Laufbahn ging. Ich darf sagen, daß ich zu jener Zeit, geradehin der beste Schüler in dieser Richtung war.

Den Unterricht in der Mathematik befestigte ich noch durch

eine Verstärkung mittelst Privatunterricht, und zwar bei einem der ausgezeichnetsten Mathematiker, die Berlin jemals besessen, Meier Hirsch. Ich konnte bei ihm sein berühmtes Beispielbuch durchnehmen und war zu jener Zeit in allen Aufgaben desselben völlig zu Haus. Er war der geborene Mathematiker, der die schwierigsten Aufgaben mit einer wahrhaft staunenswerthen Leichtigkeit zum Vortrag brachte, und sie so klar aus einander setzte, daß Niemandem der da aufmerkte, irgend ein Bedenken dabei Anstoß geben konnte. Wenn mir in der Klasse irgend etwas nicht vollkommen klar war, theilte ich es ihm mit, und empfing sofort seine thätige, wirksame Hülfe. Er war ein Muster in der Enthaltsamkeit von andern Dingen, wenn er dieselben von sich abweisen wollte. So erinnere ich mich, daß er einen Prozeß, der ihm damals wegen einer Erbschaft angehängt war, mit einer solchen stoischen Ruhe ertrug, daß er den angeblichen Executor, der ihm wegen des Betrages einer Schuld oder Rechnung auf das Zimmer kam, ruhig die Execution an seinen herrlichen Büchern vollziehen ließ, während er selbst den Vortrag über den Lehrsatz gegen mich ganz ungestört fortsetzte. Als ich jedoch einige Tage später wieder zu ihm kam, fand ich das Zimmer verschlossen und versiegelt; erst für nachfolgende Besuche sahe ich diese Schranken wieder weggenommen, und, ohne daß er selbst, der im Gefängniß gewesen war, nur den Vorgang entfernt berührt hätte, gingen unsere Stunden fort.

Die Kriegsschule, welche meine Zeit außerdem fast unbedingt in Anspruch nahm, setzte inzwischen ihren Gang eben so unbehindert fort. Es vereinigten sich damit einige kleine militairische Maaßregeln, die auf uns Civilbesucher mit ausgedehnt wurden, z. B. das Erscheinen an Sonntagen zur Parole und Aehnliches; Dinge die mir nicht gefielen, denen ich mich aber doch anschließen mußte. Am wenigsten aber konnte

ich mit den Besuchern der Schule übereinstimmen. Nur zwei oder drei waren Offiziere, sie schieden sich ganz von uns ab. Den einen habe ich später noch öfter wieder gesehen, da er nach einer kurzen Dienstzeit in der Artillerie, eine juristische Laufbahn einschlug. Von den übrigen Besuchern hatte ich mich mit einigen, die mir auch wissenschaftlich näher traten, aber bedeutend älter waren, wohl vereinigt, inzwischen währte dies nicht länger als die Monate der Schule, und endete somit im April des Jahres. Alle Uebrigen blieben mir gänzlich fremd, und ich konnte keine nähere Verbindung mit denselben anknüpfen, weil sie jedes geistigen Bandes, damals wenigstens, dafür entbehrten. Das Gespräch dieser Leute drehte sich um nichts Anderes als um das Avancement, um die Uniformen, um diese oder jene Art dem Vorgesetzten einen Possen zu spielen, und Aehnliches. Wissenschaftlicher Geist war in den Wenigsten; doch lernten sie das, was vorgeschrieben war, mit äußerlicher Genauigkeit.

Für mich selbst hatte die Sache nun noch einen anderen Verlauf. Es wurde mein Eintritt in die Artillerie-Brigade, welche damals der Obrist-Lieutenant von Bardeleben befehligte, durch Einmischung einer Freundin meiner Mutter, die sich an den General von Holtzendorff wandte, vermittelt. So leistete ich am 9. März des Jahres 1816 meinen Eid als Mitglied der königlichen Artillerie, und mein dienstlicher Anfangspunkt war somit bestimmt. Ich war damals noch nicht voll 17 Jahre alt (wurde es erst am 13. April) trat mithin noch immer über einen Monat vor meinem eigentlichen Dienstalter ein. So war ich denn nun was ich werden wollte, Soldat!

Bevor ich auf diesem Wege weiter fortschreite, muß ich noch erzählen, was mir anderweitig im Leben gerade in dieser Zeit entwickelt wurde. Mit dem Jahresschluß war mir eine

äußerst merkwürdige Bekanntschaft geworden, die Ludwig Bergers. Er war damals von England wiedergekehrt, und nahm seinen Aufenthalt im Vaterlande wieder. Er übte den besten Einfluß auf mich, und machte, daß ich mit neu erwachendem Eifer die Musik trieb, und bald auch Unterricht bei ihm nahm, etwas, das ich damals nicht für so wichtig erachtete.

Ferner knüpfte sich mir in dieser Zeit eine alte Bekanntschaft wieder neu an. Es war die Tochter eines Kaufmanns aus Frankfurt an der Oder, Minna Wagner, deren Verwandter einer meiner Jugendgenossen war. Ich hatte sie bei diesem kennen gelernt, wo sie an einer Krankheit darniederlag. Jetzt erschien sie bei mir, um ein Instrument zu sehen, das ich seit Kurzem mit Lebhaftigkeit spielte, — die Harmonika! Ich hatte nur eine sehr untergeordnete Fertigkeit darauf erworben, allein sie wurde mir durch diesen Besuch vom höchsten Werth. Derselbe geschah in Begleitung einer Tante und Nichte auf meinem Zimmer. Wie sorgfältig hatte ich dasselbe, — es war noch in unserm Hause, Jägerstraße Nr. 18 — mittelst alles dessen, was ich damals an Studien trieb, aufgeschmückt! Voller Eifer für mein Instrument setzte ich mich daran, um einige kleine Accordsätze zu spielen, doch in mir regte sich noch lebhafter eine heftige Flamme für die Besucherin. Allein ihre Hand war versagt; der General von Zielinski aus Königsberg war ihr Verlobter; freilich für einen Kriegsschüler, der noch nicht einmal den Eid geleistet hatte, ein gefährlicher Gegner! Eine unaussprechliche Beklemmung bewegte mich während des Besuchs. Oftmals habe ich späterhin, — denn unsere Wege berührten sich noch vielfach, — des Augenblicks gedacht, der sich damals nur als ein schmerzliches Liebesweh auf meinen Pfad legte! Sie verheirathete sich und lebte mit ihrem Gemahl in Königsberg. Nur dreiviertel Jahr hindurch währte diese Ehe. Der General starb. Minna von Zielinski lebte

im Wittwenstand lange in ihrer Heimath, Frankfurt, wo ich sie später wieder antraf.

Von meiner Harmonika will ich indessen das endliche Schicksal erzählen. Ich spielte dieselbe, wiewohl nachlässig, noch fort. Späterhin übergab ich sie dem Musiker Bernhard Klein, da ich Berlin auf einige Zeit verließ. Dieser hatte sie auch bald überdrüssig, und übergab sie, wie er mir erzählte, einem Freunde. Ich habe nicht wieder darnach gefragt. Sie blieb verschwunden!

Noch eine andere Angelegenheit machte sich bald in meinem Leben wichtig. Es war das Theater. Nicht die Oper, wie man leicht glauben dürfte, — für diese war ich noch nicht reif genug herangebildet, — sondern das Schauspielhaus durch die unvergleichliche Kunst Ludwig Devrients. Es war im April des Jahres 1815, wo er in Berlin zum erstenmal die Bühne als Franz Moor betrat; ich hatte ihn gesehen und war durch sein noch heut nicht wieder erreichtes Talent völlig wie geblendet. Alles was er gab, war groß; ich brachte ganze Nächte damit zu, mir die Rollen, in denen ich ihn gesehen, zu zergliedern. Und immer war das Resultat das, er gab sie so einzig wahrhaft, daß jede Entfernung von seinem hingestellten Typus als ein entschiedenes Unrecht erschien. Wenn ich mich recht erinnere, war er der einzige Künstler, dem ich zuweilen einen Abend opferte. Aber dieser war auch in seiner Art so reproductiv, wie keine andere, an der Bahn dessen, was ich mir als Lebensziel vorgesetzt, nur irgend anstreifende Thätigkeit.

So schied denn die Zeit der Kriegsschule dahin, der schöne Traum des Lebens, vor dem Erwachen oder Erwecktwerden dazu. Dieses lag in dem militärischen Eid, den ich, nur von einem Unteroffizier unterstützt, abgeleistet hatte. Ich war mittelst desselben zur reitenden Artillerie gekommen, und mit Uniform und den nöthigen Waffen dazu, ganz versehen worden.

Diesen Schritt hatte, wenn ich mich recht entsinne, der General Holzendorf vermittelt, bei welchem ich einen Besuch abgestattet hatte, und hierauf freundlichst zu Tisch geladen worden war. Diese kleine Gunst — es war die einzige, die ich erlangte, — hatte ihn indessen mit dem Chef meiner Brigade etwas entzweit. Mochte derselbe sich den Eingriff eines höher gestellten Militairs nicht wohl gefallen lassen oder waren andere kleine Zwischenträgereien vorgekommen, genug, ich wurde plötzlich, ohne ein Wort davon zuvor zu erfahren, versetzt, und zwar zur 9. Compagnie der Garde-Fuß-Artillerie. Ich ging zum General, der mir anrieth, mich an den Commandeur zu wenden; ich that es. Allein dort wurde mein Erscheinen in voller Uniform, nach langem Harren, mit einem bloßen, scharfen „Nein" abgemacht; er könne so gelehrte Personen als ich sei, nicht in der reitenden Artillerie gebrauchen. Dies war der Anfang meines Verkehrs mit einem später so hochverehrten Offizier! Und es war auch zugleich das Ende meines Verhältnisses zum General Holzendorf. Ich ging noch einmal zu ihm, wurde kurz empfangen und entlassen, und sein Wohlwollen für mich war zu Ende! Ich war Soldat!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ansichten von Frieden. — Erster Capitain. — Unteroffiziere. — Charakter der Soldaten. — Wilhelm Schindelmeisser. — Feldwebel Gröner. — Bombardier Parlows Hochzeit. — Lehramt an der Brigadeschule. — Beförderung zum Offizier. — Lieutenant Teichert, Laue, von Vincke, von Gerschow, Stein.

Vieles ließe sich, wenn man nur von sich selbst sprechen wollte, von dem Stande und seinen Eigenschaften, die ich nunmehr genauer kennen lernte, erzählen. Ich will es auf das

Wesentlichste reduziren, damit man erfahre, wie ich zu dem Entschluß kam, das mit solcher Lebhaftigkeit ergriffene Verhältniß schon in den ersten Wochen unendlich kühler zu betrachten. Die ganze Jugend Europas war damals von dem sehr natürlichen Gedanken durchdrungen, der Krieg müsse in möglichst baldiger Frist wieder ausbrechen. Vom Jahre 1792 an hatte er gedauert; er hatte die Völker bis aufs Blut ausgesogen, und doch waren ihre mächtigen Anstrengungen immer in gleicher Weise wieder lebendig geworden. Die jung Nachgewachsenen hatten dieselben nicht empfunden und hielten sie auch nicht für so aufreibend als die älteren Generationen. Nun saß Napoleon, den die Phantasie immer als den unbezwinglichen Helden betrachtete, freilich zu St. Helena, aber ein einziges Schiff konnte ihn ja, wie von Elba aus, von dort zurückführen, um Alles, was friedlich festgestellt war, umzustürzen. Ja die Mehrzahl glaubte damals noch nicht einmal recht an seine Gefangenschaft, sondern der Wunsch ihn nochmals zu bekämpfen, zauberte ihn immer wieder in die bedenkliche Freiheit zurück. Da jedoch die öffentlichen Einrichtungen des Staates nichts davon verlauten ließen, und Alles auf den endlich gewährten Friedensschluß hindeutete, so konnten solche Jugendträume nicht eben ungestört bleiben, sondern die Wirklichkeit schob sich dazwischen. — Der Soldatenstand bedarf einer großen Menge kleiner Dienste und Geschicklichkeiten, für die Alles in demselben zu- und vorbereitet wird. Dies ist eine langsame weitumfassende Schule; aber sie ist keineswegs sehr geeignet, die Befriedigung für einen dichterisch jugendlichen Heldenmuth zu gewähren. Das war aber der Sinn, in welchem ich ihn gewählt, was ich mir davon vorgestellt hatte. Alles ging unter in dieser ungemeinen Wichtigkeit, die uns, und mit Recht allein unter diese scheinbaren Kleinigkeiten stellte. Ein junger Mensch, der nur an große Thaten dachte, nur

Krieg wünschte, — fand sich daher sehr schlecht in das vorbereitende Räderwerk der Kriegsmaschine! Ueberdies ging es mir persönlich noch besonders übel. Ich war reitender Artillerist gewesen, und trug diese Uniform noch, war aber, wie gemeldet, zur Fuß-Artillerie versetzt. Welche Rücksicht dabei obwaltete, daß man mir zu der alten Uniform den Säbel und das Gewehr des neuen Dienstverhältnisses gewährte, weiß ich nicht mehr. Indessen dauerte dies einige Zeit so, und machte mich zum Gegenstand der Bespöttelung. Auch trug ich eine Brille um meiner Kurzsichtigkeit aufzuhelfen, und diese gab einen neuen Anlaß mich mannichfach zu necken. Dazu kamen die Vergnügungen des Rekrutenexercirens, mit dem ich Vor- und Nachmittag erfreut wurde. Genug es war im Ganzen und Großen wie in allen Einzelnheiten nirgend recht wohl mit mir bestellt, und da ich eine ganz andere Laufbahn berechnet hatte, sank mir der Muth gewaltig.

Indessen, da ich nun einmal Soldat war, wollte ich auch vorwärts in dieser Bahn. Somit streifte ich den üblen Anschein von der Bekriegung des französischen Kaisers ab, versöhnte mich mit dem Linksum und Rechtsum, und vergalt Neckereien mit Neckereien.

Mein erster Capitain war der Hauptmann Erhardt; (gegenwärtig Generallieutenant a. D.) ein freundlicher Mann, der indeß den Dienst doch streng nahm. Ich wurde zum Feuerwerker Burgius geschickt, der mich zum Rekruten heranbildete. Auch dieser war leutselig, und richtete mich zum Diener des Heeres mit Geschicklichkeit ab. Er hatte den Vorzug, der älteste Unteroffizier in der ganzen Brigade zu sein, und rühmte sich dessen stets. Die übrigen Bombardiere und Unteroffiziere waren gute Leute; Einige davon sogar höchst merkwürdige Charactere. Ich habe Mehrere derselben in meiner Novelle „die Artilleristen“ mit einigem poetischen Auf

schwung gezeichnet. Dabei bin ich das Bekenntniß dem Stande schuldig geworden:

„Ich habe nirgend, in keinem Verhältniß des Lebens, so feste Charaktere gefunden, so getreulich die alten kameradschaftlichen Rechte und Verhältnisse beachten sehen, als gerade im Soldatenstande."

Dies Lob ist nach meinen Erfahrungen ein allgemein gültiges, und trifft den oberen Offizier eben so wohl als den Mann der untergeordneten Verhältnisse. Es liegt etwas darin mit Einem unter derselben Herrschaft des Dienstes gestanden zu haben! Er kennt keinen Unterschied, sondern verpflichtet jeden mit ganzer voller Strenge und diese Gemeinsamkeit ist es, welche den Soldaten hebt. Man mag ihm seine Standes-Eigenschaften, ja seine Standes-Rohheiten lassen; unter diesen wird stets etwas bleibendes Gute sich festsetzen, das auf die Dauer doch den wahren Werth und Gehalt des Mannes macht. Unter den Unteroffizieren, die ich des ersten Preises werth erachte, nenne ich Burgius, Hoffmann, Witte und Opitz. Der letzte war ein Mann ganz nach dem Kern. Ich will von ihm eine einzige Anekdote erzählen. Ich hatte im Lauf der Dienstjahre beim Bau einer Batterie den Bau eines Kastens zu leiten; bei meinem Mangel an Praxis mißrieth derselbe. Zum Glück sollte die Prüfung erst andern Tages um Mittag durch den Obristlieutenant von Bardeleben geschehen. Mein Opitz, ohne mir ein Wort zu sagen, nahm seine Corporalschaft zusammen, ging Nachmittags hinaus nach dem Wedding, riß das fehlerhafte Gebäude ein, und stellte die Batterie vollkommen gut, wohlberichtigt her. — Erst lange Zeit nachher sagte er mir, was er für mich gethan. Aehnliche Geschichten könnte ich noch manche erzählen. —

Allein es blühete mir ein anderes Glück der Kameradschaft und Freundschaft in dieser Zeit des Aufstrebens. In

der Compagnie des Hauptmann Fiedler (jetzt längst General a. D.) diente ein Mitgenosse, Wilhelm Schindelmeisser. Er wurde mir ein recht liebevoller, inniger Freund; wir machten die Laufbahn zusammen, legten gemeinschaftlich das Fähndrichs-Examen, wie späterhin das Offizier-Examen zurück. — Uns Beiden jedoch war ein anderes Ziel des Lebens bestimmt. Schindelmeisser trat ein Vierteljahr früher als ich aus, ging nach Königsberg, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, heirathete dort, und gelangte nach mannichfachen sehr ernsten Erlebnissen auch dort an das Ende seines Daseins, 1858. Er war wahnsinnig geworden und verstarb in einer Irrenanstalt! — Im Militair war er mir warm und herzlich zugethan, und verkehrte eben so oft und viel in meiner Mutter Hause, als ich in dem seinen aufgenommen war. Die zwei Jahre, bis ich Offizier war, konnte ich unmöglich einen besseren Gefährten haben. Alle unsere Dienstverhältnisse glichen sich leichter aus, da wir sie zusammen durchmachten. Nachdem wir das Fähndrichs-Examen zurückgelegt, gingen wir nach dem Dorfe Tegel miteinander, und trieben uns dort einen ganzen Tag müßig umher, mit allerlei Jugendspiel und Jugendkurzweil. Gegen vier Uhr kehrten wir vergnügt zurück, um bei seinen Eltern das Mittagsmahl zu genießen. Es war ein Tag, rein der Freude gewidmet. Wie wir unsere sonstigen Tage des Dienstes zubrachten, bedarf kaum eines Beleges. Wo die Compagnien beisammen waren, waren auch wir es. Alles was der Dienst uns brachte, trugen wir gemeinsam, und mittelst der Spenden, die wir an Unteroffiziere und Kanoniere vertheilten, hatten wir überall die besten Tage. Zumal war dies in der Zeit der Fall, wo wir in großen Massen ausgeschickt wurden, um Faschinen zu bearbeiten. Hier genossen wir für sechs Pfennige ein köstliches Mittagsmahl zusammen, aus Kartoffeln und Salz bestehend, da man sich zu diesem Preise dar-

auf abonniren konnte. Nur mußte man geschwind dabei sein, denn der Esser waren so viele, daß man Alles mögliche thun mußte, um nicht über die Gebühr benachtheiligt zu werden.

Ich hatte nur einen Mann, den ich mehr scheute als alle Vorgesetzten, dies war der Feldwebel der Compagnie Gröner. Er besaß von der allgemeinen Gutmüthigkeit zu wenig, die den Soldaten charakterisirt, und so mochte er auch meiner nicht besonders gedenken. Eines Tages nahm er mich recht ernsthaft aufs Korn. Ich wurde zu seinem Dienst, mit dem Titel „du jour“ zu ihm hin commandirt. Es war Sonntag, und ich bat einen anderen Unteroffizier mich zu vertreten. Natürlich meldete ich ihm dies pflichtmäßig, er aber ging nicht darauf ein, sondern sagte nur mit ziemlich mürrischem Ton: „Ich sei commandirt, und er könne keinen andern Unteroffizier gebrauchen!“ So mußte ich denn am Sonntag Nachmittag, während die Meinigen im Thiergarten wohnten, hinaus zum Feldwebel; er ließ mich stundenlang vor seiner Thür stehen, gab mir dann einige weite Wege auf, und bestellte mich zum Abend 9 Uhr wiederum vor seine Thür, um den Nachtdienst abzuthun. Auf diesem waren denn einige sehr gewandte Burschen meine Führer; wir durchkrochen eine Menge von Gasthäusern und Bierkneipen in der damals wenig angebauten Frankfurter Vorstadt, jagten die Tänzer hinaus, kehrten auf Umwegen wieder dahin zurück, machten einige Gefangene, die wir auf der Gasse wieder frei ließen, und hatten endlich nichts von dem Dienst als die Mühe in der Nacht.

Indeß als ich Fähndrich geworden war, hörten dergleichen kleine unangenehme Berührungen mit dem Feldwebel auf; er hatte auch in der Sache fast immer das unbedingteste Recht, und wenn ich gefehlt hatte, mußte ich es wohl auch empfinden. Im Uebrigen war er ein sehr brauchbarer Mann und tüchtiger Soldat. Bei einer fröhlichen Angelegenheit war aber

ich sein Sieger. Ein Bombardier der Compagnie, Parlow, feierte seine Hochzeit. Unter den geladenen Gästen befand auch ich mich. Es ging sehr lustig zu auf dem Fest, und ich insbesondere hatte einen äußerst glücklichen Platz erhalten, dadurch, daß ich der Nachbar eines allerliebsten Mädchens wurde, welches mit ihren Eltern dort war. Mit den Küssen nahm man es nicht so gar genau, und es wurden ergötzliche Spiele gespielt, die mir den niedlichen Mund der anmuthigen Nachbarin entgegenführten. Ich küßte sie nach Herzenslust und so feurig, daß sie selbst einmal scheu zurückbebte, und einen solchen Kuß zu viel bedeutend fand. Wahrlich aber auch, es gehörte die ganze Unschuld eines siebzehnjährigen Menschen dazu, um einen so brennenden Kuß zu geben und ihn doch nicht anders zu empfinden, als ich ihn empfand. Einige Tage darauf hörte ich, daß mein Feldwebel sich um das hübsche Mädchen beworben habe, und bald darauf waren beide ein Brautpaar. Allein ich hatte die Erstlingsküsse der frischen Rose doch geschmeckt, und mochte mich dieses Triumphs über den Feldwebel wohl erfreuen. — Noch manchen ähnlichen, muthwilligen Zug könnte ich aus dieser Zeit meines Soldatenstandes erzählen. Indeß es sei genug.

Eines Mittags bei der Parole überraschte mich plötzlich ein Befehl. Er lautete: „Da der Premierlieutenant Laue erkrankt ist, wird der Portepeefähndrich Rellstab den Unterricht in der Mathematik auf der Brigadeschule übernehmen.“ Niemand war überraschter und versteinerter als ich. Plötzlich sollte ich hier den schwierigsten Gegenstand des Unterrichts übernehmen! Für einen äußerst thätigen, in dieser Wissenschaft bei Weitem vorgeschritteneren Mann als ich selbst war! Indeß, der Befehl war gegeben, er mußte vollzogen werden! Nachmittags war schon die erste Stunde. Ich eilte demgemäß nach Hause, warf mich mit Hast auf mein Pensum, und er-

schien in der Klasse, um meinen Unterricht zu beginnen. Was ich auch für Mienen zog, um meine Unwissenheit zu entschuldigen, ich fühlte doch, daß nichts dazu ausreiche. Die erste Stunde brachte ich mit der Prüfung meiner Schüler zu, indem ich ihnen verschiedene Aufgaben zur Lösung stellte. Dann folgte ein Sonntag, den ich zum Studiren benutzte, und eine Conferenz mit dem erkrankten Offizier hielt, der mich des Weiteren anwies. So gelang es mir, zwar mit großer Mühe, und unter mannichfaltigen Sorgen mich doch hinein zu arbeiten, und ich brachte die Aufgabe glücklich zu Stande. Dadurch aber war meine Stellung eine viel bessere geworden. Ich erhielt zwar keine Zulage, aber das ganze Verhältniß meines Dienstes war ein ungleich behaglicheres. Ich hatte eben nur mit der Schule zu thun, nichts mit den praktischen Dienstangelegenheiten, und da die Parole bei den geregelten Stunden mich nichts anging, so war ich auch von dieser, mir die allerwenigst angenehme Beschäftigung, befreit. — Der Anfang machte Glück. Meine Schüler waren so gut, bestanden so vorzüglich am Schluß ihr Examen, daß ich von der Zeit an ihr beständiger Lehrer wurde. Ich avancirte im Sommer nach diesem kleinen Versuch zum Offizier und erhielt den Auftrag, im Winter den Unterricht zu ertheilen. Dies war mir ein viel willkommneres Feld als die Bethätigung im Dienst, des Vortheils nicht zu gedenken, daß ich selbst dadurch immer fester in meinen Kenntnissen wurde. Ich hatte Mathematik, deutsche Sprache und Geschichte vorzutragen, und mit diesen drei Wissenschaften, die auch sonst ganz in meine Neigung und in mein Streben einschlugen, ließ ich mich vollkommen befriedigen.

Inzwischen war ich, wie ich erzählt habe, zum Offizier befördert worden. Mein Patent lautete vom 18. August des Jahres 1818, das ich gleichzeitig mit einem Lieutenant Nickau

und mit Schindelmeisser empfing, so daß ich nach dem Datum zwischen beiden stand. Von der Zeit ab gestaltete sich zwischen mir und einigen Mitgliedern der Brigade ein gemeinschaftliches Leben, das seine Verbindungen bis in das spätere Alter hinaus erhalten hat. Möchte sich die heutige Jugend einst so reicher Erinnerungen erfreuen, als mir die meinige gewährt hat. Von den Offizieren, mit denen ich ein näheres Freundschaftsbündniß schloß, waren es vorzüglich fünf, die ich zu nennen habe. Einmal jenen ersten Freund Schindelmeisser, dann die Lieutenants Teichert, Laue, von Vincke, von Stein-Kochberg und von Gerschow, mit denen die vertrauten Beziehungen bis in unsere letzten Lebenstage hinaufreichen. Aeußere Stellung im Leben schied uns oft, ja fast immer von einander; innerlich blieben wir treu, wie unsere Bahnen sich auch von einander schieden. Es sei mir erlaubt, auf das Leben dieser Männer im Lauf meiner biographischen Skizze zurückzukommen, während ich hier nur ihre jugendlichen Gestalten in meine Erzählung einverleibe. Teichert, von uns Allen der älteste, war derjenige, der die mindest glückliche Laufbahn machte. Er war Adjudant des Majors von Glasenapp, und regierte diesen mit seinem Thun und Lassen völlig. Talentvoll für sein Fach, war er auch zugleich damals des leichten Sinnes, der die Ereignisse nahm wie sie kamen.. Er war der schnellsten doch nicht immer der richtigen Ansicht, wäre aber zuverlässig einer der tüchtigsten Offiziere gewesen, wenn man ihm den Spielraum gewährt hätte, dessen ein so eigenthümlicher Geist wie der seinige bedurfte. Allein ihm geschah schon in der Brigade ein großes Unrecht; er wurde wegen einer etwas leichthin gemachten Aeußerung verklagt, und deshalb nach Glogau versetzt. So schied er aus unserm kaum vereinigten Kreise. Der nächste an ihn war Laue, der die größte Kraft der militairischen Bildsamkeit besaß. Er verlobte sich

in unserer besten Zeit des Zusammenseins mit Fräulein von Arnim, und machte die möglichsten Anstrengungen, um von seiner Premier-Lieutenantstelle in den Generalstab zu kommen. Doch die einfache Erklärung des Generals von Müffling, daß er diesen Offizier nicht dahin befördern werde, weil er im Generalstab nur Leute von Kenntnissen, Vermögen und gesellschaftlichem Rang brauchen könne, brachte ihn dahin, den Abschied zu nehmen. Die Kränkung war um so empfindlicher, als Laue, der von uns Allen für den Tüchtigsten gehaltene Offizier, in äußerlicher Beziehung, wie innerlich, seine Schuldigkeit auch in einer Zeit that, wo seine Gesundheitsumstände ihn einer strengen Kur unterwarfen. Heim war es, der alte, berühmte Arzt, der ihn von der Schwindsucht, wozu sich die Vorzeichen in Folge eines Wettschwimmens von Berlin nach Spandau einstellten, — er machte es mit Schindelmeisser, — gründlich geheilt hat.

Nächst ihm nenne ich von Vincke, der nach dem Zeugniß seines Chefs, das beste Examen von uns Allen gemacht hatte (ein halbes Jahr später als ich) und uns Allen der liebste Freund war. Er verheirathete sich früh mit einem reichen Fräulein von Schulz, einer Stieftochter des berühmten viel angefeindeten Kabinetsrath und Justizministers, Kanzler von Beyme. Dadurch schied er seine Laufbahn von der unsrigen; er gelangte in den Generalstab, der ihm ein schnelles Avancement sicherte.

Von Stein-Kochberg, aus der Nähe von Weimar, war der ritterlichste aller unsrer Kameraden; bei den Frauen entschieden der Beliebteste. Er ritt wundervoll. Früh nahm er seinen Abschied, vermählte sich mit einer Engländerin, und starb in Folge seines etwas zu leicht genommenen Lebens bald danach an der Wassersucht.

Endlich habe ich von Gerschow genannt. Im Anfang

seiner Laufbahn gehörte er besonders mir an, indem ich ihm zunächst Unterricht in der Artillerie und einigen anderen militärischen Gegenständen gab. Er war aus Paris zu uns gekommen, wo er in Folge früherer Verhältnisse seine Jugenderziehung genossen hatte. Sein offenes, liebevolles Herz schloß sich eng an mich, und wir sind bis auf den heutigen Tag die innigsten Freunde geblieben.

Unser gemeinschaftliches Leben war das heiterste in der Welt.

Zu den näheren Bekannten gehörten: der Lieutenant Klipfel, Perle, v. Podevils, Schulz, (der Rechnungsführer der Brigade,) Julius, und andere mehr. Fast mit Allen habe ich freundschaftliche Beziehungen behalten.

Dies waren die Genossenschaften des Militär-Verhältnisses.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nicht militärische Verhältnisse. — Ludwig Berger. Oper Oreft. — Bernhard Klein. Oper Dido. — Eduard Wolff. — Gustav Reichardt. — Carl Wünsch. — Stiftung der Liedertafel. — Erinnerung an Andreas Hofer. — Oberstlieutenant Bardeleben.

Anderer Art waren die Verbindungen dieser Zeit in Betreff meiner sonstigen Entwickelung. Ich empfand es nämlich bereits ganz klar, daß ich nicht Soldat bleiben würde. Mein ganzes Innere entfernte sich, wie warm ich ihn auch ergriffen, von diesem Stande. Es ist sehr schwer, einen vernünftigen Haushalt einzurichten zwischen einem Manne, der mit dichterischen und schriftstellerischen Kräften begabt ist, und der zugleich die Pflichten eines eingeborenen Staatsbürgers erkennt, und sie zu üben Lust und Kräfte hat. Die Thore, welche uns die gewerblichen Verhältnisse, das Beamtenwesen und andere Standeseinrichtungen eröffnen, sind zu schmal für das, womit der Literat auftreten möchte. Nur derjenige, welcher

ganz auf der ersten Höhe steht, wie Schiller z. B., vermag sich eine eigene Bahn zu öffnen; alle anderen haben der wohlwollenden Hülfe oder des Glückes nöthig, wenn sie nur halbweges in ihrem Beruf frei schaffen und gedeihen sollen. — Was die Poesie für Felder düngen könne für den nothwendigen Acker des Lebens, darüber hatte ich nicht sorgsam nachgedacht! —

Die Freundschaftsbeziehungen, die mich in jener Zeit beglückten, waren auch noch anderer Art, als bloß militärische. Es waren zunächst musikalische. Des Unterrichts von Ludwig Berger habe ich schon gedacht. Der hochausgezeichnete Mann wurde für mich der älteste Freund meines Lebens. Meine ganze Seele erfüllte sich mit dem Plan, ihn, den ich für den Bedeutendsten halte, der mir in der Kunst begegnet ist, auf diejenige Höhe der Anerkennung zu stellen, die er seinen geistigen Anlagen nach durchaus einnehmen und behaupten mußte, wenn sich nicht eine Menge feindseliger Richtungen dagegen in ihm selbst und in seinen Verhältnissen aufgelehnt hätten. Woher dies mißglückte, habe ich in einer Biographie Berger's geäußert, und muß auf diese, die auch in meinen gesammelten Werken dem Wesen nach, übertragen ist, hinweisen. Aber einige kleine Züge bleiben davon noch für meine Biographie übrig. Der Unterricht, den ich von ihm erhielt, hatte längst aufgehört, allein es hatte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns hergestellt, das mir außerordentlich werth und von Nutzen war. Die Kraft meiner Muse, die sich damals an zu regen fing, verweilte besonders im Gebiet der Oper. Ich weiß noch sehr gut, daß ich die Pausen, welche die Landwehr-Exercitien mir damals ließen, nur damit zubrachte, Verse zu der ersten Oper, die ich für Ludwig Berger dichtete, Orestes, zu machen. Hier erzähle ich davon nur so viel, daß ich mich mit Berger ganz darüber geeinigt hatte, und daß nur er selbst damit zerfiel, und in seinem Nachlaß die mancherlei Anfänge und einige

Ausführungen dieser und einer anderen Oper, die ich ihm später gemacht, mit dem überschriebenen Worte: „ins Feuer" verurtheilte.*)

Viele Lieder dichtete ich für Berger, und später für Bernhard Klein, in einem eben so nahe zu diesem anwachsenden Verhältniß. Berger war die erste Liebe in meiner geistigen Entwickelung. Sein wundervolles Klavierspiel — damals! seine herrliche Anlage zur Composition, trug ich als fremdes Heiligthum in mir. Er wurde in jenen Tagen der Vertreter meiner ganzen Kunstbildung. Erst später klärte sich das Verhältniß zu einer inneren, warmen Freundschaft heraus.

Der zweite, den ich aus jener Zeit nennen muß, war Bernhard Klein. Noch heut erfüllt kein Name eines Mannes mich so mit tiefster Ehrfurcht, als dieser. Ich glaube auch, daß die Höhe, die er einnimmt, noch erst zur Geltung kommen muß, so bedeutend sind seine künstlerischen Leistungen in allen Richtungen. Er war mir nächst Berger (der aus-

*) Ueber das fernere Schicksal der Oper „Orest" will ich nur noch hinzufügen. Bei einer Reise nach Wien hatte ich sie, nebst einer Anzahl meiner Gedichte, Beethoven übergeben, und sie demselben gelassen. Die kleinen Dichtungen, das Ständchen, Aufenthalt und Anderes, übergab er Schubert, der sie auch componirt hat, bevor sie im Druck erschienen. Die Oper mochte Beethoven vergessen haben. Allein viele Jahre später brachte sie mir Kapellmeister Lachner aus München mit nach Berlin, zu der Zeit, wo er hier die Aufführung seiner Oper Catharina Cornaro betrieb! — So wanderte das Manuscript von Ort zu Ort. — — Auf ähnliche Weise erhielt ich das Manuscript der Oper Dido, für Bernhard Klein gedichtet, welche Jean Paul mit den mir unvergeßlichen Worten: „Sub Apollinis auspiciis" bezeichnet hatte, und die ich in meiner tiefen Verehrung Tieck überreichte, nach dem Tode desselben aus der geordneten Bibliothek des Dichters durch Professor Köpke zurück. — Beide Manuscripte besitze ich noch, als merkwürdige Andenken.

übend nicht so reif dafür wie Klein war, aber ihn im Einzelnen der Erfindung übertraf) der liebste unter allen schaffenden Musikern. Die Jahre vereinigten uns Beide näher, meine Richtung kam der seinigen entschieden entgegen; er übte ferner die Thatkraft, die des augenblicklichen Erzeugens. So kam es denn, daß ich mit ihm ungleich näher zusammenrückte, als mit Berger, obgleich dieses Näher dennoch einen großen Unterschied zeigte, denn mein Wesen erfüllte von Bernhard Klein's außerordentlicher Beschaffenheit nur einen sehr geringen Theil. Allein was uns berührte gedieh zur That. Er schlug mir vor, ihm eine Oper Dido zu dichten; sie wurde fertig — unvollkommen natürlich — aber sie wurde fertig, und ist zur Aufführung gekommen. — Ja nach dreißig Jahren der Ruhe hat sich die Aufführung in einem Concert wiederholt, und solche Bedeutung gewonnen, daß bei nur einigermaßen angemessener Mitwirkung der Familie des großen Mannes, die Veröffentlichung hätte erfolgen müssen. Indeß gehört dies in andere Scenen meines Lebens. Damals war es hauptsächlich die mächtige Persönlichkeit, die sich durch Künstlerthum gehoben, in noch viel größerer Bedeutung vor mich hinstellte, die mich anregte, ganz mit ihrem Reiz erfüllte, wahrhaft verlockte. Sie übte einen ausnehmenden Einfluß auf mich, und ich darf sagen, daß dieser noch im Stillen und in der Tiefe der Gewalt fortdauerte, als ich mich schon längere Zeit weit zurückgezogen von ihm hielt.

Ein Dritter, den ich noch heut nach langer Reihe von Jahren mit Stolz und Liebe nenne, war Ludwig Fehmer. Er ist jetzt Professor in Zeitz. In ihm ging mein ganzes Herz zu jener Zeit auf; ich war ihm Alles, er mir eben so. Ich verkannte nicht, was Andere Bedeutenderes, wenn man will, in sich trugen; aber er war mir damals derjenige, dessen Saitenspiel des Lebens am harmonischsten mit dem meinigen

übereinstimmte. Er war eine edle, wohlwollende Natur! Nur daß eine düstre Melancholie sich zuweilen seiner bemächtigte, die ihn in dunkle Unsicherheit wiegte, in welcher er seinem Thun ungleich weitere Grenzen stellte, als ich. In Folge dieser, ihn beherrschenden Gewalt geschah es, daß wir uns später trennten, und ich ihn erst lange Zeit nachher in völliger Uebereinstimmung wiedersah.

Zu diesen nächsten Freunden traten andere, die im Augenblick der damaligen Zeit ein wenig aus meinem Kreise geschieden waren, Ludolff und Magnus; und ferner verstärkte er sich durch mehrere, die wechselnd tief in mein Wesen eingriffen, als z. B. Eduard Wolff (der jetzt so berühmte Arzt), Gustav Reichardt, der Componist des Arndt'schen Liedes „Wo ist der Deutschen Vaterland," und anderer, sehr volksthümlich gewordener, Wünsch, der treffliche Tenorsänger und spätere Uebersetzer des Philoktet, der zu Berlin als Kammergerichtsrath starb, und mehrere andere. Von Wünsch werde ich noch ausführlicher reden.

Mit diesen Allen verkehrte ich; mögen diese Blätter sie erinnern an das, was wir damals träumten und sannen, wie wir Poesie und Musik in ihren reinsten Höhen verehrten, und uns mit ihnen das Leben schmückten.

Eins muß ich als Thatsache herausheben, bevor ich diesen Abschnitt schließe; denn in ihren schwachen Spuren hält diese noch fest bis an den heutigen Tag. Es ist die Stiftung der Liedertafel. Die Zelter'sche war damals in Berlin die einzige. Kaum wird man es glaublich finden, daß neun Jahre lang vierundzwanzig Mitglieder als die einzigen Vertreter des Männergesanges in unserer Hauptstadt dominirten, wenn man nicht zugleich den ganzen Zustand der damals noch weniger als halb so großen Residenz in Betrachtung zieht.

Uebrigens ist das Personal der Theilnehmer nirgend in dem Maße gewachsen, als in der Musik. Während wir jetzt fünfhundert Sänger aus den verschiedenen Gesangsvereinen wie mit einem Griff zusammenfassen, und sie ohne Schwierigkeiten größere Werke ausführen lassen, vermochte damals die Akademie nur vierundzwanzig aus ihrem Schooß herbeizuschaffen, unter denen nicht einmal Alle den Gesang wirklich und wesentlich vertraten. Diese aber waren allerdings bessere Stützen, als wir heut zu Tage stellen könnten! — Genug, diese vierundzwanzig Sänger waren für eine Reihe von Jahren gerade das hinreichende Material, dessen der Gesang bedurfte, um sich in der neuen Weise des männerstimmigen Chorgesanges geltend zu machen. Allein die Sache blieb nicht so. Die wenigen Jahre des Friedens, welche eingetreten waren, hatten die Lage der Dinge schon sehr verändert. Es fanden sich eine Menge junger Freunde des Gesanges vor, welche in die Liedertafel zu treten wünschten, denen es aber durchaus mißlang. Ludwig Berger war schon von mehreren Freunden dazu aufgefordert worden, einen neuen Verein der Art zu stiften. Allein mittelst seiner etwas zu sorgsamen Bedenklichkeit wollte es zu nichts Rechtem gelangen. Bernhard Klein war im Herbst des Jahres 1818 nach Berlin gekommen, und erregte durch seinen wundervollen Gesang, ohne irgend bedeutsame Stimme, wie durch sein musikalisches Talent überhaupt, allgemeines Aufsehen. Ihn brachte Berger mit in Vorschlag, und an einem Abende, den er nebst Gustav Reichardt und Klein bei uns in einem sogenannten Singe-Thee zugebracht, that Bernhard Klein, in seiner feurigen Lust und Laune den Vorschlag, daß wir uns sofort aus der Gesellschaft in eine Weinstube begeben, und dort dem Vorsatz Genüge leisten sollten. Es geschah. Wir gingen in die Schulz'sche Weinhandlung am Gensdarmenmarkt, damals in demjenigen

Lokal, welches jetzt Steheli zu seiner Conditorei inne hat. Dort entwarfen wir den Plan. Ein Jeder schrieb die Namen derer auf, deren Beitritt er vermitteln wollte, und wir erhielten ein ansehnliches Quantum von Männern, die wir durch Ausmerzung einiger, auf die runde Zahl dreißig beschränkten. Mit Champagner wurde der neue Bund besiegelt. Von meiner damaligen Unschuld in schwelgerischen Dingen mag es noch ein Zeugniß geben, daß ich zum Oeffnen der Champagnerflasche einen Korkzieher verlangte! Genug, wir hatten das Bündniß eingeweiht und Bernhard Klein, solcher Weinfreuden vom Rhein her sehr gewohnt, bestimmte uns noch, spät in der Nacht, zu Fehmer zu gehen, um ihn durch diese außergewöhnliche Aufforderung zum Bunde zu werben. — Dies Alles geschah! Der nächste Morgen weckte uns freilich einige andere, kühlere, aber würdigere Gedanken über die Lage der Dinge. Indessen die Jugend weiß sich rasch genügenden Rathes, und so fanden denn auch wir bei unserer nächsten Zusammenkunft, wo wir die in der Nacht entworfenen Papiere ordneten, bald den richtigen Weg. Der wahrhafte Führer dieser Angelegenheit war dennoch Ludwig Berger, denn er war der einzige, der eine genügende Kasse besaß, um das Nöthige voraus zu spenden. So geschah es denn, daß wir eine recht zahlreiche Zusammenkunft bei Berger hatten, wo wir mehrere der schönsten Lieder von ihm einstudirten, und demnächst endlich der 27. April des Jahres 1819 als der erste Tag, wo die Liedertafel zusammentraf festgesetzt wurde. Im Kometenjahr trat die Gesellschaft zusammen, und der günstige Wein, den dasselbe erzeugte, so wie die auch sonst vortreffliche Witterung, mögen ihr zu Gute gekommen sein, denn sie gedieh zusehends. Wir hatten absichtlich nicht die geringste Feindseligkeit, sondern nur die natürliche Wetteiferschaft betrieben, und diese kann in der Kunst nur zum Besten führen. Es waren

nicht nur viele Mitglieder der älteren Zelter'schen Liedertafel auch ordentliche Theilnehmer der unsrigen, sondern wir ernannten auch Zelter, als Erfinder der Gattung und würdigen Vertreter derselben, zum Ehrenmitgliede bei uns. Heut freilich ist die Tafel nur von äußerst mäßigen Kräften besetzt; damals waren aber die Theilnehmer unter den besten der ganzen Residenz zu suchen. Nicht nur Mitglieder wie Berger und Klein führten dieselbe, sondern auch Andere von erster Bedeutung schlossen sich daran; so waren E. T. A. Hoffmann, der Staatsrath Körner, der Geh. Ober Regierungs-Rath Streckfuß, und viele Andere von wissenschaftlicher Bedeutung und ächtem künstlerischen Bestreben von Anfang an, oder etwas später, die steten Theilnehmer der Gesellschaft. Unter den Musikern waren auch Rungenhagen, Braun (der Hofoboist), Hofrath Moritz, W. Bach, und zahlreiche andere der späteren Zeit; und die edelsten Gäste verweilten dort, als Hummel, Ferdinand Ries, Carl Arnold, Drouet, und Andere. Dazu kamen die schönen Stimmen G. Reichardt's, Hendeß und Weppler's (im Tenor) und späterhin Mantius, Zschiesche und andere wesentliche Stützen des Gesanges. — Ich meines Theils als Mitstifter betrachte mich in sofern für ein wahres ächtes Mitglied, als ich der Gesellschaft damals durch mannichfaltige Dichtungen nützlich war, die uns mit zu den besten Liedern in der Composition verholfen haben. Ein störendes Element darin aber war eine politische Richtung, welche ich durchaus anerkenne, die indessen der reinen Poesie und den Freuden des Tafelgesanges öfters unbequem wurde. Andererseits aber hat diese Richtung auch die schönsten Lieder ins Leben gerufen, wie denn z. B. Andreas Hofer, nach Max von Schenkendorf's schönem Gedicht, ein Lied dieser Richtung ist. Berger hatte das herrliche Lied im Anfang April des Jahres 1819 schon componirt, und ließ es versuchsweise in einem kleinen,

bei mir versammelten Kreise, wo auch Bernhard Klein sich befand, von diesem singen. Es ergriff uns mit einer mächtigen Gewalt der Rührung, als Klein die Worte wahrhaft erhebend sang:

„Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt wie's stehe."

Für solche Dinge und Stimmungen hatte er eine Kraft, die ich noch nie wieder durch den Gesang empfunden habe. Es war dieses am Abend des 13. April, an meinem Geburtstage. Unter den Liedern, die am 27. gesungen wurden, bei Einweihung der Tafel, befand es sich jedoch noch nicht. Am Abend dieses Tages waren in unsern Büchern nur sechs eingetragen, und unter ihnen eines von mir für Bernhard Klein gedichtetes, der Einnahme von Paris gewidmetes, welches ebenfalls zum Theil jener Stimmung folgte. Indeß die sechs Lieder erhoben uns den Tag zu einem der schönsten, dessen ich mich aus meinen jungen Tagen erinnere.

Nun muß ich aber noch der größten, zu meiner Freude bis auf den heutigen Tag fortdauernden Beziehung gedenken, welche meine Militärzeit für mich gehabt hat. Es war die zu meinem Chef, dem jetzigen General der Infanterie a. D., von Bardeleben. Er war unbedingt einer der größten Männer, mit denen die Verhältnisse mich zusammengeführt. Für den Krieg von 1813 und 1814 war er zu jung gewesen; nur als Capitain hatte er in demselben gewirkt. Aber schon im Feldzuge von 1815 trat er als Major ein, und war eine Zeit lang Adjudant des Generals Gneisenau gewesen; später wurde er Chef der Artillerie-Brigade, die nach dem Frieden in Berlin ihre Stellung erhielt. Somit trug ihn nicht der Rang, nicht das Maß des Verhältnisses, sondern er einzig dieses. Drei Männer, pflegte ich als Jüngling dieser Zeit zu sagen, habe ich kennen gelernt, die dem bloßen Blick beständig

etwas Bedeutendes darböten; es waren Ludwig Tieck, Bernhard Klein und der Obristlieutenant Bardeleben. Letzterer natürlich nur für die praktische Gattung. Wo ich ihn aber damals, es sei im Dienst oder sonst in irgend einer eingehenden Beziehung gesehen, überall erschien er mir als das wahre Musterbild seines Standes. Seinem Auge entging nichts. Wo er hinblickte, sah er das Gute, wie das Schlechte, und über das Letztere ging sein eifriger Wille mit aller Strenge hin. — Dennoch war er geliebt von Allen, die sich nicht so weit vergessen hatten, um sein strenges Richteramt zu erfahren. Ich war manchmal im Dienst von ihm bemerkt worden. Er hatte mich öfters mit Einsicht getadelt und mit Strenge auf meine Pflicht verwiesen. Das wurde mir aber der Grund, dieselbe mit doppelter Genauigkeit in Acht zu nehmen. Zumal bei der Schule, an welcher ich den Unterricht ertheilte. Bis ich Offizier wurde, hatte ich nur aus der Ferne seine Einwirkung erfahren. Von diesem Tage an aber war ich ihm näher getreten. Wir hatten, etwa sechs Offiziere, gleichzeitig einen Besuch bei ihm gemacht, und wurden mit äußerster Artigkeit empfangen. Er hatte die geistvollste Unterhaltung auch über nicht militärische Gegenstände, denn er war sehr belesen in Allem, was die Zeit Bedeutendes gebracht hatte. Buttmann, Schleiermacher, Reimer und Andere waren sein naher Umgang gewesen; in der Montags-Gesellschaft hatte er mit diesen Männern ein ernstes, tiefes Bündniß geschlossen. Ueberall, wo sich Geist regte, war er zugegen, und überall nahm er entweder die Spitze ein, oder stand an einer Stelle, die ihn höchlich auszeichnete. — Für meine persönlichen Zwecke, die sich schon damals sicher darlegten, hatte er ein aufmerksames Betragen und gönnte mir seinen wohlwollenden Rath. Er war wie jeder Militär es sein mußte, dagegen, daß ich meinen Abschied nahm; jedoch konnte er die allgemeine Bildung, die

ich anderweitig in Geltung zu bringen hoffte, nicht wohl auf andere Weise bestreiten. Man mochte glauben, sein Ansehen, sein Einfluß sei die Folge seines gegen uns allerdings weit überlegenen Ranges gewesen, aber das war es nicht. Wir hatten andere Offiziere bei der Garde, die militärisch viel ungehobelter waren, und beständig mit diesem ungebildeten Trotz gegen Untergebene auftraten. Allein sie hatten nichts in sich, wodurch sie ein solches Verfahren rechtfertigen konnten. Man ließ sie schelten, toben, ja furchtbar toben, — damit aber war ihre Macht gebrochen. Ihre heftigen Strafandrohungen wußten sie nicht so anzubringen, daß dieselben auch hätten vollzogen werden können, und somit wurden sie als im völlig nutzlosen Lärmen gegen ihre Untergebenen gering geschätzt, ja verlacht. Eine ganz andere Wirkung hatte Bardeleben's gerechter Tadel. Er drückte den Betroffenen bis zur Verzweiflung nieder; irren konnte auch er sich, denn er war ein Mensch. Uns gegenüber war er zwar immer streng, aufmerksam auf Alles, raffte so unsere äußersten Kräfte stets zusammen — aber ich kann nicht sagen, daß seine Ueberstrenge mich ein einziges mal getroffen hätte. Und das muß man ihm wenigstens nachrühmen: wenn wir den Boden des Dienstes verlassen hatten, und uns ihm auf dem der Gesellschaft näherten, so hatte er das Uebergewicht, das ihm seine Stellung gab, völlig vergessen, und war nur der gebildete, höfliche Mann der feinen Gesellschaft. Wehe aber auch denen, die das Umgekehrte von ihm verlangten! Ein Stabsoffizier, mit dem er in der Loge Brüderschaft getrunken hatte, fand sich so befreundet mit ihm, daß er das Verhältniß im strengen Dienst fortsetzen wollte. Er konnte einmal beim Manoeuvre eine Aufgabe nicht ausführen, und nachdem ihm Bardeleben zwei Adjudanten geschickt hatte, ritt er selbst auf ihn zu. „Herr Bruder!" tönte die Stimme seines Freundes ihm entgegen. „Herr Major!"

unterbrach ihn die des Brigadiers, „ich werde Sie in Arrest schicken, wenn sie nicht ....“ u. s. w. Genug, die Furcht und die Ehrfurcht wußte er in gleicher Kraft zu erhalten, und wenn er sagte: „Ich werde das und das thun“ so wußte Jeder, daß es schon so gut als geschehen sei. — Bei einer Special-Revue, die er abhielt, kam er an den letzten Capitain der Brigade. Er revidirte dessen Compagnie sehr genau, und äußerte nichts darüber. Der Capitain freute sich unendlich, und flüsterte schon dem mit ihm nachgehenden Offizier freudig zu: „Er schweigt, — er ist ganz zufrieden!“ Denn allerdings hatte er den früheren Capitains die Wahrheit mehr als streng zugewogen. Da aber stand er plötzlich still und sagte: „Herr Hauptmann! Wenn ich zu dem Zustande Ihrer Compagnie nichts sage, so liegt es nur darin, daß ich, hätte ich einmal angefangen, nicht aufzuhören wüßte mit Tadel.“ — Der Unglückliche stand wie vernichtet vor dem Chef — denn dieser Tadel griff durch! — In solcher Weise regierte er die Brigade, hatte Kenntniß von Allem und übte eine unbestochene Gerechtigkeit.

Allein auch in höheren Verhältnissen machte sich seine geistige Unabhängigkeit geltend. Er trat dem Chef der Artillerie, dem Prinzen August von Preußen mit außerordentlicher Freiheit gegenüber, und widersprach ihm, wo die Pflicht es forderte, mit aller Ehrerbietung aber mit Entschiedenheit. Dafür war er seiner Sache noch höher hinauf völlig sicher. Seine Vorgesetzten hatten zu seinen Maaßregeln die größte Zuversicht. Sie bewährten sich stets als praktisch. Ein Fall ist mir noch erinnerlich. Bei einer Brigade-Aufstellung wurde vom Könige Friedrich Wilhelm III. urplötzlich der ganze Plan des Manoeuvres geändert. Er ließ durch die Adjudanten alle Commandeure von Regimentern benachrichtigen und anweisen, wie sie sich zu stellen hätten. Bardeleben empfing nur die

Notiz, sich selbst zu orientiren. „Obrist Bardeleben wird sich schon selbst helfen,“ sagte der König. Und wahrlich, er hatte dies schon am zweckmäßigsten zu thun verstanden; die Artillerie war überall in ihren Punkten auf dem rechten Fleck.

Daß eine solche prädominirende Stellung Unannehmlichkeiten für ihn mitbrachte, war gewiß; doch er wußte auch diese zu ertragen und ließ die Zeit entscheiden. Sie entführte ihn später der Brigade, er wurde Inspekteur der Artillerie zu Coblenz, und schied aus, nachdem er längst sein funfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, als General der Infanterie. Nie hatte ihn seine Stellung zu etwas Höherem geführt; man muß bedauern, daß die Zeit feindlich an ihm vorübergegangen ist. Nur im Jahre 1848 gewann er auf kurze Frist ein Ansehen, was ihm gestattete, seinen Charakter im Großen zu entfalten. Er erhielt das General-Commando in Coblenz in den Zeiten der Unruhe und Gefahren. Sein unerschrockener Muth, seine kaltblütige Haltung gab ihm den Anschein bürgerfeindlicher Gesinnung, und er wurde seines Postens enthoben. Er hatte sich unter dem unruhigen Pöbel in jeder Stunde blicken lassen, gewährte ihm so viel als möglich unschädliche Freiheit. Aber er drohete: „Wenn Euer Verkehr dem großen Ganzen an Ruhe und Ordnung Schaden bringt, dann geb ich ein einziges Signal nach dem Ehrenbreitenstein hinauf, und Eure Stadt liegt in Trümmern!“ — Die Volksmasse fürchtete ihn, denn sie wußte, er hielt Wort.

Diese einzelnen kleinen Züge, welche den entschiednen militairischen Charakter des Mannes zeigten, habe ich herausgehoben; leider schreibe ich nicht seine Biographie, sondern die meinige, und ich darf daher nicht zu weit ausschweifen.

Gegen uns junge Männer war sein Benehmen ausgezeichnet liebenswürdig. Wir ließen uns bei ihm anmelden zu drei, vier, sechs Mann hoch, und waren stets aufs Beste

von ihm aufgenommen. Es gab einen sehr fröhlichen Tisch, wenn wir jüngere Leute zu seiner damals noch jungen anmuthigen Frau kamen. Er spielte sogar zuweilen gesellschaftliche Spiele unter meiner Leitung mit uns, und war auch darin so behaglich, daß er sich jede Anspielung gefallen ließ. Wie ich später noch in Verbindung mit ihm blieb, ihn in Coblenz, das seine Garnison geblieben war, aufsuchte, davon kann ich vielleicht in künftiger Schilderung meines Lebens sprechen. Es ist hier nur zu sagen, daß sich meine Ehrfurcht vor dem Mann und Charakter stets gesteigert hat. Er gab ein Beispiel, wie viel das Glanzvolle auf der Erde durch die Ungunst der Umstände in gewöhnlichen Verhältnissen bleibt, und zum Glück bleiben muß. Darum aber mag es eben so hoch anerkannt werden, den Charakterwerth eines Napoleon zu besitzen, den Niemand höher schätzte, als Bardeleben selbst.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mein Verhältniß zur Landwehr. — Desgleichen zur Brigadeschule. — Thörichte Feuerwerksstörung. — Brigadeschule in Danzig. — Reise mit Teichert und Laue. — Tod meiner Mutter.

Es bleibt noch Einiges aus dieser Zeit des Militairlebens, das ich, als einzelne Momente meines Lebens für sich, wichtig halte; es sei Scherzhaftes oder Ernsthaftes, seine Stelle wird es einnehmen.

Dazu muß ich bis auf meine Fähndrichszeit zurückgehen. Ich hatte, wie es Sitte war, bei der Landwehr einen Theil der Artillerie zu exerciren, und dünkte mich nicht wenig stolz auf dieses Amt. Allein ich beleidigte dabei, ganz ohne Absicht, eben in thörichter Weise, einige ältere Artillerie-Unter-

offiziere, welche bei der Truppe standen, und diese suchten ihre Rache an mir zu üben. Während der Zeit des Exercirens waren unsrer drei zu dem Dienste der Offiziere verwendet und brachten die Zeit recht angenehm zu. Da die Hauptübungen bei Moabit stattfanden, hatten wir in einem der Gasthäuser des damals ganz uncultivirten Fleckens eine Stelle zum Mittagsessen gesucht. Dort speisten wir, der Lieutenant Molière, der Portepeefähndrich Schleiermacher (ein Neffe des berühmten und gleichfalls ein ausgezeichneter Kopf) und ich. Von den mancherlei kleinen Thorheiten, die wir dort verübten, will ich schweigen. Allein ich muß mir's noch heut vorwerfen, daß ich die Leute mitunter hart quälte; in anderer Weise aber war ich ihnen auch eben so behülflich wie es mir irgend möglich war, zu ihren Zwecken zu gelangen. Ich theilte nicht nur mein Frühstück mit ihnen, sondern kaufte für die einzelnen Geschütze von den Marketenderinnen mehrfachen Stoff an, um für ihr Wohl zu sorgen. Bei den größeren Versammlungen, wo Vorträge gehalten werden sollten, war, meinem einfachen Urtheil nach, endlich die Aufgabe so erschöpft, daß jeder meiner Leute auf's Haar alle Antworten wußte. Daher ließ ich sie dort auf eine Seite des Raums treten und einen Kreis bilden, während die übrigen sich gegenüber ruhen konnten. Aehnliche kleine Abweichungen vom Dienst und Gesetz kamen mehrfach vor. Dies faßten die Unteroffiziere auf, und als das Ende der Uebung da war, als meine Abtheilung vortrefflich bestanden hatte, traten sie mit einer Klage wider mich auf. Mein Capitain war sehr kurz, er befahl die sogenannte Species facti aufnehmen zu lassen und dann die Beschwerde einzureichen. Ich war im Begriff Offizier zu werden; die Anklagepunkte waren mit großer Auswahl und sehr geschickt gestellt, ich konnte darauf hin sechs Monat Festungsarrest erhalten. Ich sehe wohl jetzt klar meine Fehler ein, allein ich

wußte nun nicht mehr, wie dieselben ungeschehen machen. Da trat ein wackerer Mann für mich auf, ein Lieutenant Camphausen. Er war von lebhaftem Eifer für mich, und erkannte nichts Schlimmeres in meinem Verfahren, als die momentane Lust, meine Gewalt zu überschreiten. Bei näherer Prüfung hatte auch ich empfunden, daß diese Schwäche gegen den eigenen Willen nur in der Macht lag, die ich durch das ausgedehntere Commando erhalten hatte. In eben dem Maaße würde diese Schwäche gewachsen und zur wirklichen Grausamkeit geworden sein, wenn ich einen höheren Grad des Gebrauchs gefunden hätte. Ich habe mir das späterhin so klar dargelegt, daß es keines Zweifels mehr bedarf; auch die Geschichte spricht für mich, denn alle durch Grausamkeit berüchtigte Tyrannen derselben, sind ursprünglich von feiger Sinnesart gewesen, oder haben wenigstens Züge der Art mit in sich getragen, wenn sie auch bisweilen durch entgegengesetzte Eigenschaften gehoben wurden. Darum ist die Grausamkeit weiblicher Herrscherinnen so viel größer, als die männlicher Gebieter. —

Camphausen war vom französischen Militair als Rheinländer zu uns in die Brigade eingetreten; ein tüchtiger Praktiker und ein besonders lebhafter Mann. Er fuhr die alten Unteroffiziere an und sagte ihnen die Wahrheit derb heraus. Ich hätte den Leuten so viel Gutes erzeigt und jetzt wollten sie Klage führen? Was sollte das heißen, Species facti aufnehmen? Da würde Alles zusammengestoppelt und mir das größte Unrecht angethan! Hätte ich in dem Eifer das Gute zu thun auch einmal ein Wort zu viel gesagt, so könne mir das Niemand übel nehmen. Es sollte von den Leuten einer, der schwer beleidigt wäre, doch einmal auftreten und mir's sagen. — Er forderte nun die Mitglieder der Compagnie auf, sie möchten heraustreten und ihre persönlichen Klagen anführen. Es wollte Niemand recht heran. Sie zögerten,

die Unteroffiziere schwiegen; und da nun Niemand mit Etwas herausrückte, sagte er: „So ist die ganze Geschichte denn nichtsnutz. Wenn Euch der junge Mann hier um Verzeihung bittet, wo er einem zu viel gethan, ist Euch das recht?“ — Viele bejaheten es. „So kommen sie her, Herr Portepeefähndrich! Sagen Sie das den Leuten und der Handel ist abgemacht!“ Ich trat mit wenigen kurzen Worten auf, worin ich erklärte, daß es mir leid thue, wenn ich Einen oder den Andern gekränkt hätte. Sie wüßten doch wohl selbst am besten, wie ich immer das Gute und Beste für sie gewollt habe. — Alle machten eine frohe Miene, ich reichte ihnen die Hand und die Sache hatte auf diese Weise ein glücklicheres Ende als ich irgend vermuthen konnte. — Camphausen aber trat zu mir heran und sagte mir halb vertraulich: „So ist's ja zehnmal besser! Wenn die verwünschten Federfuchser, der Auditeur und was damit zusammenhängt, daran kommen, dann weiß der Teufel, was sie herausspinnen; Sie könnten mir nichts dir nichts ein halbes Jahr Festungsarrest bekommen, und das wäre kurz vor'm Offizierwerden doch eine schlimme Geschichte!“

Ohne mein Unrecht in diesem Fall abzuläugnen, denn ich hatte Manches gegen das Gesetz gefehlt, erkannte ich doch, wie schwer die Dinge durch eine solche gesetzliche Abrechnung gemacht werden können. Und zeitlebens fühlte ich mich dankbar verpflichtet gegen den wackeren Camphausen, der nun wohl längst dahingegangen ist, daß er mir so rechtlich und gutmüthig geholfen hatte.

Bei einem zweiten Fall war es allerdings schlimmer, und ich habe mich schwer anzuklagen. Er betraf die Verhältnisse in der Brigade-Schule. Ich wirkte in denselben meinem Beruf sehr treu, aber, wie immer die Jugend, etwas zu streng. Nachmals sind mir alle Schüler dankbar dafür gewesen, und

haben mir die Versicherung gegeben, sie hätten meinem Unterricht ihr glückliches Fortkommen zu danken gehabt. Unter anderen Arbeiten ließ ich die Schüler auch Tabellen in der Geschichte anfertigen, diese dann wieder zusammenstellen, und verschaffte ihnen so den Gesammteindruck einer ganzen Zeitperiode. Allein der Arbeiten wurden etwas viele, ich aber hielt immer streng auf die rechtzeitige Ablieferung. Eines Tages aber war es den Schreibern doch zu viel, und sie wollten beschließen, daß sie die Arbeit insgesammt nicht machten. Hatte ich mich im Maß vergriffen, oder war die Meinung der Schüler irrig, ich weiß es in der That nicht mehr. Allein die Sache nahm eine üble Wendung, dadurch, daß der erste in der Classe, Porteepeefähndrich D...., der als ältester verantwortlich gewesen wäre, sich dem Beschluß widersetzte. Dies reizte den Zorn eines anderen jungen Mannes, K..., gegen ihn, und er verging sich so mit Worten gegen D...., daß die Sache dienstlich werden mußte. Beide jungen Leute kamen zu mir; D.... bat um eine Anzeige der Sache, K... zeigte sich reuig. Ich hätte es nun wohl, wäre ich ein vernünftiger Mann gewesen, so einrichten können, daß der Porteepeefähndrich D.... die Klage zurückgenommen hätte, gegen eine Abbitte des sonst so trefflichen K..., allein es kam der böse Geist der militairischen Autorität über mich! Ich blieb fest, d. h. ich war so schwach, die scheinbare Vernunft und Unerschütterlichkeit meiner Meinung aufrecht zu erhalten, und erklärte dem jungen K..., die Sache würde zur Anzeige abgehen. So meldete ich den Fall an den Vorsteher der Brigade-Schule, Hauptmann Erhardt, und dieser machte dem Brigadier die Anzeige. Der aber nahm in seinem Standpunkte die Sache in der Schwere des vollen Ernstes. Er kam in die Klasse, hielt den Schülern eine furchtbare Rede, verordnete nochmals die Ablieferung der Arbeit und sagte dem K... unter anderm:

„Und Ihr, wißt Ihr wohin Ihr gehört? Auf den Sandhaufen, wer so seinen Dienst vergißt!“ Er ließ K... sofort verhaften! Es sind seitdem vierzig Jahre verstrichen, und mein Gedächtniß ist nicht ganz treu geblieben. Doch kann ich mich auf dasselbe verlassen, so wären es zwei Personen gewesen, die in Folge dieses Vorganges verhaftet wurden. Jetzt sahe ich nun wohl, was ich gethan hatte, und sahe es um so bedauerlicher ein, als ich keine Mittel besaß, das Geschehene zu ändern, oder wenigstens zu mildern. Denn der Fall trat gerade am Schluß meiner Militairlaufbahn ein, indem ich mit dem ersten Mai des Jahres 1821 ausschied. — Die Untersuchung hat, so viel mir bekannt geworden, die Strafe von drei Monat Festungs-Arrest gegen K... ergeben, der darauf vom Militair abgegangen ist, und sich der Laufbahn als Architekt gewidmet hat. Möchte er in dieser den Lohn seines so wackeren, und im Ganzen so verdienstlichen Benehmens gefunden haben. Ich habe niemals wieder seinen Namen nennen hören, und es ist sogar möglich, daß ich ihn hier durch das K... unrichtig angebe. Aber die Genugthuung kann ich ihm nicht verweigern, ihm in diesen Blättern nach langen Jahren eine Reue über mein Verfahren auszudrücken, falls er vielleicht noch irgendwo in einem von der Welt abgesonderten Privatstand lebt. Der Porteepeefähndrich D.... ist späterhin verstorben.

Ein anderer Zug aus meiner militärischen Jugendzeit hatte ebenfalls eine äußerst gefährliche Seite. Meine Mutter wohnte im Thiergarten; die Wohnung war in dem eigenthümlichen Gebäude, an der jetzigen Ecke der Bendlerstraße. Nur ältere Bewohner werden sich erinnern, wie gänzlich anders die Gegend gestaltet war. Neben dem jetzigen Gebäude, das nur zu Sommerwohnungen benutzt wurde, liefen in der Richtung der Bendlerstraße kleine Gärten hin, deren letzterer abgeschlossen war, und an ein Quergebäude stieß, welches zu dem

Nachbarhofe gehörte. Die Mauer war in kläglichen Umständen; man konnte jedes Wort vernehmen, was im Hause gesprochen wurde. Es wurde aber daselbst gespielt, und zwar Lotto, indem man auf die Quinterne zog. Nach der andern Seite war das Haus offen, und durch den daranstoßenden Hofraum und Garten mit unsern Wohnungsgebäuden verbunden. Es gehörte aber zu der Tabagie von Blankenhorn, woselbst damals täglich großer Verkehr war. Im Uebrigen war dieses Gehöft ganz getrennt von dem bewohnten. Wir Offiziere der Artillerie hatten von unsern Arbeiten in der Feuerwerksoffizin öfters kleine Proben mitgebracht. Der mich eines Sonntags besuchende Lieutnant S.... war im Besitz einiger Frösche und anderer Feuerwerkskörper. Uns jungen Leuten kam der Gedanke, diese zu benutzen, um die Spieler bei ihrem sehr ernsthaft betriebenen Geschäft zu stören. Wir begaben uns in den verschlossenen Garten durch Ueberklettern des Zaunes, wo wir durch ein leichtes Durchgraben gerade unter den Stuhl des vorsitzenden Ausrufers im Lotto gelangen konnten. Dort sollte unsere Mine angelegt werden, und die dabei zu erwartende Lust bestand darin, den Tumult zu beobachten, der entstehen würde, wenn die knatternden Frösche und Schwärmer angezündet wären, und die Spieler auseinander gesprengt hätten. Gesagt, gethan. Der tolle Vorsatz wurde ausgeführt; wir hatten mit der Hand eine Grube unter der Mauer gemacht, und eine Anzahl der Feuerwerkskörper auf dem Boden zerstreut. Nun sollte nur noch ein Zünder das Feuer dahin leiten, und Alles wäre dann in herrlichster Ordnung in die Luft gegangen. Allein es kam anders! Lieutenant S.... wollte noch etwas in der Anordnung revidiren, griff unten hindurch und faßte in der Uebereilung einen Tabacksbeutel, der an der Pfeife des Ausrufers hing. Dieser fühlte den Ruck, sah hinunter, erblickte eine fremde Hand, und schrie, in der Meinung, man

wolle ihn berauben: „Diebe, Diebe!“ Kaum hatte S… das Wort gehört, als er auf der Stelle aufsprang, kopfüber über den Zaun setzte, und mir nur das Nachfolgen überließ. Wir stürzten windschnellen Laufs, ohne von irgend Jemand gesehen zu sein, bis vor die Thür hinaus. In diesem Augenblick drangen aber die durch den Ruf Diebe ärger Erschreckten, als durch das Feuerwerk geschehen wäre, aus dem Spielschuppen hervor, von hinten her in das Gehöft, um die Thäter zu fangen. Als wir nun von vorn in das Haus zurückkehrten, hielt man uns für völlig unschuldig, und wir konnten nichts Anderes thun, als uns mit möglichstem Bedauern über den versuchten Handstreich aussprechen. Die Freude aber hatten wir dennoch, die Gesellschaft in den höchsten Grad der Aufregung versetzt zu sehen. Denn die Ziehung der Quinterne war nahe gewesen; die Vorgänger des Hauptgewinnes, Ambe, Terze, Quarte waren bereits heraus und bezahlt. Und nun waren durch den Tumult Karten, Nummern und Kasse durcheinander gekommen! Die, welche gewonnen hatten, zogen sich mit der guten Beute zurück, und die Quinterne konnte nicht bezahlt werden! Der Ingrimm dauerte noch lange fort, und erst die späteren Abendstunden endigten das heftige Parlamentiren, dem auch andere Actionen, die außerhalb der Redefreiheit lagen, sich gesellten. Uns aber war ein sehr ernstlicher Wink gegeben, nie wieder Aehnliches zu wagen, wobei die Uniform auf das Gröblichste beleidigt werden konnte. Wir dankten also dem Himmel, daß die Sache noch so günstig abgelaufen war, und vertrauten es selbst erst in späteren Tagen den Hausgenossen, wie nahe unser Antheil an dem Vorfall gewesen war. Nichtsdestoweniger konnten wir es doch nicht unterlassen, später oftmals zu äußern: „Schade ist's doch, daß der Brandschaden nicht das Unheil gemacht hat!“

Soll ich nun meine Lebensthätigkeit als Soldat noch

weiter genau schildern, so ist in den fünf Jahren, die ich darauf zubrachte, nur etwa noch Folgendes geschehen. Ich blieb treuer Lehrer der Brigadeschule, und zog dort verschiedene Schüler, die mir späterhin Ehre und Ruhm gebracht haben. Der Beste unter ihnen war indeß ein kleiner, wohlbegabter Bombardier, der unter allen stets die besten und saubersten Hefte hatte, Namens — Kirchfeld. Er ist als General im Jahre 1858 verstorben, durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde (zu Brandenburg). Man wollte wissen, daß ihm noch eine bedeutungsvolle Zukunft bevorgestanden haben soll. Mir genügt es, daß er den Rang eines Generals erreicht hat. Andere meiner damaligen Zeitgenossen, als: Laue, Dannhauer, Teichert, Vinke, Gerschow, gingen einen rühmlichen Stufengang aufwärts. Ob General Dannhauer die Schule besucht hat, weiß ich nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen. Im Ganzen hat mir der Wirkungskreis als Lehrer sehr zugesagt. Auch die jährlichen Examina in der Gegenwart des Prinzen August liefen immer vortrefflich ab, und ich habe stets die löblichsten Zeugnisse davon getragen.

Es stand auch mit unserm sonstigen kameradschaftlichen Leben sehr gut. Wir machten die Uebungen gemeinsam nach besten Kräften; einer leistete dem andern dankbare Hülfe; noch vom Feldzuge her hatte sich der gute Geist bewahrt, der in tüchtigen Soldaten leben muß. Die Manoeuvres waren uns trotz der Anstrengungen die liebste Anwendung der jugendlichen Kraft. Dort, im Freien, schloß sich das kameradschaftliche Band desto enger. Wenige sind, die eine Ausnahme davon machten.

Wir, die wir uns speziell gesellt hatten, waren auch sonst mehrentheils beisammen, wenn uns die Art des Dienstes nicht trennte. Einer schönen Excursion, zu der Laue, Teichert und ich sechs Wochen gebrauchten, muß ich hier gedenken. Es war

eine Reise, die wir im Jahre 1819 machten. Der Plan rührte von mir her. Wir gingen von Berlin nach Dresden, durch die sächsische Schweiz, nach Prag, Karlsbad, Eger, Hof, von dort nach Weimar, Cassel und durch den Harz zurück. Dazu hatten wir sechs Wochen festgesetzt, eine Reise, die man nach dem Maaßstabe des heutigen Tages allerdings in dem vierten Theil der Zeit macht. Allein wir legten den größten Theil des Weges zu Fuß zurück. Ich könnte von dieser Reise fast noch jeden Tag angeben, so aufmerksam war ich auf die Dinge um mich her, und so prägten sie sich meinem Gedächtnisse ein! Hier sei nur erwähnt, daß wir erst von Dresden aus gemeinsam die Reise fortsetzten, weil Laue uns eines speziellen Dienstes halber, erst zu Fuß dorthin nachkam. Er war in drei Tagen und einer Nacht von Spandau aus, wo er damals stand, nach Dresden gegangen. — Von dort pilgerten wir mit einander über Loschwitz, wo wir die Nacht bei dem Vater unseres Kameraden, dem Schauspieler Julius zubrachten, nach Pillnitz; nicht ohne den Vormittag einen Augenblick bei Karl Maria von Weber in Osterwitz vorzusprechen. Ich suchte diesen auf, da ich ihn ein wenig aus seinem Besuch bei meinem Vater kannte. — Bis Pillnitz hatte uns der Schauspieler Julius in Dresden das Geleit gegeben; dort schieden wir von einander. Wir bestiegen den Porsberg, und gingen hinunter nach Lohmen, wo wir bei der hübschen Christel unsre erste Aufnahme fanden. Andern Morgens besuchten wir die vielbesprochenen Gründe, die Bastei, den Rathenauer Grund bis zum Amselfall, und speisten Mittags in Rathen; Nachmittags gingen wir über den Lilienstein nach Schandau, wo wir uns mit einem köstlichen Bade erfrischten. Andern Morgens führte uns der Weg über den Kuhstall, die Winterberge und das Prebischthor bis nach Tetschen; und am dritten Tage marschirten wir von dort bis

Teplitz, während wir vielfach zur Seite ausgeschweift hatten, weil wir nach Rollendorf wollten, um das Bild von der Höhe zu genießen.

Von Teplitz nach Prag fuhren wir, und hätten fast einen Streit mit den Bauern bekommen, die wir jedoch durch zwei kleine Pistolen, die wir mitgenommen, so in Schrecken setzten, daß sie mit ihren Wagen weit hinter uns zurückblieben. Das lustige Abentheuer gab uns nachmals viel zu lachen, hätte jedoch sehr ernstlich ablaufen können. — In Prag besuchten wir den Literaten Gerle, Professor am Conservatorium, der uns viel Freundliches erzeigte. Er hat sich zwanzig Jahre später selbst entleibt! — Fahrend legten wir auch den Weg nach Carlsbad zurück, erfreuten uns dort an der schönen Lage des Orts, wanderten zu Fuß nach Eger, über das eben aufblühende Franzensbad, nach Hof und Gesell, nicht ohne der Spuren Jean Pauls vielfach zu gedenken, die hier mehrfältig hervortreten. Von dort gingen wir mit einander nach Saalfeld und in das Schwarzathal hinauf; späterhin nach Rudolstadt. Von hier machte ich den Weg allein nach Weimar, in der Hoffnung, dort Göthe zu sehen, die andern Beiden gingen über Kahla nach Jena, und trafen mich dann in Weimar wieder. Mein Vorsatz war gescheitert; Göthe war verreist. Ein Bekannter, den ich daselbst hatte, der Schauspieler Deny, zeigte mir indessen Viel des sonst Merkwürdigen, und ich trat auch in nähere Beziehungen zu dem berühmten Gelehrten daselbst, der als Schwiegersohn Bertuchs der großen buchhändlerischen Anstalt vorstand, Professor Froriep.

Von Weimar gingen wir nach Ankunft meiner Gefährten weiter nach Erfurt, Gotha, Eisenach auf die Wartburg, dann den schönen Weg nach Cassel, und von dort in den Harz. Diesen begannen wir von Gieboldishausen an zu bereisen, drangen über die Burg Scharzfels nach Lauterberg, und

gingen von dort nach Stolberg, über die herrliche Ruine des Klosters Walkenried nach Nordhausen und nach Alexisbad, durchzogen das Selkethal bis zum Schloß Falkenstein, und wendeten uns dann nach dem freundlichen Ballenstädt und nach dem Stubenberge. Hier übernachteten wir, und ich hatte das Glück, den berühmten Kometen des Jahres 1819 einen Tag früher zu entdecken, als ihn die Astronomen in ganz Deutschland gesehen, da ich ihn Abends zuvor in der Nähe der untergehenden Sonne, mitten im Abendroth wahrnahm. Die nächste öffentliche Nachricht lautete erst vom folgenden Tage an. Von dort aus stiegen wir noch auf die Roßtrappe, besuchten die Baumanns- und Bielshöhle, commercirten tapfer auf dem Brocken, und kehrten dann über Halberstadt und Magdeburg mit der ersten Schnellpost, in einer uns wunderbar dünkenden Schnelligkeit nach Berlin zurück.

Die Reise hatte uns sehr erfrischt, und die drei Theilnehmer waren durch die Gemeinschaft des Vergnügens noch viel innigere Freunde geworden. —

So war denn die Zeit des Soldatenstandes, der sich noch viel gesellige Erheiterungen anfügten, eine durchaus glückliche; denn diejenigen Dinge, die mir in demselben nicht so erschienen, hatte ich schon überwunden, durch den Entschluß, meinen Abschied zu nehmen. —

Die Zeit desselben kam heran, um den ich schon seit dem Tode meiner Mutter gebeten hatte. Hier mag die Gelegenheit sein, den Fall einzuschalten.

Meine Mutter war die treuste Hausfrau, die trefflichste Erzieherin, die gebildeteste Lebensgenossin. Wir durften in der That in all und jeder Hinsicht stolz auf dieselbe sein. Schon im verwichenen Jahre hatten sich Krankheitssymptome bei ihr gezeigt, die stärker und stärker ausgeprägt, H e i m veranlaßten, seine Heilung ihrer Krankheit mit R u s t zu theilen.

Ich bekam, noch erinnere ich mich dessen mit Beschämung, Winke und Briefe von meinen Schwestern, namentlich einen von meiner jüngsten, die mir das Wahre von der Sache darlegten, und mich zu einem ernsteren Leben und sanfteren Benehmen gegen die Mutter aufforderten. Ich wollte ganz unterrichtet sein und fragte eines Morgens Rust, ob eine Hoffnung sei, sie zu retten. „O bewahre, nicht daran zu denken," war sein kurzer Bescheid. — Mir gab er viel zu denken!

Von nun an begann ein neuer Lebenswandel in mir. Ich begegnete meiner Mutter mit aller Ehrfurcht und drängte meine Kräfte zu meinen nach damaligem Maaß besten dichterischen Leistungen zusammen. Mich belebten die größten Hoffnungen, ich träumte von Triumphen! Für die Liedertafel hatte ich einige Gedichte gemacht, die Beifall gefunden hatten; für Ludwig Berger eine Oper geschrieben, für Bernhard Klein endlich, mit ernster Zusammenraffung meiner Kräfte, die Oper Dido gedichtet, welche mir von meiner Mutter den schönsten Lobspruch eingebracht hatte: „Ich danke Dir für Deine schöne Oper Dido!" hatte sie gesagt. Das Werk war bei einem Freunde und späteren Schwiegervater Kleins, dem Buchhändler Parthei, in Gegenwart des Fürsten Radziwil und Grafen Brühl mit großem Beifall aufgeführt worden, so daß die Hoffnung, es auf der Bühne dargestellt zu sehen, sich schon lebhaft in uns regte. — Auch sonst war in meinem Kopfe und auf dem Papiere mancherlei fertig geworden. Dies Alles schlug ich in mir an und meinte damit den zweifelhaften Weg der literarischen Laufbahn mit festem Erfolg betreten zu können. Allein ich verschwieg diesen Plan aller Welt, weil ich mich noch besser dazu vorbereiten wollte und um meiner Mutter auch die schwere Lebenserfahrung zu ersparen, daß ich von meinen frischen, jugendlichen Jahren f ü n f verloren hatte! So lebten wir denn in einem, im Ganzen durchaus guten Verhältniß,

neben einander hin. Unser Haus wurde damals verkauft. Die Mutter bezog eine Sommerwohnung, von der man heut nur noch einen Theil in der Luisenstraße erblicken kann, wo gleich am Eingang derselben zur rechten Hand ein Haus schräg hineinspringt. Der kleine vorliegende Garten, der bis an den der Charite stieß, hieß der Ephraimsche. Zwei große Häuser im Innern nach altfranzösischem Styl eingerichtet, aber sehr veraltet, bildeten die Wohngebäude; in dem einen nach der jetzigen Luisenstraße hin liegenden hatte meine Mutter ihre Sommerwohnung. Sie war schon sehr schwach, konnte aber doch noch von ihrem Gartenstuhl aufstehen, einige Schritte ins Freie thun und so die Sommerluft unter den schönen Bäumen des Gartens genießen. Wir durchlebten einen sanften, freundlichen Sommer hierselbst; ich wohnte noch im Hause der Stadt bis Anfang September, wo ich in die Kaserne am Kupfergraben zog. Hier nun traf mich die Todesnachricht der Mutter. Es war am 20. September 1820, Morgens in der Frühe, als ein Bote meiner ältesten Schwester Julie mir die traurige Nachricht überbrachte. Auf der Stelle eilte ich nach dem Sterbehause und hing in der Umarmung der drei in Thränen zerfließenden Schwestern! —

Die Mutter hatte mit überraschender Schnelligkeit geendet; noch am Abend zuvor, wo ich selbst nicht zugegen war, hatte sie sich ziemlich wohl gefühlt. In der Nacht war ihr übler geworden. Und am Morgen hauchte sie ihren Athem mit den Worten aus: „Ich sterbe in Euren Armen!"

Wie die ersten Tage bis zum Begräbniß verstrichen, etliche unserer Freunde uns mit dem liebendsten Antheil besuchten, mag in dem Herzen Derer bleiben, die die wehmuthsvollen Augenblicke theilten. Das Begräbniß war ganz so einfach, wie das meines Vaters. Die Prediger Wilmsen und Catel und der damals treuste, innigste Freund unseres Hauses,

Ludwig Berger, waren die einzigen, die das Geleit zum Parochialkirchhofe, wo sie an der Seite meines Vaters ruht, gaben. Unser Schmerz war tief in die Seele gedrungen!

Ich machte meinem Chef, Oberstlieutenant von Bardeleben die Anzeige des Todesfalles, der sie mit herzlicher Theilnahme aufnahm. —

Den Winter über blieb ich noch im Dienst; erst zum Frühjahr erhielt ich den Abschied.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ereigniß mit Fehmer. — Unterhaltungen mit den Militairfreunden. — Lese-Abende mit Bernhard Klein. Sein Singetalent. — Lieder für die Altstimme von ihm und Berger. — Carl Arnold. Das Kisting'sche Haus. — Starke und Wilhelm Klütz. — Mein Reiseplan. — Frau v. Zielinski. — Polterabendfest des Dr. Hecker.

Ich muß dazu aber Manches aus meinem Berliner Leben nachholen. Meine Verbindungen in der Stadt waren vielfältiger Art. Zunächst nämlich mit Fehmer, der damals von hypochondrischen Zuständen geplagt, mehrfach meine Hülfe in Anspruch nahm, die ich ihm durch Verbindung mit verständigen Aerzten leistete. Dann mit den Freunden aus der Brigade, mit Bernhard Klein, Ludwig Berger; endlich mit einem Hause, das ich bisher noch nicht genannt, dem des trefflichen Instrumentenbauers Kisting.

Die Verhältnisse Fehmer's zu mir mögen die ersten sein, welche ich kurz berühre. Er war mir so nahe getreten, ging mit unserm Hause so viel um, daß eine Neigung meiner jüngsten Schwester, Henriette, zu ihm mir als Vermuthung aufstieg. Dagegen kehrte er im Frühjahr des Jahres 1821 zu mir von einer Ferienreise zurück, und berichtete mir, daß er sich mit

einem Mädchen in Wismar verlobt habe. Diese Nachricht theilte ich zu Haus mit. Ich sahe meine Schwester erbleichen, Thränen drangen ihr ins Auge, ihr Geständniß war unverkennbar. Doch nicht ein Wort entfloh der Lippe des edlen Mädchens. Es wird die spätere Aufgabe meines Buches sein, sich ihrem Andenken zu widmen, und diesen edelsten Charakter, den ich unter den Frauen kennen gelernt, in einem Bilde zu zeichnen. Das darf ich schon jetzt sagen, daß ein bedeutungsvollerer als der ihrige, mir nie vorgekommen ist, wie viele ich auch gekannt habe, die die geistigen Eigenschaften zweiter Art in weit höherem Maaße besaßen, als sie. — Natürlich bewirkte das Verhältniß einen gewissen stillen Rückhalt meiner drei Schwestern, Julie, Amalie und Henriette, die eine ganz nahe Wohnung bezogen hatten, in welcher sie bis zum nächsten Sommer blieben. Hier hatte die Lage ihres Lebens während des Winters sie zu dem Entschluß geführt, sie wollten alle drei, obwohl ihr Vermögen sie hinreichend ernährte, sich auf einige Jahre trennen, und ihre Kräfte dem Erziehungsfache widmen. Zum Frühling indessen zerstreuten und milderten sich ihre trüben Gedanken, und der lichte Sommer mit veränderten Lebensverhältnissen führte sie vollends zur froheren Auffassung des Daseins zurück.

Von den Freunden in der Brigade hatte ich mit zweien, die mir die nächsten und liebsten waren, Laue und Vinke, angefangen, zu einer Vorbereitung für die Studien, die ich machen wollte, wieder lateinisch zu lernen. Wir hatten einen Lehrer angenommen, und in den Nachmittagsstunden trieben wir zunächst Grammatik und lasen den Livius mit einander. Doch darauf beschränkte sich unsere Thätigkeit nicht allein. Schon in früheren Wintern hatten wir philosophische Unterhaltungen gehabt; wir kamen zu Disputationen zusammen. Andere Freunde nahmen Theil daran. Dazwischen fielen mit-

unter Abende, die wir durch eine Bowle Punsch erheiterten, wobei ich hauptsächlich derjenige war, der das Amt des Bereitens, überhaupt die Pflichten der Bewirthung übernahm. Bald sammelten wir uns im Picknick, und genossen einen frohen Abend, bald gab einer oder der andere ein Abendessen zum Besten. Zumal war dies der Fall bei Vinke, der um diese Zeit durch den Tod seiner Großmutter in Westphalen zu einer ansehnlichen Erbschaft gelangte.

Aber die Krone meiner Unterhaltungsabende bildete entschieden Bernhard Klein. Er hatte mit mir und einem Freunde, einem Herrn von Freymann aus Curland, einen Abend verabredet, zu welchem, wenn er bei diesem oder jenem statt fand, auch von dem Wirth einer oder ein paar Freunde hinzugebeten waren. Bernhard Klein las so schön, als er sang, und es war unser hoher Genuß, ihn eine Rolle, wie den Orest, oder einen ähnlichen Charakter lesen zu hören. Ein junger Offizier, der aber den Dienst schon verlassen hatte, um auf die Bühne zu treten, Finck mit Namen*), war damals als Vorleser berühmt; ich zog ihn einmal zu einem solchen Abende, und er übernahm es, den Brutus in Shakesspeares Julius Cäsar zu lesen. Allein er fiel völlig ab gegen Bernhard Klein, der nächst Tieck, den ich damals noch nicht kannte, entschieden am vortrefflichsten las. — Diese Leseabende, so interessant sie waren, lösten sich doch aber nach kurzer Zeit wieder auf, woran Bernhard Klein's unstätes, geniales Wesen Schuld war.

Ich habe hier einer Beziehung zu Bernhard Klein gedacht; es ist aber nöthig, daß ich auch sonst unser Leben mit- und zu einander, worin das von Ludwig Berger sich bedeu-

*) Er führte dies Unternehmen aus, mit Glück, da er auch eine schöne Baßstimme besaß; allein er trat wieder zurück, und beschäftigte sich später mit antiquarischem Buchhandel.

tungsvoll mischte, bespreche. In beiden Männern hatte ich, wie wohl in abweichender Beziehung, die Brennpunkte meines Daseins erkannt. Ich war so weit als Musiker, meist durch sie selbst gebildet, daß ich den ungemeinen Werth Beider zu schätzen wußte. Es ist mir bis auf den heutigen Tag nicht zur entschiedenen Klarheit gekommen, welchen von Beiden ich den Vorzug vor einander in musikalischer Beziehung geben soll; soviel kann ich indessen im Allgemeinen sagen, daß sie zu den Besten des Jahrhunderts gehörten, und selbst Berühmtheiten vor ihrem gediegenen Werth und Glanz erbleichen mußten, wie wohl der eine fast gar nicht mehr in der musikalischen Welt gekannt ist (bei einigen seiner Schüler ausgenommen), der andere kaum noch in einigen Kreisen in seiner Bedeutung genannt wird. Ich habe die Musiker stets so eingetheilt, daß sechs der ersten Klasse zugehörten, Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, und sechs der zweiten, Cherubini, Spohr, Weber, Ludwig Berger, Bernhard Klein, Mendelssohn; daß meine beiden Freunde wenig oder gar nicht gekannt sind, thut nichts zur Sache. Ihre Stellung war der Art, daß sie die meinige bedingte; was ich in der Musik jemals an Urtheil gehabt, danke ich diesen beiden Männern. Bei Berger hatte ich seit Jahren Klavierstunde gehabt, ich nahm später theoretischen Unterricht bei Klein, mit G. Reichardt und einem gewissen Stein gemeinschaftlich. Auch Gesangs-Unterricht erhielt ich durch Bernhard Klein, in der Art, wie man ihn überhaupt nehmen sollte. Das heißt, ich hörte immer neu staunend seine wundervolle Art zu singen, die über Alles das hinausging, was ich später jemals Eingelerntes und selbst in höchstem künstlerischem Sinn Gebildetes, von Meistern vernommen. Das Uebergewicht des männlichen Durchbringens und Beherrschens war stets auf seiner Seite. Damals unterrichtete ich schon

im Gesang; meine jüngste Schwester und ein junges Mädchen, dessen Namen ich leider vergessen, waren es, an welchen ich meine erste Prüfung ablegte. — Bernhard Klein, fast ohne Stimme, blieb indessen der erste, größte Sänger, den ich jemals gehört, und alle Berühmtheiten, so Verdienstliches sie haben, scheiterten an seiner Hoheit in der Kunst. Es sei für den Augenblick hier genug gesagt, daß meine ganze poetische Richtung durch Bernhard Klein und Berger eine musikalische wurde, indem ich sie Beide stets zum Schaffen drängen wollte, und daher für beide Opern und Gedichte schrieb, wovon viele der letzteren sich günstiger Aufnahme zu erfreuen hatten. In dieser Zeit hatte ich drei Lieder für die Altstimme gedichtet, die ich meiner Schwester Amalie zum Geburtstage bestimmte; sie wurden von Berger und von Klein componirt, und sind mit den nachgelassenen Arbeiten Bergers durch Kapellmeister Taubert und mich edirt, erschienen.*) So verkehrten wir beständig mit einander, und dieses Zusammenwirken war eins, das tiefere Wurzeln schlug, und meine künftige Existenz gestaltete.

Unter den Musikern, die ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, war auch einer, mit dem ich schon auf anderm Wege aneinander gestreift war, Carl Arnold. Berger wurde die Vermittlung, daß wir im Kisting'schen Hause näher bekannt wurden, wo damals die jüngste Tochter Henriette sich durch eine ausgezeichnet schöne Gesangsstimme und ein sinnvoll ausgebildetes Talent auszeichnete. Ein Conzert, welches einer der Schüler Bergers, Töche, veranstaltete, brachte mich näher zusammen mit der Familie und mit Kisting's Tochter, die darin als Sängerin mitwirkte. Es verschmilzt sich damit die

*) Ganz neuerdings, im Jahre 1860, ist das eine derselben, „Liebesbotschaft", in der Composition von Bernhard Klein, von dem trefflichen Tenorsänger, Herrn von Osten, öffentlich gesungen und sogleich ein Lieblingslied der Hörer geworden.

Erinnerung an eine reizende Fahrt nach Potsdam, die ich in Begleitung Bergers, des damaligen Conzertmeisters Hennig und der Familie Kisting machte. Später indeß gewann ich auch die Bekanntschaft und Freundschaft Carl Arnold's, der sehr gründlich durchgebildet, und damals entschieden in äußerlicher Fertigkeit der beste Klavierspieler, viel mit uns lebte, und mir späterhin einer meiner liebsten Freunde geworden ist. Wir Alle erfreuten uns lebhaft, daß er der Verlobte Henriette Kisting's war. In Kisting's Hause nun trafen wir vielfältig zusammen, und ich darf sagen, daß ich von dorther sehr schöne Erinnerungen von musikalisch gemeinsamen Ergüssen meines Lebens bewahrt habe. Arnold trat als Spieler, Henriette Kisting als Sängerin öffentlich auf; sie gaben gemeinschaftlich eine Reihe von Soireen im Saal des Gouvernementshauses (jetzt wegen Durchbruchs der Passage von der französischen Straße nach dem Schloß niedergerissen). Später traten sie, als junges Ehepaar in einem Conzert im Opernhause auf, und verließen am nächsten Tage Berlin, um nach Warschau und Petersburg zu gehen. — Nach vielen Schicksalen haben beide ihren Aufenthalt in Christiania genommen. Briefliche Nachrichten haben uns bis heut in Verbindung erhalten.

Somit lösten sich die ersten Freunde unserer damaligen Gemeinsamkeit ab.

Noch zweier andern Männer muß ich hier mit einem Wort warmer Liebe erwähnen, es sind Starke und Wilhelm Klütz. Ein von Förster zusammen gebrachter Klubb von jungen Männern führte mich mit dem ersteren zusammen. Er war ein tüchtiger Gelehrter; wir wurden schnell warme Freunde. Seine Stellung als Lehrer des Gymnasiums zu Neu-Ruppin erhielt er damals; ich besuchte ihn dort auf der Rückkehr von einer Reise nach Rügen, die ich während der Krankheit meiner Mutter gemacht hatte. Späterhin wurde

er der Verlobte einer meiner Verwandten, Adelheid Zenker, und mein zweiter Besuch bei ihm, nach seiner Verheirathung, befestigte unsere Freundschaft, die erst in späteren Jahren sich durch die Entfernung unserer Wohnsitze lockerte. Damals war sie eng und innig. Der Dritte zu unserm Bunde war Wilhelm Klütz. Ihn, gleichfalls Schulmann, lernte ich mit seinem Schwager van Baren (Geh. Sanitätsrath in Posen, mir nahe befreundet und später verwandt) kennen, welcher mit ihm bei Luther und Wegner frühstückte, wohin ich auch kam. Die Heirath, welche Klütz schloß, mit Henriette Lohen van Baren, führte ihn mir, auch als Gatten der besten Freundin meiner Schwester, zu. Er, Starke und ich, wir bildeten in jener Zeit, obwohl durch die Wohnorte geschieden, ein eng befreundetes Collegium. Klütz hat in seiner tiefen, innigen Anhänglichkeit sein Leben hindurch an mir gehangen, bis ihn im Jahre 1856 ein plötzlicher Tod dahinraffte. Mit Starke habe ich später wieder einige Gemeinschaft angeknüpft, durch seinen Sohn, der in meinem Hause die Aufsicht über meine Kinder einen Sommer hindurch freundlich übernahm, und später durch eine sehr liebenswürdige Tochter, der ich einigen Unterricht im Gesang ertheilte. — — Schönere Stunden habe ich wenige erlebt, als die, wo ich diesen Freunden meine Gedichte vorlas, gelagert am See zu Neu-Ruppin, und umrauscht von dem schönen Tannenwalde, der das Ufer beschattet. Das war im Jahre 1821! —

Die Vermittlerin dieser schönen Tage war gleichfalls eine Schwester von mir, aus einem früheren Verhältniß meines Vaters, Johanna Schultz benannt, indem sie damals schon verheirathet gewesen und Wittwe geworden war. Sie war Vorsteherin einer Schule in Ruppin, lud uns öfter zum Besuch ein, und versammelte deshalb die Gebildeten der Stadt zu unsrer Freude bei sich. Sie ist späterhin nach Berlin

gezogen, und lebt noch jetzt hier, durch ein hohes gesundes Alter begünstigt. Dieser Rückblick auf jene Zeit gehört in mein Lebensbild und begleitet es als ein Sonnenstrahl freundlicher Erinnerung.

Ich selbst nun wollte auf eigenen Füßen stehen in der Welt. Mein Plan war es damals, mich noch einigermaßen für die Universität vorzubereiten, dann in die Welt zu gehen, diejenigen Männer, die mir als die bedeutendsten in Deutschland in meinem schriftstellerischen Fach dastanden, Tieck, Jean Paul, Göthe zu besuchen, sie wo möglich kennen zu lernen, und endlich mich selbst durch Studien herangebildet, zum Lehrer der Aesthetik auf der Berliner Universität vorzubereiten. Da hatte ich denn einen Plan entworfen, der ganz den Verhältnissen anpaßte, aber auch zugleich die jugendlichen Neigungen in mir lebhaft bedachte. Ich wollte nach Frankfurt an der Oder gehen, auf drei oder vier Monate, dann nach Dresden, um Tieck's Bekanntschaft zu machen, und endlich nach Weimar, Bayreuth und Heidelberg, um, nachdem ich Göthe und Jean Paul gesehen, dort den ernsten Studien zu leben.

Nach Frankfurt an der Oder! Dies hatte vielfache innere Ursachen und Gründe.

In Berlin hatte ich die Bekanntschaft meiner ehemaligen Freundin, Minna Wagner, der Generalin Zielinski, erneuert. Es war bei Kisting's, wohin sie, (die nach kurzer Ehe Wittwe geworden, wieder zurückgekehrt war zu ihrer Mutter) in der Woche mehrere Tage kam, um sich auf einem dortigen Pianoforte einzuüben. Denn sie war eine Schülerin Berger's geworden, der selbst aus Frankfurt zwar nicht gebürtig war, aber doch noch seine ganze Jugend dort verlebt, seine früh dahingeschiedene Braut daselbst gehabt und nahe Verwandte am Leben hatte. Er brachte öfters Wochen und Monate lang dort zu, um sich zu erholen und der Composition zu leben.

Daher stammte seine Lehrerschaft zu Frau von Zielinski. Bei einer ihrer Uebungsstunden in Berlin nun traf ich sie zufällig. Sie war damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit, von allem Zauber des Geistes umstrahlt. Denn eine in der Bildung höher stehende Frau als sie, habe ich nie in meinem Leben kennen gelernt. Daß eine solche Fülle geistiger und körperlicher Eigenschaften mich nicht unbewegt lassen konnte, war begreiflich. Unser Gespräch knüpfte sich daher rasch an den vielen tausend Beziehungen an, die junge Gemüther zu Welt und Leben haben; bei der Ueberfülle von Heiterkeit, die ich damals besaß, konnte mir nichts Glücklicheres begegnen, als eine Frau von solcher Bildung und Schönheit. Bald war es denn auch bei mir entschieden, daß ich im Mai nach Frankfurt kommen, und dort die Studien des Griechischen und Lateinischen und zugleich die Bearbeitung eines Trauerspiels beginnen wollte, auf welches ich alle möglichen großen Hoffnungen in mir setzte. Dies war der eine, ernste, wesentliche Grund für meinen Beschluß. Die anderen lagen in verschiedenen Verhältnissen, und waren alle günstig. Ich konnte dort einsam studiren, und habe es auch gethan; ich traf mit Ludwig Berger und dessen nahen Freunden, dem Assessor Wünsch und Doktor Petersen — beide längst todt — zusammen; mit Berger ließ sich hier die begonnene Arbeit der Oper Orest, die er sich näher zum Studium gewählt hatte, fortsetzen; endlich schilderte mir Frau von Zielinski die gesellschaftlichen Verhältnisse Frankfurts so angenehm, daß ich mir sehr Vieles davon versprach. Da somit nun Alles anziehend für mich war, schrieb ich an Wünsch, er möge mir eine gute ländliche Wohnung zum 1. Mai besorgen, und meine Ankunft erwarten. Inzwischen hatte Frau von Zielinski Berlin schon verlassen, und ich war gewiß, sie dort in ihrer Heimath bestens eingerichtet zu finden.

In Berlin konnte mich für jetzt, nach einem für das Leben gefaßten Entschluß, nichts mehr fesseln. Meine militairischen Freunde folgten ihren Dienstrichtungen. Mit einigen derselben (auch mit Ludolf, dem ich mich in den letzten Jahren wieder viel genähert hatte), beschloß ich meinen Aufenthalt noch durch ein Fest, das einem jungen Mädchen zum Polterabend gewidmet wurde. Es war die Verheirathung des — nun auch lange verstorbenen — Professor *Hecker* mit der Tochter des Geheimenraths *Paalzow*. Ich hatte dazu eine ganze Hochzeitskomödie geschrieben, die das Ehepaar des alten Brocken-Königs und seiner Gattin, ferner den Mephistopheles, Faust und andere Figuren mit einem Tänzerchor verband, die ich noch mit dem vom Professor *Wach* gezeichneten Komödienzettel besitze. Die Hochzeit fand am 1. Mai statt, die Polterabend-Komödie daher mit allen Feierlichkeiten der Walpurgisnacht am 30. April. Nach einem nochmaligen Zusammensein mit meinen drei Schwestern, und einem Abend mit den lieben Kameraden und Freunden, war es endlich Zeit aufzubrechen. Am 3. Mai 1821, des Morgens um 6 Uhr, saß ich in der damaligen Journaliere, die täglich von Berlin nach Frankfurt abging, und wurde auf der Fahrt vom schönsten Wetter angelächelt. Abends um 6 Uhr traf ich in Frankfurt ein, wurde von meinem Freunde *Wünsch* empfangen und begrüßt, nach meiner Wohnung geleitet, und brachte den ersten Abend in seiner und seiner jungen Frau Gesellschaft traulich und ungemein heiter zu. —

So war ich denn nun aus Berlin geschieden, und zum Frankfurter Bürger und Einwohner geworden!

Druck von J. Blum in Berlin, Adlerstraße 9.